This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G
440
.092
A3

B 1,384,094

Victor Ottmann

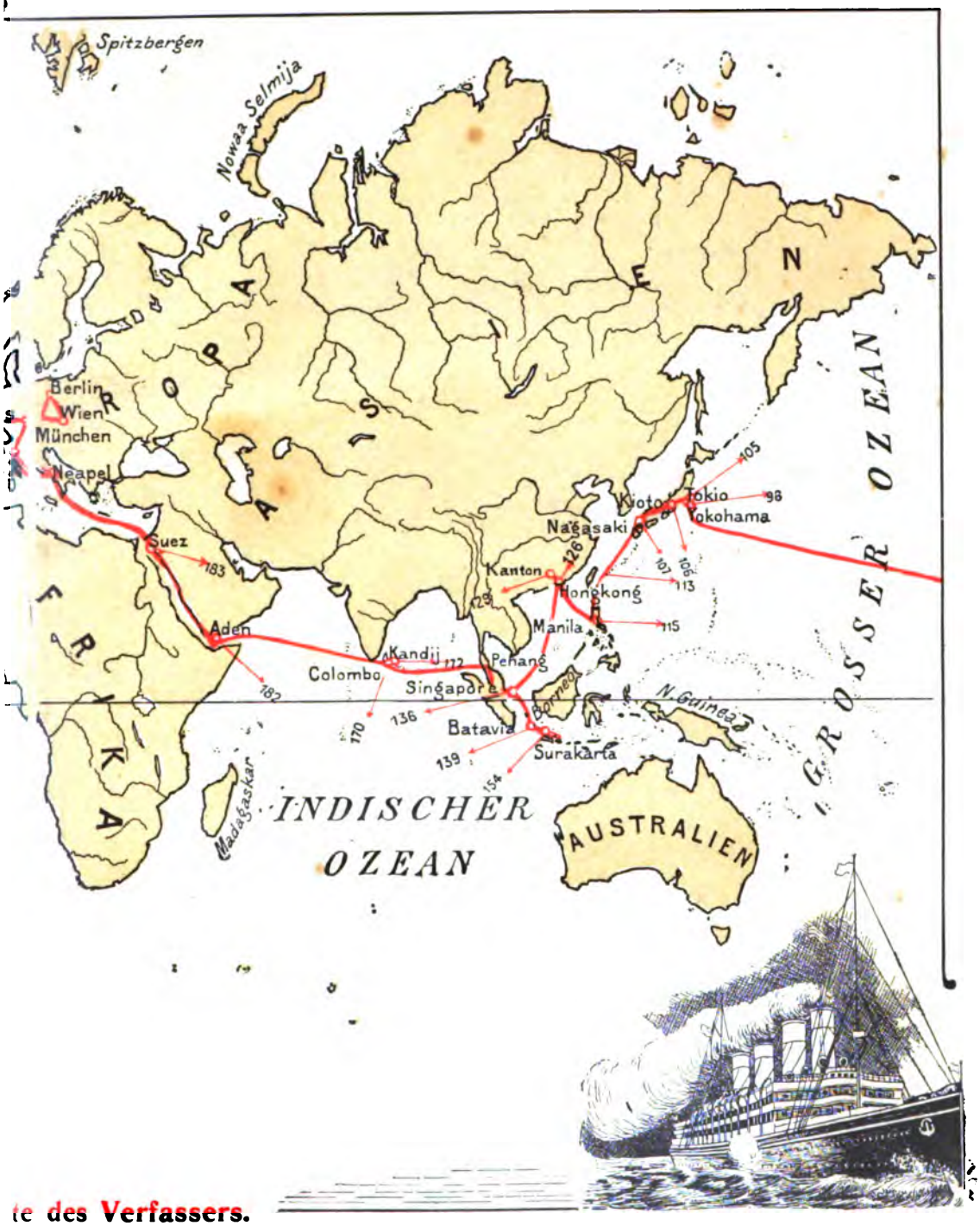
Rund um die Welt

Berlin, Verlag von August Scherl G.m.b.H.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Die Reiserou

(Die Zahlen be



te des Verfassers.

deuten die Seitenziffern.)

Friedrich Krause

Rund um die Welt

von

Victor Ottmann

Berlin 1905
Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H.

G
440
.092
A3

61. X. 05.
Dir, mein lieber Friedrich, zum Geburtstag von deiner Schwester
Emm
1461039-734

Inhalt.

Seite

Eine Winterreise durch Kanada . . . . . 1—33
Montreal 10. — Kanadisches Leben 14. — Ottawa 16. — Niagarafälle 19. — Kanadische Pacificbahn 21. — Winnipeg 24. — Bei den Schwarzfuß-Indianern 26. — Rocky Mountains 29. — Golf von Georgia 30. — Vancouver 31. — Seattle und Tacoma 33.

Kalifornische Frühlingstage . . . . . 34—48
Portland 35. — San Francisco 36. — Die Amerikanerin 37. — Cliff House 39. — Chinesenviertel 40. — Nabob Hill 41. — Los Angeles 43. — Santa Barbara 45. — Straußenfarm 45. — Santa Catalina 46. — Amerikanische Gasthausbräuche 47.

Im Fluge nach Mexiko . . . . . 49—73
Paciencia! 49. — El Paso 51. — Juarez 52. — Mexikanische Zentralbahn 54. — Stadt Mexiko 55. — Pulque 58. — Cordoba 59. — Der gelbe Tod 61. — Orizaba 62. — Oaxaca 63. — Porfirio Diaz 65. — Ruinen von Mitla 68. — Colorado Cañon 70.

Auf den Hawaii-Inseln . . . . . 74—93
Unterm Sonnensegel 74. — Pitschin-Englisch 77. — Honolulu 79. — Kalakauas Streiche 83. — Zum Vulkan Kilauea 86. — Wirtschaftliche Fragen 89. — Die Kanaken 90. — Japaner auf Hawaii 91. — Klaus Spreckels 92.

Japanische Idyllen . . . . . 94—111
Vom Körper der Japaner 95. — Jokohama 96. — Beim Buchhändler 98. — Kleinkunst 100. — Im Theater 102. — Tokio 105. — Kobe und Kioto 106. — Nagasaki 108. — Vom japanischen Charakter 109. — Das Kind-Weib 111.

Im Tropenregen auf den Philippinen . . . . . 112—124
Der argentinische Chargé d'affaires 112. — Formosa 113. — Manila-Bai 115. — Hotelfreuden in Manila 116. — Wetterkatastrophe 117. — Trouble-City 118. — Philippinos 120. — Amerika auf den Philippinen 121. — Schwierige Probleme 122.

Seite

Ein Abſtecher nach China . . . . . 125—138

Hongkong 126. — Odeur de Chine 127. — Auf dem Kantonfluß 128. — Straßenleben in Kanton 129. — Ladenbummel 130. — Greuel und Jammer 131. — Das Kakerlakenſchiff 133. — Ein neues „Soll und Haben" 134. — Exotiſcher Größenwahn 135. — Singapore 136.

Java, das Paradies der Tropen . . . . . 139—169

Batavia 139. — Die Reistafel 141. — Kleidungstoleranz 142. — Ein ideales Touriſtenland 143. — Garten von Buitenzorg 144. — Javaniſche Hotels 146. — Charakter der Javaner 147. — Auf dem Papandajang 148. — Dorfleben 149. — Boro-Budur 151. — Djokjakarta 152. — Surakarta 154. — Unterm Waringinbaum 156. — Wirtſchaftliches und Politiſches 161.

Im Innern von Ceylon . . . . . 170—184

Colombo 170. — Kandy 172. — Garten von Peradeniya 173. — Elefantengeſchichten 174. — Nuwara Eliya 177. — Mißglückte Beſteigung des Adamspiks 178. — Heimfahrt 180. — Aden 182. — Port Said 183.

Die beigefügten Bilder ſind zumeiſt Wiedergaben eigener photographiſcher Aufnahmen des Verfaſſers.

Eine Winterreise durch Kanada.

Die Februarsonne hatte es gut gemeint und mir ein paar frühlingsheitere Tage auf dem Pariser Pflaster beschert, damit ich recht angenehme Erinnerungen an die Alte Welt auf meinen langen Weg mitnähme; als ich aber in Cherbourg den Lloyddampfer bestieg, verschwand sie hinter dichten Schleiern von greulichem Grau. Auf solchem Riesenschiffe wie „Kaiser Wilhelm der Große" mit seiner Fracht von 1300 Menschenleben, seinen Bequemlichkeiten und technischen Wundern läßt es sich gut leben und gibt es Interessantes in Hülle und Fülle, und doch hätte man im atlantischen Winterwetter bisweilen nicht das geringste dagegen einzuwenden, wenn man sich plötzlich irgendwo auf dem Festlande befände, und sei es auch zwischen Bentschen und Krotoschin. Die Zeit scheint auf bleiernen Sohlen zu schleichen, in der Stumpfheit des grauen Elends gewinnt die kleinste Verrichtung an Größe: das Räuspern und Niesen wird zum Ereignis, das Wechseln der Beinkleider zur Tat. Man ist mißmutig, man ist krittelig, man mokiert sich übereinander, findet jene Dame in Weiß unausstehlich und möchte den Herrn dort drüben mit dem ewig-süßen Lächeln über Bord geworfen sehen; man schiebt die köstlichsten Leckerbissen zur Seite, fängt die einfältigsten Gespräche an und erprobt die starken Nerven des Kapitäns mit der Frage, wieviel Schiffbrüche er schon erlitten hat, und ob die Walfische auch Menschen fressen. Nur im Rauchsalon waltet ein kräftigerer Geist, der Geist des „Bluffens" beim Pokerspiel. Es muß doch höchst interessant sein, das Bluffen, daß es die Yankees vom Morgen bis in die Nacht hinein gefesselt hält, gleichviel, ob das Schiff stampft oder schlingert oder zur Abwechslung gleichzeitig stampft und schlingert und ein Sprühregen fahlen Gischtes bis über das Sonnendeck spritzt. Sie machen es sich auf den schwellenden Lederdiwans bequem, und wie bequem es ein Yankee sich und seinen

Beinen machen kann, das muß man sehen, um es zu glauben. Ihre bartlosen Gesichter haben etwas merkwürdig Zeitloses — sind das Männer von 30, 40 oder 50 Jahren? Und wenn sie, kaum das Gehege der goldstrotzenden Zähne öffnend, etwas sagen, so klingt es, als ob sich ein Kongoneger spaßeshalber den Mund ausspült.

Nach knapp sechs Tagen, von Cherbourg aus, klettert vor Sandy Hook unter dem ängstlichen Geschrei der Damen, wassertriefend und von einem Ohr zum andern grinsend, der Lotse an Bord, und ein paar Stunden später liegt, müde des Schaukelns, unser Koloß im großartigsten Hafenbecken der Welt. Aber die Amerikaner haben es gar nicht eilig, uns die Pforten ihres Paradieses zu öffnen; erst nach stundenlangem Palaver mit der Obrigkeit und nach einer ziemlich schikanösen Zollabfertigung dürfen wir den Fuß in den unergründlichen Morast verwahrloster Straßen setzen. Also das ist Neuyork? Und in diesen unsagbar häßlichen, hier winzig kleinen, dort wahnsinnig hohen Häusern kann man wohnen, in diesem atembeklemmenden Dunste, diesem Hasten freudlos und teilnahmslos aussehender Menschen leben? . . . Mir war, als ob mir eine eisige Faust an die Kehle griff; als ich aber später vom Wunderwerke der Brooklynbrücke hinüber auf das einzigartige Panorama der City sah, auf die unerhört kühnen, ungeheuerlichen Zwingburgen des King Dollar, auf die schier unbegrenzte Anhäufung von Vorstädten, auf die weiten Wasserflächen mit ihrem Hin und Her von Schiffen, auf die Tausende von qualmenden Schornsteinen, auf das ganze, von Arbeit und Rastlosigkeit, Tatkraft und Ungeduld zuckende Getriebe — da ging mir die großartige Schönheit dieses Anblicks auf, eine Art von grauenhafter Schönheit freilich, die eine Fülle widerstreitender Gefühle hervorruft.

Ein paar Tage darauf trug mich der Pullman-Car durch die Nacht dem Norden entgegen, und als die Sonne aufging, flimmerten die schneebedeckten Fluren Kanadas in ihrem Licht. Der Zug rollt über eine Brücke, über eine riesige, kaum übersehbare Eisfläche, auf der hier und dort die Schollen haushoch angestaut liegen. Es ist der majestätische Lorenzstrom, seine Schnellen und Strudel hat jetzt der Frost gezähmt. Und nachdem der Zug die Brücke passiert hat, läuft er auf dem Bahnhof von Montreal ein.

Man muß in diesem Erdteil der Superlative alle heimischen Maßstäbe aus dem Spiel lassen. Nur einen Blick in die nächste Nähe, ins Innere des Montrealer Hotels, von dessen 1000 Fremdenzimmern ich eines bewohne, und es fällt eine Großräumigkeit auf, wie man sie sonst nur in Zentralbahnhöfen zu sehen gewohnt ist. In der Eintrittshalle

Auf dem Atlantiſchen Ozean: „Kaiſer Wilhelm der Große“ überholt den „Großen Kurfürſten“.

Im Zwiſchendeck des Dampfers „Kaiſer Wilhelm der Große“.

allein könnte man bequem manches unserer kleineren Hotels unterbringen. Und was befindet sich nicht alles in dieser Halle! Es ist eine kleine Welt für sich, denn nach amerikanischer Sitte steht sie nicht bloß den Gästen offen, sondern jeder Gentleman kann nach Belieben eintreten und es sich auf einem, meistens aber zwei Fauteuils bequem machen, um zu plaudern, zu rauchen, die Zeitungen zu lesen. Willst du Briefe aufgeben, telephonieren oder telegraphieren? Bitte, dort ist ein Post-, Fernsprech- und Kabelamt. Verlangst du nach Lektüre? Dort drüben an der Wand findest du eine wohlversehene Buchhandlung und zahllose Zeitschriften englischer Sprache. Bist du zu bequem, um selbst zu schreiben? Laß dich von dem unnahbaren Gesichtsausdruck jenes niedlichen Tipp-fräuleins nicht abschrecken, sie sitzt mit ihrer Schreibmaschine für dein Diktat bereit. Fühlst du Mut in der Brust, dich an den entsetzlichsten Tabak der Welt zu wagen, an ein Kraut, das trotz seines unverschämten Preises nach Anthrazit und angesengten Haaren schmeckt? Hinter den glänzenden Kristallscheiben dort findest du das Gewünschte. Willst du dich waschen, dir die Stiefel putzen, die Kleider reinigen lassen? Eine kleine Armee schwarzer Unholde steht deines Winkes gewärtig. Gedenkst du, den guten Onkel in Pasewalk mit einem Mitbringsel in Gestalt echter Indianer-Schnitzereien (made in Germany) zu erfreuen? Bemühe dich nur zur linken Seite der Halle. Aber noch weitergehenden Bedürfnissen kommt man entgegen. Hast du vielleicht geistlichen Zuspruch nötig? Man kann ja nicht wissen . . . Sieh dort den Anschlag eines Reverend, der mit kühler Geschäftsmäßigkeit seinen Beistand anbietet — „Tag und Nacht, bitte zu telephonieren". Ja, zu grausiger Komik steigert sich der allgemeine Wettbewerb: sogar drei Friedhöfe buhlen um deine Gunst und empfehlen sich in öffentlichen Anschlägen jeder als „der größte und schönste". Ich vermisse hierbei das Wort „erstklassig" in einem Lande, wo jeder Stiefelputzer mit „first class shine" sein Jahrhundert in die Schranken fordert.

Und alles geht wie am Schnürchen, alles praktisch bis ins Kleinste, alles ein Appell an die gesunde Vernunft. Es lebt sich gut dabei, wenn man eben das Talent hat, gewisse Vorstellungen und Ansprüche, die man aus der Alten Welt mitbrachte, auf dem Grunde des Koffers zu lassen. Die Biegsamkeit der Wirbelsäulen läßt zu wünschen übrig, mit der strammen Haltung hapert es, aber schließlich hat der Mangel an Unterwürfigkeit, so befremdend er auch anfangs wirkt, doch seine sympathischen Seiten.

Aus dem Hotel in die Stadt! Mit Entzücken schlürft die Lunge die klare, köstliche Winterluft ein, das ist etwas anderes als der stickige

Brodem des Neuyorker Hexenkessels. Weißes, blendendes Flimmern ringsum, ein lautloses Gleiten von Schlitten zwischen den rechts und links aufgetürmten Schneemassen. Hier spürt man einmal den Winter, von dem wir zu Hause in der Großstadt immer nur den schwachen Abglanz zu sehen bekommen, in seiner vollen Entfaltung und Schönheit; es ist ein Vergnügen, den geschmeidigen jungen Männern und jungen Mädchen in ihren kleidsamen Sporttrachten, ihrer harmlosen Fröhlichkeit beim „Tobogganing", dem Bergabfahren auf kleinen Schlitten, und ähnlichen, ein nicht geringes Maß von Gewandtheit und Geistesgegenwart erfordernden Belustigungen zuzusehen.

Obwohl fast so groß wie Breslau, hat Montreal, abgesehen von seiner Ausdehnung, wenig Großstädtisches an sich und mehr den Charakter einer mittleren Provinzstadt von vornehmer Stille. Nach amerikanischen Begriffen ist es eine uralte Stadt; man zeigt hier als Rarität Häuser, die zwei Jahrhunderte gesehen haben. Eine Binnen- und Seestadt zu gleicher Zeit, denn der riesenhafte Lorenzstrom steht auch Schiffen mit großem Tiefgang offen, und man fährt von hier direkt nach Liverpool, London, Hamburg, Antwerpen und anderen Plätzen; allerdings ist der Hafen nur sieben Monate im Jahre eisfrei. Für die lebhafte Handelstätigkeit und den erheblichen Wohlstand spricht die Tatsache, daß die Bank von Montreal ihrem Geschäftsumfange nach die fünftgrößte Bank des britischen Weltreiches ist. Erstaunliches, Ueberraschendes darf der Fremde hier nicht erwarten. Die Häuser sind niedrig, meistens nur ein- oder zweistöckig und in der City bis auf einige schöne öffentliche Gebäude und eine Unmenge Kirchen von großer Nüchternheit; aber in den bevorzugten Quartieren des Westens, an den Abhängen des Mont Royal, sieht man wahre Schmuckkästchen von Villen, hinter deren blitzblanken Fensterscheiben alle guten Geister des Glücks zu hausen scheinen. Wundervoll ist die Aussicht vom Gipfel des Mont Royal. Es zog mich trotz des mühsamen Aufstiegs durch den Schnee immer wieder hinauf, um den Anblick der Winterlandschaft bei verschiedener Beleuchtung zu genießen. Ob im blanken Mittagssonnenscheine oder gegen Abend, wenn die violetten Schatten der Dämmerung über den Schnee huschen und jeder Laut gedämpft erscheint, immer ist die Szenerie von großartiger Erhabenheit: die Stadt dort unten in ihrer winterlichen Vermummung, die Eisflächen des mächtigen Stromes, dahinter die unermeßliche Oede der Schneegefilde und ringsum in nächster Nähe das Schweigen des Waldes, die phantastischen Kristallgebilde des Frostes in den Bäumen. Nirgends habe ich die Poesie des Winters so tief empfunden wie hier.

Der Niagara im Winterkleide: Der Hufeiſenfall.

Oberhalb des amerikaniſchen Falls.

Montreal ist eine Temperenzlerstadt, man muß schon daran glauben, ob man will oder nicht. Keine Hebe naht sich hier, zu fragen: „Wünschen Sie vielleicht Ambrosia?" Kaum zwei oder drei von den zahlreichen Tischgästen des Hotels sehe ich Wein trinken, der überdies sündhaft teuer und von verdächtiger Herkunft ist. Da es mir nicht an der Wiege gesungen wurde, daß ich nach der Tugendrose der Enthaltsamkeit streben sollte, habe ich die ganze Stadt nach etwas Trinkbarem durchsucht und glücklich zwei Bars ausfindig gemacht, in denen ein „Beer" verzapft wird, das in der Tat eine entfernte Aehnlichkeit mit Bier hat. Aber am Sonntag waren auch diese letzten Zufluchtsstätten geschlossen, und als ich im Hotel eine Flasche Ale forderte, warfen mir einige in der Nähe sitzende Damen Blicke zu, Blicke . . . ! Und der Kellner erklärte mit eisiger Miene, daß es Sonntags keine starken Getränke gäbe. Im Ernst gesprochen: ich bin wirklich kein Freund des übertriebenen Trinkens, betrachte den Alkoholismus als eine der furchtbarsten Menschheitsgeißeln und gönne den Enthaltsamen, die ja zumeist von sehr ehrenwerten Absichten geleitet werden, jeden Erfolg; aber eine so engherzige Anwendung von Temperenzgesetzen, wie sie in Kanada und verschiedenen Staaten der Union herrscht, scheint mir mit den Begriffen von persönlicher Freiheit unvereinbar zu sein.

* * *

Das älteste und am dichtesten bevölkerte Kulturgebiet des Dominion of Canada nimmt den verhältnismäßig kleinen Raum zwischen den Nordwestküsten des Ontario- und Eriesees und den Ufern des Lorenzstromes ein, und hier befinden sich auch, in fast völlig gerader Linie liegend, die fünf größten kanadischen Städte: Montreal, Toronto, Quebec, Ottawa und Hamilton. Unmittelbar an die reichen, durch einen allzu langen Winter benachteiligten Fruchtgefilde und die rege Industrie- und Handelstätigkeit dieser von geistigem und sozialem Leben kräftig pulsierenden Provinzen stößt im Norden der jungfräuliche Boden, die grenzenlose Einsamkeit eines unermeßlichen, mit Seen und Flüssen überhäuften Wald- und Prärielandes. Man braucht von Ottawa oder Montreal aus nur ein paar Stunden nordwärts zu wandern, und man steht an der Grenze zwischen Kultur und Wildnis, einer Wildnis, deren rauhes Klima dem Farmerspaten ein Ziel setzt, die aber den Fischer und Pelzjäger mit reicher Beute lockt. Hier im Osten liegt der Brennpunkt kanadischen Lebens, bis vor nicht langer Zeit war dieser Landstrich überhaupt der einzige, an den man dachte, wenn man von Kanada sprach. Jetzt aber sind zwei neue große, mächtig emporblühende Industrie- und Handelszentren in der Bildung begriffen: die halbwegs zwischen

dem Atlantischen und dem Stillen Ozean liegende Provinz Manitoba mit der Hauptstadt Winnipeg, und im Westen das Küstenland von Britisch-Columbia mit der Insel Vancouver. Sechs Tage und sieben Nächte braust der Expreßzug der kanadischen Pacificbahn an den großen Seen entlang über die Prärien und durch die wilden Schluchten der Rocky Mountains, um die drei Kulturbezirke des Landes zwischen Quebec und Vancouver miteinander zu verbinden.

Bevor ich mich dem romantischen „wilden Westen" zuwandte, habe ich die zwar ziemlich unromantischen, aber dennoch sehr fesselnden kanadischen Großstädte besucht und überall den Eindruck einer außerordentlichen Betriebsamkeit gewonnen. Vor allem fällt auf — und ich glaube, das ist das charakteristischste Merkmal dieser Städte — daß sie so gar kein in sich abgeschlossenes Bild gewähren, daß alles im Werden und Wachsen begriffen scheint, daß neben Vollendetem Täppisch-Rohes steht, neben Ursprünglichem das äußerste Raffinement sich spreizt. Das verwöhnte Auge fühlt sich verletzt durch die langweilige Häßlichkeit der Straßen, von denen die eine ziemlich genau so aussieht wie die andere, gerade wie die Menschen, die sich hier alle so verzweifelt ähnlich sehen, als wären sie tausendfach nach einem einzigen Modell geschaffen. Dann die riesigen Ausdehnungen. Ich muß beim Anblick dieser Städte an einen Jungen denken, den man in einen „auf Zuwachs" berechneten, schlotternden Anzug steckt. Heine hat einmal die Berliner Friedrichstraße mit der Ewigkeit verglichen; was würde er wohl sagen, wenn er die Straßen Torontos sähe! Die sind fast alle um ein Bedeutendes länger als die längste Berliner Straße, und man wird alt und schwach, ehe man sie von einem Ende zum anderen durchmißt. Noch ist der Boden billig, noch gestattet er bequeme Ansiedlung, noch kann sich auch der Aermste sein eigenes Heimwesen gründen, und daher kommen die großen Dimensionen. Aber bei dem Sturmschritt, mit dem hierzulande die Entwicklung der Dinge vor sich geht, gehört nicht viel Phantasie dazu, um die kleinen Häuser bald durch Wolkenkratzer ersetzt zu sehen.

Es wäre sicherlich sehr unrecht anzunehmen, daß der nüchterne Erwerbssinn jeden Keim der Schönheit, jedes Aufflackern einer sorglos heiteren Lebenslust erstickt und tötet. Die Kanadier, die nur so genannt sein wollen und nicht „Amerikaner", lehnen in dieser wie in anderer Hinsicht jeden Vergleich mit den Nachbarn der Vereinigten Staaten ab und tun sich auf ihre ältere und feinere Kultur etwas zugute. Und das wohl mit Recht. Die persönliche Kultur zieht sich eben hier mehr als in der Alten Welt ins Innere zurück; es scheint geradezu, als ob man sich schämte, nach außen hin etwas anderes als Geschäftsmann zu sein.

Wie die Straßen jeder Stadt etwas Gleichmäßiges haben, so ähneln sich auch die Städte untereinander, ohne Rücksicht auf die Rassenverschiedenartigkeit ihrer Bewohner. Die Provinz Quebec, zu welcher Montreal gehört, ist überwiegend französisch, und in den Adern von mehr als der Hälfte der Montrealer rinnt gallisches Blut. Aber wenn nicht die Namen auf den Firmenschildern und einige französische Zeitungen diese Tatsache bekundeten, würde man schwerlich darauf kommen, sie zu vermuten. Weder in der Architektur noch im Aussehen und Gebaren der Montrealer oder Quebeker erinnert etwas an das alte Vaterland, nichts im Straßenleben und in den Einrichtungen an französische Gewohnheiten, und wer Französisch spricht, wird, wie ich es dutzendweise erfahren habe, fast stets eine englische Antwort erhalten. Obwohl in der Provinz Quebec die Engländer, Iren und Schotten beträchtlich in der Minderheit sind, hat das Leben, wenigstens nach außen hin, einen völlig englischen Anstrich. Das Deutschtum spielt in Kanada keine Rolle von Bedeutung und wird meistens schon in der zweiten Generation ganz aufgesogen. Man schätzt die Zahl der eingewanderten Deutschen und ihrer Nachkommen auf eine Viertelmillion. In den Städten des Ostens treten sie wenig hervor, in Montreal habe ich gar nichts von ihnen gemerkt, und nur in Toronto gibt es eine deutsche Gemeinde, die auch eine kleine Kirche besitzt. Nicht weit von Toronto liegen drei Städtchen, die sich stolz Berlin, Breslau und Neu-Hamburg nennen, und deren Bewohner, wie sich leicht erraten läßt, fast durchgängig Deutsche sind. Von anderen Völkerschaften fallen hauptsächlich die unschönen Söhne des himmlischen Reiches der Mitte auf; sie haben auch hier, wie in ganz Nordamerika, die Rolle des Wäschers übernommen und wüten dabei, wie ich zu meinem Leidwesen erfahren mußte, so entsetzlich mit scharfen Mitteln, daß ich sie in der Tat als die „gelbe Gefahr", wenigstens für die Wäsche, betrachte.

Wer ein fremdes Land bereist, soll nie versäumen, sich mit der Presse des Landes einigermaßen vertraut zu machen, denn die Unmittelbarkeit, womit die Zeitungen vom Leitartikel an bis zur letzten Annonce das zum Ausdruck bringen, was die große Menge interessiert, gibt oft wertvollere Fingerzeige als manches dickleibige Reisehandbuch. Vor mir liegt ein Stoß der hauptstädtischen Blätter, darunter einige in französischer Sprache. Ihr Stil ist echt amerikanisch: nichts als „Aktualitäten" in packender Form. Unterhaltende und belehrende Aufsätze, wie sie bei uns selbst das kleinste Provinzblatt bringt, sucht man darin vergebens. In den englischen Blättern übermäßig viel Sport, in den französischen allerhand breitgetretene „faits divers", für deren Würze der

gallische Journalist drei Saucen hat: die sarkastische, die pathetische und die sentimentale. Freilich, es gibt auch interessante Artikel in diesen Blättern, aber mit denen hat es eine eigene Bewandtnis. Da sieht man eine packende Ueberschrift, einen fesselnden Anfang, man beginnt zu lesen, die Spannung wächst, gegen den Schluß jedoch merkt man plötzlich, daß die ganze Geschichte auf die Empfehlung einer Pille hinausläuft, die gegen alle Gebrechen der Welt, vom Kopfschmerz bis zur schwierigsten Darmverschlingung, gut sein soll. Ueberhaupt ist die kanadische Presse gerade so wie die der Vereinigten Staaten in ungeheuerlicher Weise mit offenen oder versteckten Quacksalberreklamen durchsetzt, und für mich gehört es zu den psychologischen Rätseln, wie bei einem auf seine Intelligenz stolzen Volke die Gimpelfänger solche Triumphe feiern können.

Das strenge Temperenzlertum, von dem ich schon erzählte, steht mit dem hochentwickelten kirchlichen Sinn der Kanadier im Zusammenhang, geht aber weniger von den Angehörigen der katholischen Kirche als von den Protestanten aus. Diese zerfallen in zahlreiche Sekten, unter denen auch die bei uns durch ihre Gebetsheilungen unvorteilhaft bekannte Christian Science-Gemeinde eine bedeutende Rolle spielt. Infolge der ausgesprochenen religiösen Veranlagung der Kanadier haben alle dem Gemeinwohl dienenden, zumeist trefflich eingerichteten Anstalten einen religiösen Anstrich. Die puritanische Strenge bedingt aber keineswegs eine düstere, lebensabgewandte Weltanschauung; im Gegenteil, Sport und körperliche Gewandtheit stehen im höchsten Ansehen, und die jungen Leute erfreuen sich mancher Freiheiten, die in andern Ländern befremden würden. So ist es zum Beispiel im Sommer allgemein Brauch, daß junge Herren und junge Damen sich zu Gesellschaften zusammentun, um für ein paar Wochen „camping" zu gehen, d. h. an irgend einem schönen Punkte der unermeßlichen See- und Waldgebiete, fern von der Stadt, ein Zeltlager aufzuschlagen und nun ein köstliches Naturleben zu führen, zu angeln, rudern, segeln und jagen. Keinem Menschen würde es hier einfallen, daran Anstoß zu nehmen; man weiß eben, daß man sich auf die gute Erziehung der jungen Leute verlassen kann.

Von Montreal brachte mich der Zug in einer Nacht nach der kanadischen Regierungshauptstadt Ottawa (die erste Silbe ist zu betonen). Wie Montreal, erhält auch Ottawa sein charakteristisches Gepräge durch ausgedehnte Stromflächen, die zur Zeit meiner Anwesenheit natürlich zu Eis erstarrt waren. Die Stadt liegt an der Mündung des Rideauflusses in den stattlichen Ottawastrom, und beide Wasserläufe sind so liebenswürdig, sich hier in einer Glanznummer zu zeigen: der Rideaufluß bildet

Am Niagarafall: Vereiſte Bäume und zugefrorene Stromſchnellen.

genau an seiner Mündungsstelle die Rideaufälle, und die Ottawa stürzt sich unweit davon über die breite Felskante der Chaudièrefälle in die Tiefe. Diese nicht sehr hohen, aber besonders in der winterlichen Eisvermummung wirkungsvollen Kataraкte verleihen im Verein mit den weiten Wasserflächen und einem anmutig hügeligen Gelände Ottawa solchen landschaftlichen Reiz, daß es wohl den Ruhm in Anspruch nehmen darf, die malerischste Stadt Kanadas zu sein.

Meine übernächtige und infolge mannigfacher Verdrießlichkeiten nicht gerade rosige Stimmung machte schnell erhebenderen Gefühlen Platz, als ich morgens aus dem Bahnhof in die leuchtende, wundervoll klare Winterluft trat und über knirschenden Schnee durch die Stadt wanderte. In so ungeheuren Mengen war der Schnee in den letzten Tagen gefallen, daß die Straßen oft förmlich Hohlwegen glichen. Es war ein Sonntagmorgen; trotz der bereits vorgerückten Stunde schien noch alles fest zu schlafen, denn langausgedehnte Sonntagsruhe gehört zu den Gewohnheiten der Kanadier, und es wird dabei auch besondere Rücksicht auf das Dienstpersonal genommen. Den ganzen Tag über hielt dieser tiefe Frieden an, nur die Kirchengänger und hier und da ein paar still spielende Kinder belebten die Straßen. Ottawa ist überhaupt eine sehr ruhige, behagliche Stadt und macht in seiner weitläufigen Anlage mehr den Eindruck einer riesigen Villeggiatur; hohe Häuser und Mietkasernen gibt es nicht, straßenein und straßenaus reiht sich ein hübsches Holzhäuschen ans andere, Garten stößt an Garten. Glückliches Land, wo noch der Mensch sein Stück Scholle besitzt, auf der er schalten und walten und sich schöpferisch betätigen kann; glückliches Volk, das auch seinen ärmeren Bürgern den Segen eines eigenen Hauswesens zu bieten vermag!

In Ottawa halten sich die Nachkommen der alten französischen Kolonisten so ziemlich das Gleichgewicht mit den britischen Ansiedlern, infolgedessen gibt es auch ungefähr ebensoviel Protestanten wie Katholiken. Das edelste Bauwerk der Stadt, und wohl von ganz Kanada, bildet der in drei gesonderte Teile zerfallende Regierungspalast mit dem Parlament. Er ist nach amerikanischen Begriffen schon ziemlich alt, denn er wurde bereits im Jahre 1865 mit einem Kostenaufwande von mehr als 20 Millionen Mark vollendet. Dieser wuchtige, ernste und trotz der Massigkeit der schweren Sandsteinquadern doch so anmutig und leicht gegliederte Bau mit seiner Anlehnung an die Formen früher Gotik macht einen gewaltigen Eindruck, und nicht minder großartig ist der Ausblick von hier oben hinab auf den breiten Ottawastrom und darüber hinaus auf das schneeflimmernde Land.

Von Ottawa reiste ich nach Toronto, und dort war es mein erstes, mir einen schon längst ersehnten Sportgenuß zu verschaffen: eine Eisjachtfahrt auf dem Ontariosee. Das ist doch ein bißchen anders als auf unserer märkischen Müggel! Die Jacht war vortrefflich gebaut, der Führer flößte Vertrauen ein und bewies sich auch als ein Mann von eiserner Faust und eisernen Nerven. Von einer steifen Brise getrieben, schlug die Jacht sofort ein tolles Tempo ein und raste unter voller Ausnutzung des Segels mit einer Geschwindigkeit über die Eisfläche, daß der Atem zu vergehen drohte. Knirschend und pfeifend bohren sich die Kufen durch die Schneewehen, kleinere Schollen werden mit Grazie genommen, die Jacht zersplittert sie oder springt darüber weg, großen Eisblöcken aber, an denen sie zerschellen würde, entgeht der Führer durch einen geschickten Segelzug oft haarscharf. Was ist das vorne? Eine offene Stelle? Aber ehe das Hirn noch Zeit hat, den Gedanken auszudenken, ist die Jacht schon über das spiegelglatte Kristalleis weggeflogen. Trotz des kleinen Pelzlagers, das auf mir lastet, fühle ich mich zum Eiszapfen verwandelt, das Mark in den Knochen scheint erfroren, die Finger sind unfähig, sich zu bewegen, aber desto köstlicher ist nachher das Gefühl, als ob alle Lebensgeister sich in zehnfacher Verstärkung regten.

Gegenüber von Toronto, am andern Ufer des Ontariosees, stürzt der Niagara seine Fluten über den Fels, und im Sommer fährt man in wenigen Stunden mit einem Dampfer hinüber; aber da jetzt der See zum größten Teil zugefroren war, mußte ich die Bahn benutzen. Ich hatte dabei zum ersten Male Gelegenheit, die Unzuverlässigkeit der amerikanischen Eisenbahnen kennen zu lernen, eine Bekanntschaft, die ich zu meinem Leidwesen immer wieder erneuern mußte. Zu den vielen Irrtümern, die bei uns über die Zustände „drüben" verbreitet sind — eine Folge der maßlosen Schönfärbereien einiger allzu freundlich aufgenommenen Besucher und der Yankee-Prahlereien — gehört auch die Vorstellung, daß die amerikanischen Eisenbahnen den unserigen weit überlegen wären. Genau das Gegenteil trifft zu. Die vielgerühmte Schnelligkeit findet man nur bei einigen Renommierzügen auf verhältnismäßig kleinen Strecken, aber sonst fahren die Züge sehr langsam, selbst die sogenannten „Flieger" legen selten mehr als 40 km in der Stunde zurück. Ueber die Einrichtung der Wagen wird später noch einiges zu sagen sein. Am schlimmsten steht es mit der Pünktlichkeit. Nach meinen Erfahrungen gibt es nicht einmal eine bestimmte Abfahrtzeit, geschweige denn eine einigermaßen sichere Ankunft. Die Angaben der Kursbücher gehören zum großen Kapitel Humbug, und wenn da z. B. steht: Abfahrt 6^{15}, so sollte das ehrlicher heißen: Abfahrt ungefähr zwischen 6 und 10 Uhr. Alles das

ginge noch an und könnte durch die riesige Ausdehnung des Bahnnetzes und die vielen unvorhergesehenen Zwischenfälle entschuldigt werden, aber unentschuldbar, nach unseren Begriffen, ist die vollständige Vernachlässigung des wartenden Publikums. Nur ein so rührend geduldiges, jede Aeußerung des Mißfallens zurückhaltendes Publikum wie das amerikanische findet es anscheinend ganz selbstverständlich, daß durch nichts für Orientierung und Aufklärung gesorgt wird; ja mir scheint fast, als ob man sich darauf noch etwas zugute täte, etwa in dem Sinne: wir sind so intelligent, daß wir alles von selbst ausfindig machen. Ich trete wahrlich für größte Selbständigkeit ein, aber warum der Reisende für sein teures Geld Rätsel lösen soll, bloß damit die Bahngesellschaft das Gehalt der Angestellten spart und ihre Dividenden erhöht, das geht mir nicht in den Kopf. Obwohl ich doch einige Uebung im Reisen besitze, war ich auf den amerikanischen Bahnhöfen häufig in Verlegenheit: keine Fahrpläne, keine erklärenden Aufschriften, keine Beamten, nicht die geringste Unterweisung für den ortsunkundigen Reisenden. Stößt er nicht auf jemand, der Bescheid weiß und imstande ist, diesen Bescheid in verständliche Form zu kleiden, so kann er sehen, wo er bleibt.

Nachdem aus der fahrplanmäßig einstündigen Fahrt eine fast halbtägige geworden war, kam ich nach Hamilton, einer schnell aufblühenden und sehr hübsch angelegten Stadt an der Südspitze des Ontariosees, und bald darauf nach der Station Niagara Falls, von der eine stählerne Bogenbrücke zur gleichnamigen Stadt hinüberführt. Es war ein grauer, schwermütiger Wintertag, als ich zuerst den Strom und dann von der Brücke aus die Fälle erblickte. Da stand ich nun im Angesicht des Weltwunders, das seit Kindheitsjahren meine Phantasie beschäftigt hatte, aber um ganz offen zu sein, muß ich gestehen, daß das Gefühl einer gewissen Enttäuschung anfangs keine reine Freude, kein Staunen und keine Andacht aufkommen lassen wollte. Das ärgerte mich, denn wer führe gern über Meere, Berge und Täler, um in den heiß begehrten Kelchen den Wermutstropfen der Enttäuschung zu finden? Ich schalt mich einen alten Nörgler und schob es auf eine vorübergehende Gemütsverstimmung, aber auch später und jetzt noch, wo ich meine Eindrücke des Augenblicks beschaulich nachprüfen kann und manches Urteil korrigiere, vermag ich den Niagarafällen nicht mehr jene unbedingte Bewunderung zu zollen, die ich einst nach dem, was ich darüber las und hörte, hegte. Wohl wirkt die Wassermasse gewaltig, aber in ästhetischer Hinsicht gebe ich manchem Falle Europas und des kanadischen Felsengebirges den Vorzug. Seine neue Umgebung empört sich gegen die Majestät des Niagara; die Romantik ist tot, erschlagen von der Prosa. Eine ganze, immer mehr

anwachsende Fabrikstadt umklammert mit gierigen Polypenarmen den Strom, um von der Kraft der Fälle zu zehren, deren Schönheit sie am liebsten völlig den Garaus machte. Eine industrielle Anlage neben der anderen, Vernichtung des Waldes, Straßenbahnen, Brücken, gleichgültiges Volk, der Lärm des Alltags — das ist der erste Eindruck, und es hält nicht leicht, sich seiner verletzenden Häßlichkeit so schnell zu entziehen.

Glücklicherweise änderte sich das Bild, als ich oberhalb der Fälle in dem Naturpark stand, der bisher noch den Klauen des barbarischen Spekulantentums entronnen ist und auch erhalten bleiben soll, wenn es den Mammonsgötzen nicht anders beliebt. Der Frost hatte den Strom in eisige Fesseln geschlagen und Szenerien von überwältigender Schönheit geschaffen. Die Bäume starrten förmlich von Eis, der aufstäubende Wasserdampf verwandelt sich in ihrem Geäst zu funkelnden Kristallen und macht aus schwachen Zweigen armdicke, tropfsteinähnliche Gebilde. Der Strom war bis auf ungefähr ein Viertel seiner Breite festgefroren; brausend und gurgelnd schoß das zusammengepferchte Wasser in der Mitte des Bettes dahin, um plötzlich seinen ungeheuren Sturz zu tun und hinab in turmhohe Eisschachte, in ein Gewirr von glitzernden, weiß, grün und bläulich schimmernden Stalagmiten zu schießen. Natürlich war es in dieser Jahreszeit, bei dem Zustande völliger Vereisung und Gefährdung aller Wege, unmöglich, am Fall hinabzusteigen und die berühmte „Windhöhle" hinter der Sturzflut aufzusuchen. Ich wanderte durch die Einsamkeit des Spätnachmittags nach den oberhalb der Fälle gelegenen Stromschnellen und ward nicht müde, mich in das chaotische Durcheinander der hochaufgetürmten Eisschollen und die wundervollen, phantastischen Schöpfungen des Künstlers Frost zu versenken, bis die heranbrechende Dunkelheit mich zum Rückwege zur Bahnstation nötigte.

* * *

Morgens im Schlafwagen des kanadischen Pacific-Expreß. Zwei Tage und zwei Nächte fahren wir nun schon seit Ottawa. Hinter den Bettvorhängen zu beiden Seiten des Mittelgangs beginnt es sich zu regen, man hört Gähnen und Seufzen, das Rascheln von allerhand intimen Kleidungsstücken, die ersten präludierenden Akkorde der Tagessinfonie. Der schwarze „Porter", der ein so merkwürdiges Talent hat, überall im Wege zu stehen, stellt das geputzte Schuhzeug vor die Lager, und zwischen den Vorhängen greift hier eine kräftige Männerfaust, dort eine zarte Frauenhand hervor, „und ein Arm und ein schimmernder Nacken wird bloß". In den amerikanischen Schlafwagen gibt es nämlich keine getrennten Räume für Männlein und Weiblein, infolgedessen

ist man genötigt, auf dem Lager selbst hinter dem Vorhang in kauernder Stellung Toilette zu machen. Dazu gehört die Dehnbarkeit eines Schlangenmenschen und die Gewandtheit eines Akrobaten, und da solche Talente nicht alltäglich sind, zumal nicht bei wohlbeleibten älteren Personen, ziehen es die Reisenden, wenigstens die männlichen, vor, das Dekorum minder ängstlich zu bewahren und sich auf dem Gange in Kostümen zu bewegen, von denen man fast behaupten könnte, sie wären gar nicht vorhanden.

Der kanadische Pacific-Expreß gilt als einer der besteingerichteten Züge der Neuen Welt, aber ich weiß wirklich nicht, was er vor den deutschen Schnellzügen voraushaben soll, ja, mir scheinen unsere neuen Wagen II. Klasse zum mindesten dieselbe Bequemlichkeit zu bieten wie die ums Doppelte teureren Salonwagen Kanadas. Gewiß, ihre Ausstattung ist prunkvoll, aber ich nehme nur ein mäßiges Interesse daran, ob die Wandtäfelung aus Mahagoni besteht, mir scheint auch ein minder kostbares Holz zu genügen, wenn der Wagen nur sonst recht komfortabel ist. Da finde ich nun unsere kleinen Abteilungen angenehmer als die amerikanischen Wagen, die — abgesehen von einem engen Raucherabteil — einen einzigen großen Raum mit einem Mittelgange bilden. Die unbeschränkte Öffentlichkeit, in der man so tagelang zu leben genötigt ist, wäre bei uns nicht nach jedermanns Geschmack, das Stimmengewirr peinigt die Nerven und das beständige Hin und Her der Passagiere und des Personals erregt einen bösen Zugwind. Sehr unangenehm macht es sich auch bemerkbar, daß gar keine Vorrichtungen zur Unterbringung des Handgepäcks und der Garderobe vorhanden sind; infolgedessen belegen die Reisenden Polster und Gang damit und beschränken den ohnehin knappen Raum der meist überfüllten Wagen noch mehr. Nachahmenswert scheint mir nur zweierlei: erstens die Breite der Betten, die fast das Doppelte beträgt von jenen in unseren viel zu eng und unpraktisch gebauten Schlafwagen, und dann die Geräumigkeit der Waschtoiletten mit ihrer verschwenderischen, fortwährend ergänzten Fülle von kaltem und warmem Wasser, Handtüchern und allem Zubehör. In den europäischen Eisenbahnwagen könnte man fast vermuten, daß jeder Tropfen Wasser einen Taler kostet.

Nach dem Frühstück im Speisewagen bummle ich durch den schier endlos langen Zug. Ein buntscheckiges, interessantes Publikum, wie es sich für die große Weltstraße zwischen Orient und Okzident gehört. Zwei der Salonwagen sind ganz mit Japanern besetzt, die aus Europa in ihre Heimat eilen, um an dem blutigen Ringen teilzunehmen; auch ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, ein Vetter des Mikado, befindet sich

unter ihnen. Die Herren sprechen fast alle vortrefflich deutsch und strahlen vor Heiterkeit, die Lektüre der Kriegsdepeschen einschließlich der Dementis scheint ihnen viel Vergnügen zu bereiten. Wir im Zuge sind nämlich, wenn wir auch durch Prärien und endlose Wälder fahren, über alle bedeutenden Weltereignisse unterrichtet, denn die Eisenbahnverwaltung hat Vorrichtungen getroffen, daß uns zweimal täglich ein Bulletin mit den neuesten Depeschen in die Wagen gereicht wird.

In den Rauchcoupés sitzen die wohlhabenden Farmer aus dem Westen — das heißt, wenn man eine Stellung, bei der die Füße sich oberhalb des Kopfes befinden, „sitzen" nennen kann. Sie sind in kostbare Pelze gehüllt, die man hierzulande mit dem Pelzwerk nach außen trägt, und treffen mit wunderbarer Sicherheit den Spucknapf auf drei Meter Entfernung; manche veranstalten sogar ein förmliches Hindernisspucken, indem sie zwischen mehreren Personen hindurch ins Ziel zu treffen wissen. Was diese Männer erreicht haben, davon träumen jene anderen dort in den Kolonistenwagen, die etwa unserer dritten Klasse entsprechen. Es sind zumeist Engländer, Iren und Schotten, nur wenige Deutsche und Skandinavier, die ihren neuen Heimstätten in Manitoba und Assiniboia entgegenziehen. Was wird ihnen das Schicksal bringen? Wogende Weizenfelder, Haus und Hof, Geld und Glück — oder traurigen Niedergang, rauhe Arbeit in den Minen, Elend und Verzweiflung?

Und während ihre Gedanken wandern, rollt und rollt der Zug durch die schneebeladene Einsamkeit. Das Land oberhalb des Superiorsees lockt keinen Farmer, es ist eine vollständige Wildnis mit Felsgeröll und kümmerlichen Wäldern; oft liegen die Bäume meilenweit wie niedergemäht da, in der Mitte abgebrochen von der verheerenden Gewalt der Zyklone. Hin und wieder hält der Zug an einem Stationshäuschen, und dann tauchen allerlei fragwürdige Gestalten auf, auch leibhaftige Indianer. O Lederstrumpf, wo bist du geblieben! Teure Illusionen der Jugendzeit, wer bringt euch wieder? Sind das wirklich die Nachkommen der tapferen Rothäute, für die unser Knabenherz schlug, diese braunen, blöde dreinblickenden Burschen? Da täte der große Manitu gut, auch sie schleunigst in die ewigen Jagdgründe hinabzurufen.

Die kanadische Pacificbahn ist zwar nicht der erste jener großen Ueberlandwege vom Atlantischen zum Stillen Ozean, aber wohl der am kühnsten konstruierte, kühn nicht bloß in technischer, sondern auch in spekulativer Hinsicht. Aber der Gedanke, eine Eisenbahn Tausende von Kilometern weit durch öde Prärien und wildes Waldland zu legen, durch kaum bewohnte Gegenden, die noch nicht einmal vollständig erforscht sind, hat für amerikanische Verhältnisse nichts Absurdes. Bei uns

pflegt eine Eisenbahn gebaut zu werden, wenn das Bedürfnis dazu vorhanden ist. Anders hier: man baut eine Bahn, nicht als die Folge, sondern als den Vorläufer der Kultur; die Bahn selbst soll erst die Werte schaffen, zu deren Ausnutzung und Beförderung sie später dient. Irgendwo über den zu erschließenden, noch von keinem Spaten berührten Fruchtboden der Prärie werden eines Tages, Meile an Meile, Schienen gelegt; von den Ortschaften mit den hochtrabenden Phantasienamen, die der Fahrplan verzeichnet, sind vorläufig nur die Stationsgebäude vorhanden. Aber dieser Zustand dauert nicht lange. Das Land rechts und links vom Bahndamm ist längst parzelliert und in festen Händen, ehe der erste Pfiff der Lokomotive Wölfe und Coyoten aufschreckt; die Spekulanten und Agenten bekommen einen großen Teil der aufgeschlossenen Ländereien zur Deckung ihres Risikos geschenkt und verschenken ihn ihrerseits wiederum an die ansiedelungslustigen Farmer. Prospekte, deren blühende Beredsamkeit jeden Gascogner beschämt, flattern in Millionen von Exemplaren in die Welt hinaus und preisen mit Jubals Harfe und Mirjams süßem Ton das Neuland nach allen Regeln verführerischer Ueberredungskunst. Und wenn die Verhältnisse einigermaßen günstig liegen, der Boden eine gute Ernte bietet und Kohle oder Erz gefunden wird, macht sich die Bahn im Handumdrehen bezahlt. In der Entwicklungsgeschichte dieser jungen Siedelungen bedeutet schon ein einziges Jahr eine große Spanne Zeit, ein Jahrzehnt aber eine Epoche, die aus ein paar Blockhäusern volkreiche Städte werden läßt.

Außerordentlich ist die Energie, mit der die Kanadier damals an den Bau der gewaltigen Eisenbahn herangingen; eine Strecke von 4476 km, von Montreal bis Vancouver, wurde bei gleichzeitiger Arbeitsleistung von 35,000 Mann in nur 5½ Jahren vollendet. Man plant nun den Bau einer zweiten, noch nördlicher gelegenen Pacificbahn von Quebec durch die Hudsonbailänder und Britisch-Columbia bis ans Südende des amerikanischen Alaskagebiets.

Dort, wo die Bahn hart an den Superiorsee herantritt und an seinem Felsenufer entlang läuft, entfalten sich prachtvolle landschaftliche Bilder; dann wird die Gegend kultivierter, die Farmhöfe treten zahlreicher auf, und wo nur eine kleine Ansiedlung ist, fehlen auch Kirche und Schulhaus nicht. Wir sind in die Weizenkammer Kanadas, in die Provinz Manitoba gelangt und nähern uns ihrer Hauptstadt Winnipeg, in der ich einige Tage zu weilen gedenke.

Ende der siebziger Jahre machte Lord Wolseley mit seinem Regiment den berühmten Gewaltmarsch nach Fort Garrick am Red River, um den Aufstand der Halbblütigen zu unterdrücken. Einige Reste des Forts

Garrick stehen noch, aber nicht mehr in Wildnis, Sumpf und Dickicht wie ehemals, sondern mitten in einer großen Handelsstadt. Die Stadt heißt Winnipeg.

Winnipeg blickt auf eine echt amerikanische Laufbahn zurück. Wer wußte vor einem Menschenalter etwas von Manitoba? Das war ultima Thule. Nur Pelzjäger und abenteuernde Handelsleute kamen hierher, um den Indianer mit Hilfe des überredenden Feuerwassers kräftig übers Ohr zu hauen. Zwar war die Hudson-Bai-Kompagnie schon seit zwei Jahrhunderten im Lande seßhaft gewesen und hatte ihre Handelsstationen immer mehr nach Nordwesten vorgeschoben, aber die eigentliche Bedeutung Manitobas als eines der trotz kurzen Sommers fruchtbarsten Ackerländer der Welt wurde erst in den siebziger Jahren erkannt. Als man sah, wie der Boden ohne jedes Dungmittel Weizen, Hafer, Roggen, Gerste, Hanf und Kartoffeln in ungeheurer Menge und ausgezeichneter Güte lieferte, strömten die Farmer von nah und fern diesem Dorado der Landwirtschaft zu. Winnipeg wurde der Stapelplatz für Ein- und Ausfuhr und entwickelte sich im Handumdrehen aus einer kleinen Siedelung zur lebhaften Handelsstadt, die sich trotz ihrer Größe freilich immer noch im ersten Stadium des Wachstums befindet.

Der Vergnügungsreisende wird Winnipeg sicherlich als einen der reizlosesten Orte der Welt bezeichnen. Vergebens sucht er in den riesigen, aber erst teilweise mit Häusern besetzten Straßen eine Zerstreuung, eine Sensation. Unscheinbare, niedrige Blockhäuser neben modernen Neubauten, hübsche Holzvillen neben wüsten Schuttplätzen, dazwischen ein wahrer Wald von Telegraphenmasten, das Hin- und Hersausen der elektrischen Straßenbahn und ein Gewimmel von Menschen der verschiedensten Völkerschaften. Es ist kein elegantes Publikum, im Gegenteil, hier regieren der Bauernrock und die schwielige Faust. Ländliche Arbeiter stehen in Massen vor den Bureaus der Landagenten, um sich für den Sommer dingen zu lassen; es sind zumeist Iren, und zwar heute, am Ehrentage ihres Schutzpatrons St. Patrick, mit grünen Abzeichen im Knopfloch und doppelten Rationen Whisky hinter der Binde. Kaum ein anderer Volksstamm der Welt besitzt ein so ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit wie die Iren, den Kletten gleich haften sie aneinander. Neu eingetroffene Ansiedler streifen mit Weib und Kind durch die Straßen, um Einkäufe zu machen. Sie finden hier in den Spezialgeschäften, besonders in dem großen Warenhause der Hudson-Bai-Kompagnie, alles, was der Farmer braucht, von Hacke und Spaten an bis zur teuren landwirtschaftlichen Maschine, daneben in den Schundbasaren allerlei Tand, den Luxus der Armen. Für den verwöhnten Globetrotter

Getreide-Elevatoren und Speicher der Kanadiſchen Pacificbahn bei Fort William.
Dieſe 4 Speicher faſſen zuſammen 6 Millionen Scheffel Getreide.

mag das alles höchst reizlos sein; wen aber das bunte Getriebe rastloser Pionierarbeit interessiert, der hat sich hier nicht über Mangel an Anregung und Beobachtungsstoff zu beklagen.

Winnipeg ist jetzt 24 Jahre alt, und in abermals 20—30 Jahren wird es eine der größten Handelsmetropolen Amerikas sein. Davon ist man hier fest überzeugt, und zwar mit Grund, denn der Nordwesten Kanadas entwickelt sich, seitdem die Provinzen Assiniboia und Saskatschewan der Landwirtschaft erschlossen sind und immer neue Eisenbahnen Verkehr und Ausfuhr erleichtern, in ganz rapider Weise. Wo noch vor kurzem der Büffel strich und die Rothaut das einzige menschliche Wesen war, dehnen sich jetzt unermeßliche Weizenfelder aus. „In zehn Jahren", prophezeite neulich ein guter Kenner des Landes, Lord Strathcona, „wird die Bevölkerung von Kanada verdoppelt und imstande sein, ganz Großbritannien mit Brot zu versorgen." Man hat berechnet, daß Westkanada allein mit Leichtigkeit 50 Millionen Menschen ernähren kann. Im Jahre 1903 kamen 128,000 neue Einwanderer ins Land, davon erhielten 31,500 freien Grund und Boden in Größe von je 160 Morgen. Interessant ist es, daß die Bereicherung Kanadas zum guten Teil auf Kosten der Vereinigten Staaten erfolgt, denn unter den genannten 128,000 Einwanderern befanden sich nicht weniger als 50,000 amerikanische Farmer. Das Mississippi-Becken leidet an Ueberfüllung und Ueberteuerung; dort werden für den Morgen bis zu 200 Dollar verlangt, während er hier in guter Qualität und Lage für 3—25 Dollar zu haben ist. Dabei gibt es Land in Hülle und Fülle, die kanadische Pacificbahn allein schätzt den Wert ihrer noch unverkauften Ländereien auf 200 Millionen Mark.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so in statistischen Ziffern schwelge, aber sie sprechen in zu beredter Weise für die Kulturfähigkeit und die glänzenden Aussichten eines Landes, von dem Voltaire, das Urteil seiner Zeitgenossen zusammenfassend, einst spöttelnd sagte, es bestände in „ein paar Morgen Schnee"! Für Großbritannien und die englische Weltpolitik bedeutet Kanada einen unschätzbaren Besitz, nicht nur wegen seines Reichtums an Bodenschätzen, sondern auch als Durchgangsland nach den asiatischen Küsten des Stillen Ozeans. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten eines Tages ein großes Ringen um Kanada beginnen wird. Welche Stellung werden dann die Kanadier selbst einnehmen? Jene Tendenzen, die auf völlige politische Selbständigkeit hinzielen, nehmen bei ihnen mehr und mehr zu. —

Meine Reise von Winnipeg nach dem fernen Westen stand anfangs unter keinem günstigen Stern. Erst hatte eine Rangierlokomotive den

spleenigen Einfall, unserem Salonwagen in die Flanke zu fahren und ein großes Leck zu reißen, und dann brach mitten in der Prärie ein Blizzard los und hielt uns 23 Stunden auf. Wer einen solchen Schneesturm nicht erlebt hat, kann sich von seiner elementaren Gewalt keine Vorstellung machen. Kaum einen Schritt weit vermag das Auge den tollen, flimmernden Wirbel zu durchdringen, und ist man vorwitzig genug, den Kopf zum Fenster hinauszustecken, so zieht man ihn schleunigst wieder zurück, denn die vom Sturm gepeitschten, feinen Schneekristalle dringen wie Tausende von Nadelstichen auf die Haut ein. Wir waren Gefangene, bis der Aufruhr der entfesselten Dämonen sich legte und eine jener Speziallokomotiven in Tätigkeit treten konnte, die sich mit der Schaufelturbine in die Schneemassen hineinfressen, sie hoch in die Luft zur Seite schleudern und die Gleise frei machen. Der „fliegende" Buchhändler im Zuge ist über den Zwischenfall nicht böse, wird er doch seine Schaukelstuhllektüre, die den Geist angenehm beschäftigt, ohne ihn besonders anzustrengen, im Handumdrehen los. Mag es draußen prasseln und toben, mag Amerika sich in seine Urbestandteile auflösen und die Welt untergehen, ein neuer Band der spannenden Detektiv-Geschichten täuscht über alles Ungemach hinweg. Und abermals ein Tag und abermals eine Nacht, und die Eintönigkeit der Prärien liegt hinter uns; bei Calgary, meinem nächsten Aufenthaltsort, tauchen die Rücken und Zacken der Rocky Mountains am Horizont auf.

Obwohl mir der Stationsmeister von Calgary einen Blick zuwarf, der kein großes Vertrauen zu meiner Zurechnungsfähigkeit ausdrückte, machte ich mich trotz Wind und Wetter zu einem Ausflug in die Reservation der Schwarzfuß-Indianer auf. Oft bis über die Knie im Schnee versinkend, gelangte ich nach mehrstündigem Marsch in der mir bezeichneten Richtung zu einem Indianerdorf, einer Anzahl dürftiger, nicht viel mehr als manneshoher Bretterhütten, den Winterquartieren, die im Sommer mit Zelten vertauscht werden. Einige Kinder machten bei meinem Anblick mit verblüffender Schnelligkeit kehrt und nahmen Reißaus; ein paar abgezehrte, wolfsähnliche Köter aber umkreisten mich zähnefletschend und schienen sich in bedenklicher Weise für meine unteren Gliedmaßen zu interessieren. Ich ging auf die Männer und Frauen zu, die das Geheul aus einer der Hütten hervorlockte, und da ich errötend meine Unkenntnis der Schwarzfußsprache eingestehen muß, die Indianer aber außer einigen englischen Zahlwörtern nur ihr Idiom verstanden, so beschränkte sich die Unterhaltung auf die Gebärdensprache unserer Urahnen, mit der man heute noch bequem durch die Welt kommt, besonders wenn man ihr einen metallischen Beigeschmack verleiht.

Den einladenden Gebärden folgeleistend, trat ich ins Innere der Hütte, in ein Halbdunkel, an das das Auge sich erst gewöhnen mußte, ehe es Dinge und Menschen unterschied. Es waren zwei Männer und vier Frauen verschiedenen Alters, die Familienverhältnisse erschienen mir etwas unklar. Vor dem Feuerherde an der Wand, dem ein beizender Qualm entstieg, saß ein ganz verschrumpeltes altes Weib, das zu meinem Kummer nicht die geringste Notiz von mir nahm und mit tastenden Händen ein paar Unaussprechliche flickte — und wie alt eine alte Indianerhose sein kann, davon macht sich der älteste Altwarenhändler keine annähernd richtige Vorstellung. Die beiden Männer waren stattliche Erscheinungen mit scharfgeschnittenen, edlen Zügen, leider gereichte ihnen die lumpige, halb indianerhafte, halb städtische Kleidung weder zum Ansehen noch zur Zierde. Die Frauen, abgesehen von der alten Hexe, waren keineswegs so häßlich, wie ich mir Indianerweiber vorgestellt hatte; im Gegenteil, in den gutmütig-verlegenen Gesichtern mit dem stark mongolischen Ausdruck und den sanften, schwarzen Augen lag etwas Sympathisches; ihre Kleidung bestand in schreiend bunten, originell gemusterten Umschlagtüchern. Während ich die geringen Habseligkeiten der Hütte betrachtete, holten die Männer aus einem Winkel präparierte Büffelhörner hervor und machten mir durch Gebärden und englische Zahlwörter klar, daß sie den lebhaften Wunsch hegten, einen kleinen Handel mit mir zu treiben. Gern hätte ich die schönen Hörner erworben, aber ich scheute eine solche Beschwerung des Reisegepäcks, auch schien es mir unersprießlich, den Indianern einen Blick in mein ausnahmsweise gut gefülltes Portemonnaie zu gönnen; deshalb lehnte ich dankend ab und entschädigte sie für das entgangene Geschäft durch ein paar Münzen, die ich lose in der Tasche trug.

Die Frauen bedeuteten mich, auf einer Art von Truhe Platz zu nehmen, und boten mir ein mit einer merkwürdigen Flüssigkeit gefülltes Glas an. Ein Blick auf die Decken der Truhe und ein zweiter auf das Glas jagten mir zwar eine gelinde Gänsehaut über den Rücken, aber um nicht zu beleidigen, setzte ich mich und trank das rätselhafte Etwas. Ich habe in den amerikanischen Bars für sündhaft teures Geld schon schlechteres Zeug bekommen. Dann gab ich den Männern noch ein paar Zigarren, die stärkeren Eindruck zu machen schienen als das Geld, und wandte mich zum Gehen. Die alte Hexe am Herde flickte ruhig weiter an den prähistorischen Beinkleidern, und auf einen fragenden Blick meinerseits deuteten die Frauen auf ihre Augen. Ich verstand, die Alte war blind. Dann schied ich und marschierte, meinen vorher hinterlassenen Spuren im Schnee folgend, über die Prärie zurück nach Calgary. Die

Dunstschleier waren zerrissen, der Wind hatte sich gelegt, wolkenlos hing der Himmel über der unendlichen, trostlosen Einsamkeit des Schneegefildes. Am Horizont im Westen hoben sich hart und klar vom Stahlgrau der Himmelsdecke die Umrisse des Felsengebirges ab.

Den armen Teufeln von Indianern hat die Kultur der Weißen übel mitgespielt. Sie nahm ihnen mit der Ausrottung des Büffels die natürliche Erwerbsquelle, sie unterdrückte alle Triebe ihrer Eigenart, sie setzte dem Nomaden die Schranken der Reservationen und zwang den einst so stolzen Herrn der Steppe, sich mit kleinen Handfertigkeiten ein karges Gnadenbrot zu verdienen. Es gibt, soweit es sich feststellen läßt, jetzt noch etwa 125 000 Indianer in Kanada. Am besten haben es die im hohen Norden, die als Pelzjäger und Fischer ihren Neigungen folgen können; aber denen im Süden geht es, da sie zu ungeschickt zum Ackerbau sind, häufig so schlecht, daß ihnen die Regierung Nahrungsmittel reichen muß. Die Natur hat ihnen die Fähigkeit versagt, sich dem Getriebe der weißen Eroberer anzupassen, und so führen sie das traurige Dasein der Deklassierten, bis auch die letzten ihres Geschlechts in die ewigen Jagdgründe wandern werden.

Vor den eingeschüchterten Indianern hat der Farmer keine Bange, aber die „Half-breeds", die Mischlinge von Rothäuten und Weißen, stehen im Rufe, geborene Banditen zu sein, denen kein schlecht beaufsichtigtes Pferd entgeht. Ein Half-breed stirbt selten im Bette, sondern gewöhnlich an irgendeinem Laternenpfahl, wenn ihm nicht ein paar Unzen Blei „die Sonne ins Gehirn scheinen lassen", wie hierzulande der reizende Fachausdruck lautet. Der um die abgelegenen Farmhöfe lungernde Desperado hat keinen grimmigeren Feind als die treffliche Mounted Police, deren Hauptquartier sich in Calgary befindet. Diese Truppe setzt sich zum guten Teil aus ehemaligen europäischen Offizieren zusammen, und mancher „um die Ecke gegangene" deutsche Kavalier findet hier in einer entbehrungsreichen, aber geachteten Stellung Muße, über die Launen der Dame Fortuna und den Unterschied zwischen Trüffelpastete und Schrotbrot nachzudenken.

Calgary ist vorläufig noch eine kleine, wenig anziehende Stadt, doch als Ausgangs- und Stapelplatz für die im Norden gelegenen großen Minendistrikte von Edmonton mit ihren Reichtümern an Gold, Platin, Kupfer, Eisen und Kohle von schnell wachsender Bedeutung. Gleich hinter Calgary verwandelt sich die bis dahin so eintönige kanadische Pacificbahn in die großartigste Gebirgsbahn der Welt, um die Rocky Mountains in einer Länge von etwa 1000 km zu durchbrechen. Es wäre im Winter den Zügen unmöglich, sich durch die ungeheuren Schnee-

Kanadiſcher Indianer im Canoe.

Aus dem „wilden“ Weſten: In einem Laden der Hudſon-Bay-Geſellſchaft.

massen zu bohren, wenn nicht an jenen Stellen, die den Verwehungen am meisten ausgesetzt sind, tunnelartige Schutzüberdachungen von vielen Meilen Länge angebracht wären. Die Landschaftsbilder sind von großartigem Schwung und Ernst. Man müßte die gewaltigsten Szenerien der Schweiz, die schönsten Stellen der Brennerbahn nennen, um Vergleiche anzustellen, und doch sind die Rockies wieder so völlig anders. Ihnen fehlen die freundlichen Gegensätze Tirols und der Schweiz, die Dörfer und Städte; hier waltet die Majestät des Schweigens mit ihrem düsteren Ernst und ihrer grandiosen Wildheit. Wollte ein Maler die Hintergründe zu Dantes Hölle entwerfen, er müßte ins kanadische Felsengebirge gehen, um Studien zu machen. Es gibt in diesem Panorama keine heiteren Farben, keine Spuren schöner Menschlichkeit, denn die spärlichen Blockhäuser der Waldläufer und die jämmerlichen Hütten chinesischer Goldwäscher sind kaum dazu zu rechnen. Und überall Wasser, bald in Gestalt langgestreckter, stiller Seen, die den Urwald und die leuchtenden Gipfel widerspiegeln, bald als Ströme, die sich wütend zwischen die nackten Felsenwände der Canyons drängen und hier über brandroten Porphyr, dort über schwarzen Basalt schäumend von Kaskade zu Kaskade springen. Für Jäger und Sportsleute sind das herrliche Gefilde. Dank den in Kanada streng gehandhabten Jagdgesetzen, die jedem sinnlosen Gemetzel steuern, ist das Gebirge überreich an Wild, hier hausen Grislibär und schwarzer Bär, Karibu und Elk, Luchs und Wolf, Wildkatze, Biber, Otter und Wasservögel in Hülle und Fülle. Die Gewässer wimmeln von Fischen, besonders der Columbiastrom und der Fraser bieten eine unerschöpfliche Ausbeute von Salmen, die bis zu 2½ m Größe erreichen. Auch der Alpinist, dem die Gebirge Europas keine Sensation mehr zu bieten haben, findet in den Rockies eine Unmenge neuer Ziele für seinen Ehrgeiz und der Segler oder Ruderer unbegrenzte Tummelplätze.

Während der Zug zur Küste hinabbraust, wird die Luft wärmer und wärmer, der Schnee verschwindet und macht dem lang ersehnten freundlichen Frühlingsgrün Platz. Die Finsternis der Berge bleibt zurück, die Täler weiten sich, Dörfer und Städte erscheinen in schneller Folge, und endlich blitzt am Horizont der blaue Wasserspiegel der Bai von Georgia mit Vancouver auf — die weite Strecke von Ozean zu Ozean ist durchmessen!

Dort, wo an der nordamerikanischen Pacificküste die Grenzen von Kanada und den Vereinigten Staaten zusammenstoßen, liegt eines der herrlichsten Mündungsbecken der Welt und zugleich, nächst San Francisco, das lebhafteste Schiffahrts- und Handelszentrum der Küste: der Golf von Georgia zwischen Festland und Vancouver-Insel mit seinem südlichen

Ausläufer, dem Puget-Sunde. Es gehört schon einige Uebung dazu, sich die Umrisse dieses langgestreckten Gewässers einzuprägen, denn die merkwürdige Zerrissenheit der Ufer, die Unzahl von Inseln, Buchten, Land- und Meerengen, Fjorden und Flußmündungen verleiht den Linien des Golfes etwas so labyrinthisch Verworrenes, daß man die Karte gründlich studieren muß, bis man imstande ist, sie einigermaßen treffend aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen. Und wunderbar, wie die Form des Golfes, sind die Lebensverhältnisse an seinen Küsten, merkwürdig durch die rapide Behendigkeit, mit der die Kultur Besitz von Landgebieten ergriffen hat, die sie noch nicht einmal völlig kennt. Oder ist es nicht seltsam, in Seattle, mitten im Trubel einer lebhaften Handelsstadt, in einem mit allen Bequemlichkeiten verwöhnter Menschen ausgestatteten Hotel zu wohnen, das Rasseln der Straßenbahnen, das Pfeifen der Schiffe, das Hämmern in den Docks, den ganzen vieltausendstimmigen Chor modernen Lebens zu hören, und daß man nur eine Viertelstunde zur Stadt hinauszufahren braucht, um an der Schwelle des Urwalds zu stehen? Daß an der Peripherie der Stadt Indianer ihre Zeltlager aufschlagen, um schön geflochtene Bastkörbe an die Weißen zu verkaufen, deren Tun und Treiben sie mit der Fassungslosigkeit kleiner Kinder gegenüberstehen, als wäre das alles ein schwerer, dumpfer Traum? Ja, keine 50 km von Seattle im Kaskadengebirge und vollends drüben auf der Vancouver-Insel gibt es weite Gebiete, die auf der Karte noch als weiße Flecken glänzen und des Forschers harren. Alle landläufigen Vorstellungen vom organischen Werden der Zivilisation scheinen hier über den Haufen geworfen; nicht in langsamer Entwickelung, in der Anreihung von Glied an Glied wuchs hier die Kultur, sondern gewissermaßen über Nacht stand sie auf einmal da, riesenhaft mit dem Panzer und den Werkzeugen all ihrer Machtmittel.

Die Natur schüttete ihr Füllhorn der Schönheit über den Golf von Georgia aus, einer Schönheit von fast südlichem Hauche. Weithin leuchten die edel geschwungenen und gezackten Formen des schneestarrenden Kaskadengebirges über die Wasserflächen, an den Ufern und auf den Inseln wechseln die düsteren Farben der Nadelhölzer mit dem Smaragdgrün der Wiesen und Weideplätze ab. In klimatischer Hinsicht gehören die Landgebiete des Georgia-Golfes zu den glücklichsten von Nordamerika: der Winter ist mild und schneearm wie in Süd-England, der Sommer ohne drückende Hitze, auch Zyklone und Wasserkatastrophen, unter denen die Vereinigten Staaten so zu leiden haben, treten hier nicht auf. Von dem Kranze aufblühender Städte rings um den Golf sind auf kanadischer Seite die wichtigsten Vancouver, New-Westminster und die auf der

Vancouver-Insel liegende Hauptstadt von Britisch-Columbia, Viktoria; auf amerikanischer Seite Seattle, Tacoma und Olympia.

Es hatte eigentlich nicht in meiner Absicht gelegen, mich in Vancouver aufzuhalten, denn die dürftigen Beschreibungen, die mir bis dahin zu Gesicht gekommen waren, konnten mich auf keine interessanten Eindrücke gefaßt machen. Mit desto größerer Ueberraschung fand ich eine prächtig gelegene, hübsche und lebhafte Stadt, die mir anziehender vorkam als die Großstädte des kanadischen Ostens. Vielleicht fügte auch die seelische Verfassung ein übriges dazu, alles in rosigerem Lichte zu sehen, denn die Brust atmet ja befreit auf, wenn man nach der Eintönigkeit der Landschaftsformen im Innern Kanadas wieder schön geschwungene Linien begrüßt, statt des ewigen Schnees und Eises wieder einen schwellenden Wiesenteppich, bunte Krokusse und Anemonen und den seidenartigen Glanz stiller Wasserflächen sieht.

Die Bedeutung Vancouvers für den Frachtverkehr zwischen Orient und Okzident ist trotz der immer gefährlicher werdenden Nebenbuhlerschaft Seattles noch im Wachsen begriffen; auch für den Passagierverkehr bietet die Vancouver-Route den kürzesten Weg und die besten Schiffe, denn die Ueberfahrt nach Yokohama dauert hier nur 13 Tage gegen 17—18 Tage auf der San-Francisco-Route über Hawaii. Die Stadt Vancouver ist in ihrer jetzigen Gestalt 20 Jahre alt, da ihre ersten Anfänge im Jahre 1885 vollständig durch Feuer vernichtet wurden — ich möchte fast sagen: selbstverständlich, denn diese verheerenden Feuersbrünste gehören ja zum eisernen Bestande der amerikanischen Stadtgeschichten. Und eines Tages wird Vancouver abermals in Flammen aufgehen, denn, abgesehen von der Geschäftscity, ist es wiederum, einschließlich der Kirchen, ganz aus Holz gebaut, sogar die Bürgersteige der endlos langen Straßen bestehen aus Holz. Holz ist hier ein zu billiges und bequemes Baumittel, als daß man darauf verzichten könnte; man läßt es eben ruhig auf eine Brandkatastrophe ankommen und wird dann einfach eine noch schönere und größere Stadt aufbauen. Der Holzreichtum, der bei der brutal verwüstenden Art der Ausnützung schließlich allerdings seinem Ende entgegensieht, und die Wohlfeilheit des Bodens gestatten es auch den Leuten mit bescheidenen Börsen, sich ein eigenes Heim zu gründen; in jeder Zeitungsnummer findet man Dutzende von Bauplätzen in guter Lage für 75 Dollar (315 Mark) angeboten, und eine hübsche, vierzimmerige Cottage mit Garten kostet nicht mehr als ein paar hundert Dollar. Eine solche Holzvilla ist in 14 Tagen fix und fertig aufgebaut, und wenn einem die Lage nicht mehr gefällt, kann man sie einfach auseinandernehmen und an einer anderen Stelle wieder errichten lassen.

Ich bringe es nicht übers Herz, von Kanada zu scheiden, ohne ein Wort über die Landesküche zu sagen. Die kanadischen Köche mögen zärtliche Familienväter, treffliche Bürger, Zierden des Vaterlandes sein, aber sie leiden an einem verhängnisvollen Hange, der auf die Dauer unerträglich wird: sie mögen nämlich anfangen, was sie wollen, es wird immer Roastbeef daraus. Acht Tage lang läßt man sich das gefallen, dann aber drängt das Roastbeef sich in die Träume und verdüstert den Horizont. Die kanadische Küche steht ganz unter englischem Einfluß: englisch ist die fade Zubereitungsart, englisch die entsetzliche Eintönigkeit. Gebt einem französischen Koch ein schlechtes Stück Fleisch, und er weiß etwas Schmackhaftes daraus zu machen; der Anglo-Kanadier aber steht seinem ausgezeichneten Material an Fleisch, Fischen und Gemüsen hilflos gegenüber, weil er von allen guten Geistern der Kochkunst verlassen ist. Wenn er nur Worcestershire-Sauce und Eiswasser hat — das übrige ist ihm gleichgültig. Man muß nur sehen, wie diese unglückseligen Kanadier essen; das ist kein Essen, sondern ein Schlingen in toller Hast, als ob über jedem Bissen ein wichtiges „business" versäumt würde. Der Kellner stellt immer gleich zwei bis drei Gerichte vor den Gast und zittert vor Ungeduld, wenn ein Diner von sechs Gängen nicht in ebensoviel Minuten „erledigt" wird. Sehr vernünftig und nachahmenswert ist es, daß der Gast in keiner Weise genötigt wird, zum Essen Wein oder Bier zu bestellen; ja, es scheint geradezu aufzufallen, wenn der Fremde etwas anderes als das ewige Eiswasser — im Winter! — begehrt. Jene unnötigen und ärgerlichen Ausgaben, zu denen man in Europa als Reisender gezwungen ist, nur um den Wirt um eine Flasche ebenso teuren wie meistenteils fragwürdigen Tischweins zu erleichtern, fallen in Amerika und Asien gänzlich fort. Die Bedienung ist im allgemeinen aufmerksam, obwohl die Kellner selten Trinkgeld erhalten; gewisse fernwestliche Manieren muß man übersehen. Häufig bedienen auch nette, junge Mädchen, die das Köpfchen sehr hoch tragen und sehr, sehr subtil behandelt sein wollen, denn in Amerika scheinen die jungen Damen sich alle in die Rolle von Halbgöttinnen hineinzuträumen. Als ob es nicht genügte, ein Engel zu sein!

Von Vancouver brachte mich ein Sunddampfer über Nacht nach dem amerikanischen Seattle, und Onkel Sam nahm mir 2 Dollar „Einwanderungsgebühr" ab, obwohl ich noch keine Neigung verspürt habe, mich in seinen Staaten häuslich niederzulassen. Als ich einige Wochen später von einem Ausfluge nach Mexiko abermals das Gebiet der Vereinigten Staaten betrat, mußte ich ungeachtet lebhaften Protestes wiederum

Platz mit indianiſcher Totemſäule in Seattle.

Eine ſteile Straße in San Francisco.

dieselbe Gebühr entrichten, und in beiden Fällen war ich der einzige Unglückliche, den die Beamten aus einer ganzen Schar von Reisenden herausgriffen. Ich finde es nicht schön, harmlose Touristen so zu belästigen, das schmeckt ein bißchen nach dem Orient. Seattle (sprich: Siä'ttl), die „Königin des Puget-Sundes", wie sie sich mit amerikanischer Bescheidenheit nennt, ist eine reiche, mächtig aufblühende Handelsstadt, die heute schon einen größeren Flächenraum bedeckt als Berlin. Ihre Bodenformation bereitet allerdings dem Verkehr große Schwierigkeiten, denn so steil führen die Straßen vom Hafen aufwärts, daß sie häufig für den Wagenverkehr ungeeignet sind und nur mit Kabelbahnen erklommen werden können. Eine von diesen führt kerzengrade vom Bollwerk durch die City und den breiten Kranz herrlicher Villen über Berg und Tal zum Washington-See, einem wundervollen, vom Urwald umsäumten Binnengewässer, über das hinweg der Blick zur Kette des Kaskadengebirges und zu dem blendend weißen, majestätischen Kegel des Mount Rainier schweift. Darüber herrscht kein Zweifel, daß diese schöne Stadt, die übrigens eine starke deutsche Kolonie beherbergt, zur dominierenden Stellung an der nordamerikanischen Pacificküste berufen ist; aber der Hafen bedarf hierzu noch der Erweiterung, denn vorläufig sind die Ankerbecken und Docks nicht imstande, große Schiffe aufzunehmen.

Ein reger Bahn- und Seeverkehr verbindet Seattle mit dem ebenfalls am Puget-Sunde liegenden Tacoma. Meine Schwäche für wohlklingende Namen ließ mich etwas recht Idyllisches dahinter vermuten, aber nomina sind nicht immer omina. Tacoma ist zwar hübsch gelegen, im übrigen jedoch eine reizlose Industriestadt mit einer Arbeiterbevölkerung von Weißen aller Nationen, coloured gentlemen und Ostasiaten. Ach, diese Chinesen! Seit Winnipeg wimmeln sie auf Schritt und Tritt. Ich muß beim Anblick der grauenhaft häßlichen, watschelnden und lallenden Kulis immer an Ratten denken. In Kanada verlangt jetzt die antichinesische Partei energische Maßregeln und eine unerschwingliche Kopfsteuer; ob aber ihre Forderungen durchgehen werden, ist noch die Frage, denn so klägliche Geschöpfe die Herren Ling und Long und Wing und Wong auch sind, spielen sie doch schon eine zu mächtige Rolle im Haushalte der Nation und haben zu einflußreiche Fürsprecher im Parlament und bei den großen Unternehmern, als daß man sie einfach durch einen Federstrich beseitigen könnte.

Kalifornische Frühlingstage.

Schade, wirklich jammerschade, daß ich statt des Zuges, den ich von Seattle nach San Francisco benutzte, nicht mit dem nächstfolgenden gefahren bin, wie es ursprünglich meine Absicht war. Ich hätte dann das Vergnügen eines sensationellen „Hold up" genossen, sensationell freilich nur für uns gewöhnliche Europäer, denn dem Westamerikaner bedeuten derartige Zwischenfälle nichts so Außerordentliches. Dieser Zug, der Oregon-Expreß, erhielt nämlich halbwegs zwischen Portland und San Francisco abends bei einer Wasserstation den unerwünschten Besuch von drei maskierten Banditen, die den Postbeamten aufforderten, den Geldschrank zu öffnen. Als der Beamte sich widersetzte, wurde er durch eine Kugel stumm gemacht, dann gingen die Burschen dem Schranke mit Dynamit zu Leibe; die Ladung war aber zu stark, der Schrank zerbarst nebst dem ganzen Postwagen in unzählige Stücke, und das Geld flog, zu Atomen zerstäubt, weit in die Runde. Ohne einen Cent Beute zu machen, mußten die Räuber das Weite suchen. Das interessanteste an der Sache scheint mir der Umstand zu sein, daß in dem ganzen großen Zuge, in dem sich viele Dutzende handfester und sicherlich größtenteils bewaffneter Männer befanden, außer dem Postbeamten kein einziger den drei Burschen entgegenzutreten wagte. Tatsächlich wird bei einem „Hold up" fast niemals Widerstand geleistet, selbst wenn die Zahl der Desperados noch so gering ist. Als ich acht Tage vorher oben in Tacoma war, passierte folgende Geschichte: In einem „Saloon" saßen 18 Männer beim Whisky, als plötzlich zwei maskierte Burschen mit dem Gewehr im Anschlag und dem Ruf „Hände hoch!" ins Lokal traten. Mit einem Ruck flogen 36 Arme in die Luft, und die dazu gehörigen Rocktaschen ließen sich von den beiden verwegenen Banditen ruhig plündern. Falstaffs Lehre, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist, scheint in Amerika keine geringe Anhängerschaft zu besitzen.

Bei Portland begrüßte ich den Columbia, den ich im Felsengebirge als wilden Burschen über Stock und Stein hatte springen sehen, als majestätisch flutenden Strom wieder, dessen tiefes Bett selbst großen Ozeanschiffen die Fahrt weit ins Land hinein gestattet. Portland vereinigt infolgedessen mit dem Charakter einer lebhaften Industrie- und Handelsstadt den eines bedeutenden Seehafens, hat aber sonst dem Touristen so wenig zu bieten, daß ich meine von Sehnsucht nach dem Süden beflügelten Schritte nach kurzem Aufenthalt Kalifornien entgegen lenkte. Der Kuriosität halber gebe ich noch die „Hausregeln" wieder, die ich in einem Portlander „Saloon" angeschlagen fand: 1. Beim Eintritt ins Lokal belieben Sie die Tür weit offen zu lassen. 2. Wenn Sie hier nichts zu suchen haben, halten Sie sich so lange wie möglich auf, nehmen Sie Platz oder lehnen Sie sich an die Wand. Die Wand hält fest. 3. Rauchen Sie, wo Sie wollen, besonders im Speisesaal. Tabak wird gratis geliefert. 4. Spucken Sie ausgiebig auf den Boden, es gibt keinen schöneren Zimmerschmuck. 5. Sprechen Sie recht laut, zumal im Schreib- und Lesezimmer. Hat es nicht die nötige Wirkung, so singen Sie. 6. Tragen Sie ja kein Bedenken, die Füße auf den Tisch zu legen, Sie tun damit allen den größten Gefallen. 7. Horchen Sie recht ungeniert den Privatgesprächen der Gäste zu.

In sechsunddreißigstündiger Fahrt durchbricht die Bahn die Sierra Nevada und gewährt eine Fülle prachtvoller Einblicke in dieses wild-romantische Hochgebirge mit seinem Hauptgipfel, dem schneestarrenden, vulkanischen Kegel des Mount Shasta, dann geht es am schäumenden Sacramento entlang in die kalifornische Fruchtebene hinab, wo die Vegetation einen subtropischen Charakter annimmt und unübersehbare Orangenhaine mit den Ranchos der Viehzüchter abwechseln. Als wir in Oakland an der Bai von San Francisco anlangten, schimmerte es drüben über dem Wasser im magischen Dämmerlicht der Vollmondnacht wie ein Rubingeschmeide; das Schiff trug uns über die leise lullenden Wogen hinüber, das Lichtermeer vor uns ward größer und größer, und bald legten wir am Bollwerk der schönsten aller Städte des amerikanischen Westens an.

Die San-Francisco-Bai mit dem Goldenen Tor hat so zahlreiche Lobpreiser gefunden, daß ich schwerlich ein neues Blatt zu ihrem Ruhmeskranze fügen könnte. Ich finde den landschaftlichen Rahmen der Stadt fast ebenso schön wie den von Neapel, jedenfalls bietet er eine große Mannigfaltigkeit der edelsten Formen. Aber auch San Francisco selbst weicht von der Eintönigkeit amerikanischer Städte völlig ab. Die breiten, vorzüglich gepflasterten, aber sehr staubigen Straßen

erinnern mit der lässigen Behaglichkeit ihres Treibens stellenweise an Pariser Boulevards. Auch diese Stadt hat ihre „Wolkenkratzer", aber man bemüht sich hier, im Gegensatz zu Neuyork, den Mammutgebäuden großzügige Schönheit zu verleihen, und so gewährt ein Hausungetüm, wie beispielsweise das unseres Landsmannes Claus Spreckels, wohl des reichsten Deutsch-Amerikaners, einen ästhetisch durchaus befriedigenden Anblick. Ich kenne wenige so interessante Straßen wie die Market Street, die „Frisco" fast in seiner ganzen Ausdehnung durchzieht; sie ist schön bei Tage, wenn die lachende Sonne des Südens ihr Getriebe in ein Meer von goldigem Lichte taucht, fast schöner aber noch am späten Abend, wenn Hunderttausende von elektrischen Glühkörpern der weit in die Straße hineinragenden Firmenschilder in weiß und blau und rot aufflammen.

Sollte ich die dem Fremden auffälligsten Charakterzüge der Stadt in drei Worte fassen, so möchte ich sagen: Wohlstand, Luxus, Behäbigkeit. Die Schaufenster sind voll von den verführerischsten Dingen; zu allem Schönen, was Amerika und Europa erzeugen, gesellt sich der kostbare, spielerische Zierat Ostasiens; Japan und China schicken ihre Seidenstoffe und Stickereien, ihre Bronzen, Porzellane und Kuriositäten. San Francisco ist ein Weltstapelplatz für alles Begehrenswerte der Welt, gesellt sich doch zum eigenen starken Verbrauch der Stadt noch die Kauflust eines unaufhörlich flutenden Fremdenstroms, der zum großen Teil den verwöhntesten Kreisen aller Erdteile angehört.

Ja, hier merkt man es wohl, daß man sich in der Hauptstadt des „goldenen Westens" befindet, wie der Kalifornier sein Land mit berechtigtem Stolze nennt. Man betrachte nur die Frauen — in welcher anderen Stadt sieht man einen derartigen Toilettenaufwand? Der englische Maler Burne-Jones hat kürzlich ein Buch über Amerika veröffentlicht, worin er nach all dem Bitteren, das die britischen Autoren von Thackeray und Dickens bis Kipling über ihre Vettern geschrieben haben, den Yankees honigsüße Worte sagt. Der anscheinend herzensgute Maler lobt alles über den grünen Klee und schreibt unter anderem, keine Frau der Welt verstände sich so gut zu kleiden wie die Amerikanerin. Das ist natürlich eine starke Uebertreibung, aber um der Gerechtigkeit willen darf man den Amerikanerinnen wohl zugestehen, daß sie sich mit auffallend gutem Geschmacke kleiden; man darf dieses Kompliment auch getrost auf die amerikanische Männerwelt ausdehnen. Leider zeigt die Eleganz der Frauen einen so bedenklichen Stich ins Kokottenhafte, daß es oft schwer hält, gewisse Unterscheidungen zu treffen, und das paßt ungefähr zu dem Bilde, das genaue Kenner der Verhältnisse von den

Szenerie bei Banff im Kanadiſchen Felſengebirge.

Seltſame Felsformen bei Banff, Kanada.

sittlichen Zuständen in San Francisco ausmalen. Am erstaunlichsten für uns „rückständige" Europäer ist die Ueberschwenglichkeit des amerikanischen Frauenkultus. Da kann man nicht mehr von Galanterie reden, sondern mit größerem Recht von einer krankhaften Geistesrichtung. Ich will nichts davon sagen, daß die Herren Yankees, denen sonst der Hut wie festgeleimt sitzt, ihn sofort demonstrativ abreißen, wenn ein weibliches Wesen hinzutritt, z. B. im Hotelparlor oder im Fahrstuhl, oder daß es bei vielen Postämtern besondere Schalter zur Abfertigung von Ladies gibt, und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber das mehr als selbstbewußte Auftreten der Damen und das lakaienhafte Getue der Herren fordern den Spott heraus. Man braucht diesen großen Damen, die mit spitzenbesetzten Seidenschleppen das besorgen, was die schlecht bestellte Straßenreinigung leider versäumt, nur in die blasierten, kalten, herrischen Gesichter zu blicken und dann auf die Männer, wie sie sich ducken und zum Schatten erniedrigen, und man fühlt sich bei einigem gesunden Empfinden verletzt durch eine so auffällige Umstoßung natürlicher Gesetze. Die überschwengliche Verherrlichung der „american girl", wie sie die Blätter der Neuen Welt in Wort und Bild betreiben, kann kaum noch gesteigert werden; immer wieder wird den holden Geschöpfen aufs neue versichert, daß sie die Auserlesenen des menschlichen Geschlechtes wären. Vieles muß man dabei einer gewissen Unbildung der Männer zugute halten, Unbildung in dem Sinne, daß sie sich außerhalb ihres Berufs in allen Dingen der feineren Kultur eines Mankos bewußt sind und sich deshalb den Frauen, die darin besser beschlagen sein sollen, unterlegen fühlen. Aber nicht bloß die Zierden der „Gesellschaft", auch die Frauen und Mädchen aus kleineren Verhältnissen machen sich in der Oeffentlichkeit höchst breit und wichtig; jede Nähmamsell, die mit seidenen Dessous, auf Stöckelschuhen und mit fabelhaften Hüten über die Straße rauscht — sie können es sich bei den hohen Löhnen leisten — beansprucht, als Dame behandelt zu werden.

In den gesund denkenden Kreisen der Vereinigten Staaten beginnt sich auch schon der Widerspruch gegen den verhängnisvollen, würdelosen Zug von Feminismus zu regen, und da Amerika gottlob von jugendfrischen Kräften strotzt, wird es diese Verirrung überwinden.

Wenn man so durch die Straßen bummelt, fällt es auf, wie zahlreich auf den Firmenschildern deutsche Namen vertreten sind; auch dem unverkennbar teutonischen Gesichtsschnitte begegnet man auf Schritt und Tritt. Es leben ungefähr 30,000 eingewanderte Deutsche in San Francisco, mit ihren Nachkommen sind es gegen 90,000. Trotz dieser großen Anzahl macht sich das Deutschtum in der Oeffentlichkeit wenig bemerkbar, ja, ich bekam hier, wie überall in Kalifornien, so gut wie gar kein

Deutsch zu hören, denn auch bei unseren Landsleuten ist die Umgangssprache fast durchgängig englisch. Das Deutschtum rettet sich in die Vereine, deren es nach guter deutscher Sitte unzählige gibt — aber wie lange wird es dort noch leben? Ich hatte Gelegenheit, mich mit meinem freundlichen Cicerone, einem der ältesten deutschen Ansiedler und Veteran der deutsch-amerikanischen Presse, darüber zu unterhalten. Er ist zu Anfang der fünfziger Jahre eingewandert und gibt seit jener Zeit die größte deutsche Zeitung des nordamerikanischen Westens heraus; in dieser langen Zeit hat er San Francisco sozusagen mit aufbauen geholfen und das Wachstum der deutschen Kolonie von Stufe zu Stufe verfolgt. Als ich in seiner Begleitung durch die Prachträume des anspruchsvollsten der hiesigen „deutschen" Vereine schritt und mit Befremden sah, wie alle Inschriften, Anschläge und Vereinsbücher in englischer Sprache abgefaßt waren, sagte er melancholisch: „Ja, so geht es. Wir von der alten Garde, die wir unser Deutschland hochhalten, sterben aus. Die junge Generation beherrscht die deutsche Sprache nicht mehr, radebrecht sie höchstens in komischer Weise, und dann wird sie schließlich ganz über Bord geworfen. Das bringen Schule und Geschäftsleben so mit sich. Es hat eben nicht jeder deutsche Familienvater die Mittel und den Idealismus, wie ich es tat, 30 Jahre lang einen Hauslehrer zu besolden, damit die Kinder deutsche Bildung erhalten. Bei den kleinen Leuten erfolgt die Umwandlung natürlich noch viel schneller."

Dazu paßte, was mir später ein anderes hervorragendes Mitglied der deutsch-amerikanischen Presse resigniert sagte: „Glauben Sie mir, wir stehen auf einem verlorenen Posten. Das Deutsch-Amerikanertum hört mit der ersten Generation der Einwanderer auf zu existieren. Die deutschen Zeitungen werden bis auf eine kleine Anzahl großer Blätter allmählich eingehen. Gegen diese Erkenntnis hilft kein Sträuben. Aber unsere Arbeit war nicht umsonst. Wir haben einen gewaltigen Strom deutscher Kultur und Gesittung nach Amerika gebracht; die Spuren davon können sich nicht so bald verwischen. Und wir wollen in Ehren untergehen und bis dahin noch ein kräftiges Bollwerk gegen die nichtsnutzigen deutschhetzerischen Elemente bilden, denen die Siege auf Kuba und den Philippinen den unreifen Verstand völlig verwirrt haben und die sich in ihrem Größenwahn in ein Weltbeherrschertum hineinträumen."

* * *

Wie schnell doch die Stunden unter diesem glücklichen Himmel dahinfliegen! Ich liege im Dünensande am Meer, in einer Stellung, die schwerlich einen Meister des Pinsels oder des Meißels zur

Nachbildung begeistern würde, aber Hunderte von Männlein und Weiblein rings umher am Strande haben es sich ebenso bequem gemacht und lassen sich die liebe Sonne in den Mund oder auf einen anderen Körperteil scheinen. Fliegende Händler sorgen für Obst und Süßigkeiten, und im übrigen geht es so gemütlich zu wie an einem Sommer-Sonntag im Berliner Grunewald, selbst die Stullenpapiere fehlen nicht. Noch viel zwangloser aber als wir Menschen gebärden sich die Seelöwen dort drüben auf der Felsenklippe vor dem ins Meer ragenden Cliff-House. Hunderte von den plumpen Seeungeheuern liegen in behaglichem Stumpfsinn dicht aneinander gedrängt da, hin und wieder purzelt ein täppisches Baby von der Klippe ins Wasser hinab und die besorgte Seelöwenmama wälzt sich mit der ganzen Grazie ihrer dreißig Zentner Speck hinterdrein, während der Seelöwenpapa mit heiserem Brüllen seinen Vortrag über Tiefseeforschung fortsetzt. Die Tiere lassen sich durch die Nähe der Menschen nicht im geringsten stören, denn sie wissen, daß ihnen hier kein Jäger zu Leibe geht. Mit einer Gleichgültigkeit, die ihre Entschuldigung nur im Besitz eines ungeheuren Fettpanzers findet, sehen sie zu, wie allerliebste junge Damen ihr Kostüm auf ein Mindestmaß beschränken und sich unter Scherzen und Lachen dem Spiel der Wellen anvertrauen, den ruhig rollenden, blauen Wellen des Stillen Ozeans. Plötzlich entsteht eine Bewegung unter den Faulenzern am Strande: hinter den Klippen ist eine Art von „Naturmensch" aufgetaucht, offenbar ein bekanntes Original, denn er wird von den Kindern jubelnd begrüßt. Würdevoll stelzt der nur andeutungsweise bekleidete, tiefgebräunte Mann durch die Menge, steigt auf einen Felsblock, streicht sich die Mähne zurück und beginnt mit salbungsvoller Stimme das ganz neue Problem zu erörtern, wozu eigentlich der Mensch auf der Welt ist. Einige böse Buben beantworten die schmerzliche Frage auf ihre Weise, indem sie dem Naturapostel eine Ladung Orangenschalen an den Kopf werfen. Ich erwartete nun, daß der Vortrag mit einer Reklame für die beste Stiefelwichse der Welt schließen würde, aber merkwürdigerweise war es diesmal nicht der Fall.

Derartige Vorträge und öffentliche Ansprachen bekommt man täglich zu hören in einem Lande, wo jedermann das Recht hat, auf der Straße die längsten und heftigsten Reden zu halten oder sich zum Narren zu machen, soviel er will. In einer der stilleren Seitenstraßen von San Francisco zählte ich eines Abends nicht weniger als acht improvisierte Volksversammlungen nebeneinander. Ein umherziehender Volkslehrer hatte eine Wandtafel aufgerollt und hielt einen Vortrag über Biologie, dicht umdrängt von einem Kreise Wißbegieriger, die ihn auch häufig mit Fragen unterbrachen. Natürlich will der Mann auch etwas dafür haben,

und er findet seine Rechnung, indem er zum Schluß des Vortrags eine Denkschrift über das Thema verkauft. Ein paar Schritte weiter hatte sich eine Abteilung irgendeiner der zahllosen religiösen Sekten niedergelassen, eine Dame spielte auf einer fahrbaren kleinen Orgel, ein Chor sang dazu recht hübsch, und dann trat ein alter Mann mit weiß wallender Mähne hervor und versicherte den Zuhörern in einer Ansprache, daß sie schmachbeladene Sünder wären, für die man in der Hölle ein besonders molliges Plätzchen reserviert hielte. Leider war die Stimme des Alten zu schwach, um gegen das wahrhaft fürchterliche Organ seines Konkurrenten aufzukommen, eines sozialistischen Agitators, dessen zehnfach potenzierte Wachtmeisterstimme selbst den Posaunen von Jericho Trotz geboten hätte. Dann kamen ein Methodistenprediger, ein republikanischer und ein demokratischer Agitator, noch irgend ein wunderbarer Heiliger und schließlich, mit Paukenschlag und Kling und Klang, die nirgends fehlende, rührige Heilsarmee. Sämtliche Vorträge mußten aber für eine halbe Stunde unterbrochen werden, da ein Riesenzirkus seinen Reklame-Umzug hielt. Schmetternde Janitscharenmusik, heller Schein von Magnesiumfackeln, auf einer endlosen Reihe vergoldeter Wagen Artisten, „wilde" Männer, Mißgeburten und dergleichen, in fahrbaren Käfigen alle Zierden der Menagerie, dazwischen phantastisch kostümierte Kunstreiter auf prachtvollen Pferden, eine ganze Herde von Elefanten, Zwergponys und Hunden, umlärmt von den Späßen der Clowns. Als der Umzug vorbei war, nahmen die Volksredner ihre Tätigkeit wieder auf. Ich fragte meinen Begleiter, wie es den Bewohnern dieser „stillen" Straße möglich wäre, Schlaf zu finden. „Das ist ihre Sache, sie können ja ausziehen. Man hat übrigens schon versucht, eine Bill gegen die öffentlichen Ansprachen einzubringen, aber sämtliche Parteien erklärten sich dagegen." Mag jedermann über diese Sitten denken, wie er will, eins ist auffallend und verdient erwähnt zu werden: die ruhige und anständige Haltung des Publikums, so gemischt es auch sein mag. Ueberhaupt muß ich den Amerikanern das Kompliment machen, daß die Selbstzucht der Massen vortrefflich ist; niemals, selbst im dichtesten Gewühl aller möglichen Volksschichten, bin ich Zeuge von groben Rücksichtslosigkeiten und häßlichen Szenen gewesen.

Der kosmopolitische Anstrich von San Francisco kommt natürlich im berühmten Chinesenviertel am lebhaftesten zum Ausdruck. Wer da, von phantastischen Berichten verleitet, allerlei Schauerromantik erwartet, wird enttäuscht sein, denn dieses Viertel präsentiert sich nicht weniger ordentlich als alle anderen Stadtteile. „Chini", wie der liebevolle Ausdruck lautet — im Gegensatz zu „Tschink", einem Schmähwort, das auch

San Francisco.

den sanftmütigsten der himmlischen Söhne rasend macht — lebt hier als fleißiger Geschäftsmann friedlich vor sich hin; der Wohlhabende rupft gründlich den Armen. Es sind zum größten Teil Reformchinesen, viele haben dem Zopf und der Nationaltracht entsagt oder lassen wenigstens die Kinder im modernen Geiste aufwachsen. Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, ist das bedauerlich, denn es gibt keinen lächerlicheren Anblick als eine Chinesin im Kleide des Abendlandes, während sie in der Nationaltracht recht hübsch aussieht. Fast noch plumper aber und unglückseliger nehmen sich die hier zahlreich lebenden Japanerinnen im modernen Kostüm aus; sie wissen vor Verlegenheit kaum, wie sie ein Bein vors andere setzen sollen, denn die Röcke scheinen fortwährend zu rutschen.

Da aber die Fremden vom Chinesenviertel Schauerromantik erwarten, wird sie bereitwillig gemacht. Von armen Kulis ist für eine Kleinigkeit alles zu haben. Warum sollten sie sich also auch nicht bereit finden lassen, in einer unheimlich hergerichteten Nachtspelunke den Opiumraucher zu simulieren oder als Mitglieder einer Verschwörerbande vorgestellt zu werden, von deren scheußlichem Tun und Treiben der Führer mit gedämpfter Stimme erzählt? Wing Wong versteht von alledem kein Wort, er weiß nur, daß er seinen „Quarter" bekommt, und das genügt. Auch in ein Theater wird der Fremde geführt, auf dessen Bühne wochenlang Haupt- und Staatsaktionen vor sich gehen, leider gänzlich unter Ausschluß weiblicher Kräfte. Die Schauspieler unterscheiden sich von ihren kaukasischen Kollegen hauptsächlich dadurch, daß sie das Rrr nicht sprechen können.

Von dem stillvergnügten Gewusele in Chinatown bis zu den anspruchsvollen Allüren des Korsos im Golden Gate Parke ist ein großer Sprung. Hier hält alles, was sich zur „Society" rechnet, seine nachmittagtäglichen Frühjahrsparaden ab, und die neuen Hutgebilde, diese entzückenden, kostbaren Nichtse mit noch etwas Entzückenderem und Kostbarerem darum herum, versammeln sich zur Kritik. Im Schatten der mmergrünen Bäume, zwischen prächtig frischen Rasenplätzen, auf denen keine Verbotstafel dem Gehen und Liegen wehrt, wogt es bei den Klängen der Musik hin und her: elegante Gespanne und Automobile, Reiter und Amazonen, eine Fülle von schönen Frauen und Mädchen. Ich muß dabei an den Reklame-Umzug des Zirkus denken, an die wundervoll aufgezäumten Pferde und die Purpurdecken der Elefanten. Tamtam hier wie dort.

Die Prunkliebe dieser Stadt findet ihren Kristallisationspunkt auf dem „Nabob Hill", in jenem Stadtteil, wo die crème de la crème haust, die Eisenbahnmagnaten, die Ölfürsten, die Zuckerprinzen und Goldfinder.

Ihre Villen sind zum größten Teil, wie fast überall hier, Holzbauten, deren Architektur wenig bietet; Berlin und alle anderen deutschen Großstädte besitzen jedenfalls viel stattlichere Privathäuser. Aber die Innenräume sollen mit fabelhaftem Luxus ausgestattet sein, mit allem Schönen, was nur für Geld zu haben ist. Mein liebenswürdiger Begleiter nannte mir bei jedem Hause Summen, die ich glücklicherweise sofort wieder vergessen habe, und schilderte, wie diese Vermögen sich immer wieder von neuem aus sich selbst heraus vermehren. „Die Mammonsfürsten", sagte ich, „scheinen die Gabe des Königs Midas zu besitzen, alles, was sie anfassen, in Gold zu verwandeln. Ich glaube, selbst wenn sie einmal spaßeshalber einen Fehlschlag erleiden wollten, sie bringen es einfach nicht fertig." Mein Begleiter erwiderte: „Die Fehlschläge? Die liegen im Innern der Häuser, hinter der glänzenden Außenseite!" Und nun erzählte er mir einiges aus der intimen Leidenschronik der armen Reichen, und es war darin so unheimlich viel von verborgenem Unglück, mißratenen Kindern, treulosen Ehefrauen, von Magengeschwüren und Lebensüberdruß die Rede, daß ich rief: „Um Himmels willen, hören Sie auf! Nein, ich verzichte doch lieber auf das zweifelhafte Glück der Multimillionäre."

Und um diesen feierlichen Akt der Entsagung nach guter deutscher Art zu besiegeln, setzte mir der alte San-Francisco-Kolonist in seinem Hause eine Flasche selbst gezogenen und selbst gekelterten Weines vor. Ich trank das goldene Naß mit einer gewissen Andacht, denn es war das erste amerikanische Traubenblut, das ich genoß. Es mundete feurig, wie alter, herber Tokayer, und war ein vortreffliches Gewächs, für seßhafte Leute aber, die nicht gern nach dem ersten Schoppen aufbrechen, doch etwas zu schwer. Dann stiegen wir auf das Dach der Villa und überblickten im Abendsonnenlichte das entzückend schöne Panorama der Stadt, der Berge und der Bai. „Sehen Sie," sagte mein Wirt und wies mit der Hand in die Runde, „das haben wir alles aufgebaut. Das alles ist das Werk von uns Ansiedlern, da steckt nichts Ererbtes drin, das haben wir aus dem Nichts geschaffen seit jenen Tagen, wo hier die Bluse so viel galt wie der Frack."

Ich wußte dieses stolze Gefühl der Genugtuung zu würdigen, denn gibt es etwas, das wünschenswerter und beglückender wäre, als auf ein gesegnetes Lebenswerk zurückzublicken? —

Acht Tage später, und ich sitze in Los Angeles.

Ein amerikanischer Berufsboxer, der zum Ergötzen aller Freunde eines gesunden Sports seinem Gegner Kinnbacken und Nasenbein mit einem Schlage zugleich zertrümmert, kann keine reinere Freude empfinden als

diese Bande von Zeitungsjungen, wenn sie, wie heute, ihren großen Tag hat und vor meinem Fenster von früh bis in die Nacht die ganze Skala irdischen Jammers ausbrüllt: Krieg, Tornados, Explosionen, Erdbeben, Eisenbahnunfälle, Morde usw. Nervösen Leuten möchte ich die City von Los Angeles trotz dem so ungemein beruhigenden Namen der „Engelstadt" augenblicklich gerade nicht als Ruheplatz empfehlen, denn zu dem höllischen Straßenlärm gesellt sich eine derartige Hitze, daß die bekannten „ältesten Leute", die sich niemals einer ähnlichen Tatsache entsinnen können, vergeblich nach Parallelen suchen. Mitleidlos glüht die Sonne vom Himmel herab, die Stiefel bleiben im Asphalt stecken, und alles Sinnen und Trachten gipfelt in dem einen Wunsche: Eisgetränke, einen Ozean von Eisgetränken! Aus den nichtigsten Dingen der Alltäglichkeit werden in diesem Zustande der Erschlaffung große Probleme. Eine Stunde lang wälzt mein müdes Hirn die Frage hin und her, ob ich mir die Haare schneiden lassen soll oder nicht. Vernunft und Faulheit kämpfen einen verzweifelten Kampf, endlich siegt die Vernunft. In dem der Kosmetik geweihten Tempel räkelt sich ein Dutzend weißgekleideter Priester rauchend und gähnend auf den Opferstühlen. Einer von ihnen läßt sich wirklich herab, mich zu bedienen, fragt verächtlich, wer mir zum letzten Male den Skalp so zugerichtet hat, spuckt in wundervollem Bogen durchs Lokal und nimmt mich in Arbeit. Man sollte es nicht für möglich halten, bis zu welchen Schwierigkeiten sich ein amerikanischer Friseur in seiner Kunst versteigt. Nicht bloß Feuer, Wasser und Elektrizität macht er sich untertänig, auch die Luft muß herhalten und in gepreßtem Zustand Dienste verrichten; schließlich steckt er den Dollar mit einem Gesicht ein, als ob er es aus Mitleid um die Hälfte zu billig gemacht hätte. Ja, der „lumpige Dollar", wie der Amerikaner so richtig sagt! Er fliegt dahin, man weiß nicht wie. In Berlin leistet man sich für das Geld einen vergnügten Abend mit beinahe Sekt.

Los Angeles ist der Hauptplatz des südlichen Kaliforniens und zählt ungefähr 150,000 Einwohner, unter denen das deutsche Element stark vertreten ist, ohne indessen im öffentlichen Leben eine bemerkenswerte Rolle zu spielen. Wo jetzt, im breiten Kranze um die City herum, Garten an Garten liegt und die hübschen Villen, von Palmen und immergrünen Bäumen beschattet, bis zum Dache von Rosen und tausend Blumen umrankt, förmlich vergraben sind unter der üppig wuchernden subtropischen Vegetation, dehnte sich früher, unter spanischer Herrschaft, und noch vor wenigen Jahrzehnten eine öde, wasserarme Gegend. Da kam die nordische Kultur und eroberte sich das Land. Wie vordem die Urbevölkerung den Konquistadoren weichen mußte, räumte nun der

Spanier den Angelsachsen und Germanen das Feld. Was dem Spanier nie gelungen wäre, das hat nordische Tatkraft vollbracht, sie hat aus Südkalifornien ein Land mit geradezu idealen Lebensbedingungen geschaffen. Ein System von artesischen Brunnen und Bewässerungsanlagen verwandelte es in überraschend kurzer Zeit in einen Riesengarten, der an Ergiebigkeit seinesgleichen sucht. Die Gier nach Gold hatte einst die Fremden hergelockt, und als es mit dem trügerischen Metall zur Neige ging, reifte die Erkenntnis, daß goldene Ernten der Schatzgräberei vorzuziehen wären. Jegliche Frucht scheint hier zu gedeihen, jedes Bemühen reichen Lohn zu finden. Orangen, Äpfel, Weintrauben, Melonen und viele fremdartige Gartenfrüchte erreichen in Kalifornien fabelhafte Größen, auch die Kartoffeln entwickeln sich zu wahrhaft ungeheuren Gebilden, sind indessen nicht so wohlschmeckend wie die europäischen. Komisch genug, aber echt amerikanisch ist es, daß man hier das Obst teurer bezahlt, als wir dasselbe kalifornische Obst in Deutschland kaufen.

Der Volkswohlstand Kaliforniens beruht nicht auf der Goldgewinnung, die ganz in den Händen einer kleinen Anzahl großer Unternehmer liegt, sondern auf der Landwirtschaft und ihren Zweigindustrien sowie auf Petroleum und Holz. In Los Angeles befinden sich viele Hunderte von Petroleumquellen. Ich glaubte immer, man brauchte nur mit einem brennenden Streichholz heranzukommen, um die Bohrschachte dieser übelduftenden Anlagen in Flammensäulen zu verwandeln; aber das Öl, wenigstens das hiesige, brennt in dem Zustande, wie es aus der Erde sickert, nicht, sondern die sirupartige Masse muß erst eine Reihe von Läuterungsprozessen durchmachen. Nächst dem Zucker hätte der Wein die besten Aussichten, wenn die Amerikaner mehr Durst und mehr Weinverstand besäßen, aber die guten Leute können ja kaum ein Glas Traubenblut von einer Prärie-Auster unterscheiden. In San Francisco sah ich mit Grauen, wie so ein Barbar sich den Wein — salzte! Ich glaube, das Scheusal hätte kein Bedenken gehegt, auch noch Worcestershire-Sauce ins Glas zu gießen. Petroleum, Zucker, Holz, frisches und gedörrtes Obst, besonders Weintrauben und Pflaumen, ferner Weizen und Butter sind die wahren Goldgruben Kaliforniens, und ihre Ertragsfähigkeit wird sich noch auf lange Zeit hinaus in aufsteigender Linie bewegen. Es wurde mir von sachkundiger Seite als Irrtum bezeichnet, wenn man in Deutschland glaubt, hier sei die Sahne abgeschöpft und der deutsche Einwanderer habe von Kalifornien nichts mehr zu erwarten. „Tüchtige Landwirte, Bauern und Gärtner können wir noch immer brauchen. Zur Ansiedelung genügt allenfalls ein kleines

Kapital, etwa 500 Dollar; die Landbanken schießen alles Nötige bis zur Ernte vor. In den kleinen Städten und Dörfern brauchen wir Handwerker und Techniker, aber auch nur wirklich tüchtige Leute mit dem Blick fürs Praktische und von starker Anpassungsfähigkeit. Dagegen wissen wir mit Kaufleuten und Studierten ohne Kapital oder festes Engagement absolut nichts anzufangen."

Ich hatte auf der Fahrt von San Francisco nach Los Angeles in Santa Barbara Station gemacht, einem reizend gelegenen Seebade, das sich das amerikanische Mentone nennt und, wenn es auch in bezug auf Eleganz und Zerstreuungen mit dem französischen Kurorte nicht rivalisieren kann, ihn doch in klimatischer Hinsicht übertrifft. Durch trübe Erfahrungen in Italien, Spanien und Nordafrika gewitzigt, hatte ich schon daran gezweifelt, daß es wirklich irgendwo auf der Erde ein Land des ewigen Frühlings gäbe; aber ich glaube nun, daß die Gegend von Santa Barbara diesem Ideal der Dichter und Träumer sehr nahe kommt. Das Klima ist von wunderbarer Gleichmäßigkeit: die Temperatur beträgt in den beiden Wintermonaten durchschnittlich 8—10°, in den übrigen Jahreszeiten 15—17° R. Dazu gesellt sich in den schönen Räumen und Anlagen des Arlington-Hotels noch etwas, das in Amerika nicht alltäglich ist: gute Gesellschaft mit guten Manieren, und an Stelle der trägen, frechen Schwarzen, die nach meiner Gott sei Dank unmaßgeblichen Ansicht sofort dem Kaiser der Sahara gratis zur Verfügung gestellt werden sollten, damit er seinem Lande die Wohltat einer Bevölkerung erweisen kann, wird man von netten jungen Mädchen bedient. Und dann die Pracht der Blumen und Bäume! Ich habe leider keine Ahnung von Botanik und würde mich nicht getrauen, auch nur fünf von den Hunderten all der Gewächse richtig zu bezeichnen. Aber wozu auch! Genug, daß es in allen Farben des Regenbogens schillert und eine Woge süßen Duftes die Sinne gefangen nimmt.

Um dem glühenden Dunst von Los Angeles zu entgehen, unternahm ich einen Ausflug ins Gebirge nach dem Mount Lowe, zu dem eine schwindelerregende Bergbahn hinaufführt, und sah dabei in dem hübschen Nachbarstädtchen Pasadena eine Anlage, die wohl einzigartig in der Welt ist, nämlich eine Straußenfarm, in der viele Hunderte der Riesentiere gezüchtet werden, „einesteils der Eier wegen, welche diese Vögel legen", wie Wilhelm Busch singt, mehr aber natürlich der Federn wegen. Jedes Kind weiß, daß der Strauß zu den albernsten Tieren gehört; seine Dummheit wird höchstens noch von seiner kritiklosen Gefräßigkeit übertroffen. Das erinnert mich an einen Dienstmann, der zu meiner Zeit in München lebte und, wenn man sie ihm bezahlte, sechs Dutzend hart-

gekochte Eier oder zwei fette Gänse und ein unschuldiges Spanferkel auf einem Sitz vertilgte, auch gelegentlich vor einem kleingehackten Ofenrohr nicht zurückschreckte, das er mit 20 Maß Bier hinunterspülte. Es hieß damals, der Mann hätte einen Straußenmagen. Hier in Pasadena sah ich einen Strauß fünf große, unzerstückelte Apfelsinen hintereinander verschlucken und den langen Hals hinabwürgen; er hätte schließlich auch ein paar Dutzend verschluckt, wenn er sie bekommen hätte. Einige von den Straußen sind zahm und lassen sich reiten, ziehen auch den Wagen; die meisten aber, besonders die alten, sind ganz gefährliche Burschen und scheinen fortwährend aufgelegt zu sein, mit den Besuchern ein Tänzchen zu wagen.

Der schönste Ausflug von Los Angeles führt ins Meer hinaus nach dem Felsen-Eiland Santa Catalina, dem berühmten Fischerparadiese. Man fährt zunächst mit der Bahn nach Long Beach, einem populären Seebade, dann auf einem kleinen Schaukelkasten von Dampfer ein paar Stunden lang nach dem Dorfe Avalon auf Santa Catalina. Hier haust in den Gewässern der Riesenbarsch, der größte Fisch, der mit der Angel gefangen wird; er erreicht eine Größe bis zu zwei Meter, und es gibt Exemplare, die 400 Pfund wiegen. Nur ganz geübte Angler können sich an diesen Riesen heranwagen, denn er beißt schwer an und ist noch schwerer ans Land zu bringen. Man kennt Fälle, wo das verzweifelte Tier sieben Stunden lang mit erstaunlicher Kraft rang oder starke Angelruten aus Stahlrohr zerbrach und das ganze Boot umwarf. Ein anderer berühmter Fisch dieser Gewässer ist der „springende Tuna", ein annähernd ebensogroßes Monstrum, das trotz seiner Schwere häufig aus dem Wasser heraus 10—15 Fuß weit durch die Luft springt. Wenn man die passioniertesten Angler der Welt sehen will, muß man sich in den Tuna-Klub einführen lassen; was dort zusammengel—eistet wird, soll fabelhaft sein. Da mir die Natur aber jedes Verständnis für den Angelsport versagte, zog ich es vor, mich in einer merkwürdigen Art von Booten, nämlich in einem Boote mit einem Glasboden, in die Bai hinausfahren zu lassen. Das Meer ist hier von kristallener Klarheit, und beim Fahren sieht man durch den Glasboden in eine märchenhafte Wunderwelt hinab, eine farbenbunte Welt von seltsamen Algen mit unendlich langen, hin- und herflatternden Ranken, von Fischen aller Arten, Schalentieren und riesigen, rot und blau schillernden Quallen, die aber, ans Land gebracht, im Nu alle Schönheit verlieren und zu scheußlichen Gallertklumpen zerfließen. Bei diesem Schauen in die Meerestiefe störten mich die Erklärungen des Bootführers. Es ist gräßlich, wenn einem irgend etwas Schönes „erklärt" wird; das ist gerade so, als wenn man

im Theater vor zwei Banausen sitzt, die sich gegenseitig die mißverstandenen Pointen auseinandersetzen. Aber auch weniger harmlose Lebewesen bevölkern hier das Meer und verbieten dem Schwimmer, sich zu weit hinauszuwagen. Ich kam gerade dazu, wie die Fischer zwei in die Netze geratene Haie ans Land warfen, junge Tiere von anderthalb Meter Länge. Die Möwen, die sich sonst in großen Rudeln um jeden Fischrest balgen, schienen das Fleisch der Bestien zu verschmähen. Austern gibt es massenhaft. Die kalifornische Auster schlägt in bezug auf Embonpoint alle Konkurrenten, aber im Wohlgeschmack kommt sie den pikanten Blue-Points der atlantischen Küste nicht gleich. Von Schalentieren werden besonders die handgroßen, runden Krabben gegessen. Es sind keine Reaktionäre, wie unsere Krebse, sondern Kompromißler: sie gehen nicht rückwärts, auch nicht vorwärts, sondern seitwärts.

So bot jeder Tag meiner kalifornischen Streifzüge eine Fülle des Interessanten und Schönen, aber die Abende sind in den amerikanischen Städten von trostloser Oede. Bei uns gewährt selbst die kleine Provinzstadt dem Fremden irgend eine Zerstreuung oder wenigstens ein behagliches Ruheplätzchen bei Speise und Trank, hierzulande jedoch sucht man das vergebens. Die Speisehäuser werden nur für die üblichen Mahlzeiten geöffnet und meistens um 8 Uhr abends geschlossen; überdies sind sie so schauderhaft ungemütlich, daß man sie mit Vergnügen so schnell wie möglich verläßt. Bei der Gelegenheit noch ein paar Worte über amerikanische Gasthausbräuche. Die Amerikaner sprechen so gern von ihrer „Freiheit", und meinetwegen mögen sie damit recht behalten, soweit es sich um politische und berufliche Dinge handelt, aber sonst habe ich die Freiheit oft sehr vermißt. Man ist mit dem Essen an ganz bestimmte Stunden gebunden und muß sich den Gewohnheiten der andern in einer Weise fügen, die bei uns unerhört wäre. Ich habe sonst die Eigentümlichkeit, in Restaurants dort Platz zu nehmen, wo es mir beliebt; in amerikanischen Restaurants aber soll ich mich dorthin setzen, wo es dem wichtigtuerischen Butler beliebt, dem es gar nicht darauf ankommt, ein Dutzend Personen an einen Tisch zu zwängen und alle anderen Tische unbesetzt zu lassen. Da mir eine solche Bevormundung, zumal im „freien" Amerika, nicht paßt, habe ich wiederholt meinen Willen durchzusetzen versucht, aber die Majestät des Butlers ließ mich immer den kürzeren ziehen; ich wurde dann einfach schandmäßig bedient, und die Bedienung ist schon schauderhaft genug, wenn sie sich Mühe gibt, anständig zu sein. Das Material der Speisen ist gut, aber was nützen das beste Fleisch und das zarteste Gemüse, wenn die Fähigkeiten fehlen, es zuzubereiten? In einem Lande, in dem es Frauen für

unwürdig halten, sich um die Küche zu bekümmern, und diese Sorge schmuddeligen Negern und anderen fragwürdigen Erscheinungen überlassen, bleibt der Muse der Kochkunst nichts anderes übrig, als weinend ihr Haupt zu verhüllen. Der heitere Geist der Gastrosophie findet keine Heimstätte in dem Dunstkreise gewöhnlicher Schlinger und magenkranker Stocherer. Es ist wirklich qualvoll, einen Durchschnittsamerikaner essen zu sehen, noch qualvoller freilich, durch die Tyrannei der Landessitte zu derselben Eßmethode verdammt zu sein. Die vom Gast gewählten Speisen werden immer sofort auf einmal oder in ganz schneller Reihenfolge serviert, meistens sind sie schon beim Auftragen kalt. Anders tut es der Kellner nicht, und der Yankee will es auch so haben; er nimmt dann hier einen Löffel Suppe, stochert dort zerstreut im Fisch, schneidet sich ein Stück Braten ab, kostet dazwischen an der süßen Speise und würzt das ganze gesegnete Mahl mit eisigem Eiswasser. In fünf Minuten hat er sein Diner von acht Gängen abgetan und nimmt dann befriedigt eine Pille. Jeder echte Yankee mediziniert leidenschaftlich gern, jeder geht lieber zum Quacksalber als zum Arzt. Infolge ihres unsinnigen Essens und Eiswassertrinkens, wozu sich noch die reizende Gewohnheit des Kaugummikauens gesellt, haben sie schlechte Magen und schlechte Zähne; anscheinend mit Stolz lassen sie ein halbes Dutzend großer, recht auffallender Goldplomben im Munde sehen. Das klingt wie Uebertreibung, nicht wahr? Aber bitte, geht hin und urteilt selbst!

Fade wie das Essen sind auch die Zerstreuungen im öffentlichen Leben. Im Theater gibt es gewöhnlich „Onkel Toms Hütte", wenn zufällig nicht „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" gemimt wird. Noch weniger kann ein Mann von nur einigem Geschmack die Tingeltangel besuchen; das A und O aller Vorführungen dort bilden die „Steps", eine Art grotesker Klappertanz mit Gesang, und man muß schon Brite, Yankee oder Nigger sein, um diese Sorte von Kunstübung länger als fünf Minuten ertragen zu können. Bleibt also nur ein Stegreiftrunk in einer der ewigen Bars, und der Rest ist Schweigen, Schaukeln im Schaukelstuhl und träumerisches Starren in die Spiralen einer ebenso teuern wie, trotz Kuba, minderwertigen Zigarre.

Wie man es ſich in Amerika auf den Raſenplätzen bequem macht.
(Jefferſon Square in San Francisco.)

Market-Street in San Francisco.

Im Fluge nach Mexiko.

Offen gestanden, enthält die Ueberschrift dieses Kapitels einige Uebertreibung. Man „fliegt" in der Republik Mexiko nicht. Der Mexikaner spricht spanisch, und im Wörterbuche der spanischen Umgangssprache fehlt dieses Wort. Dafür findet sich ein anderes darin, das heißt „Paciencia" und wird groß geschrieben. Nur Geduld! Wir haben ja Zeit, viel mehr Zeit als Geld. „Paciencia!" sagt der Schaffner, wenn man ihn fragt, ob der Zug nicht endlich weiterfahren will, damit er nicht aus der Uebung kommt; „Paciencia, Señor!" sagt der Kellner, wenn man sich erkundigt, ob die vor einer halben Stunde bestellten weichen Eier nun bald weich genug sind. „Nimm drei Dinge mit", rät der Verfasser eines mexikanischen Reiseführers: „Zeit, Geduld und Geld." Die Geldfrage bereitet noch den wenigsten Kummer, denn man kommt in Mexiko mit kaum zwei Dritteln von dem aus, was man in den Vereinigten Staaten braucht.

Mexiko liegt abseits von den großen Heerstraßen der Touristik. Obwohl das Land ein beträchtliches Eisenbahnnetz und gute Anschlüsse an Nordamerika hat, nimmt eine Exkursion hierher doch immerhin ziemlich viel Zeit in Anspruch, ist strapaziös und kostet bei den großen Entfernungen viel Fahrgeld. Am meisten wird Mexiko von den nordamerikanischen Nachbarn besucht, deutsche Touristen sind selten. Und dennoch möchte ich allen, die Nordamerika bereisen und drei bis vier Wochen Zeit erübrigen, dringend zu einem Abstecher in dieses hochinteressante, gänzlich fremdartige Land raten. Es gibt zwei Eingangsrouten von Norden her: die eine von New-Orleans über den Eagle-Paß, die andere von Kalifornien über El Paso; außerdem kann man auch von New-Orleans zu Schiff nach Tampico oder Vera Cruz und von dort nach der Stadt Mexiko fahren. Von Los Angeles nach Stadt Mexiko sind es noch vier Tagereisen. Und was für eine Reise! Sie führt ununterbrochen durch

die wüsteſten Gegenden, die ich jemals ſah. Erſt durch den Glutkeſſel der Colorado-Wüſte, dann durch die Wüſten von Arizona und Neu-Mexiko und ſchließlich durch die mexikaniſche Wüſte in ihrer ganzen Ausdehnung. Es gibt ſicherlich keine zweite Eiſenbahn auf der Welt, die durch ein ſo troſtloſes, einſames Land führt; ſelbſt die an der Saharabahn gelegenen Ländereien müſſen im Vergleich dazu als üppige Gefilde bezeichnet werden. Aber ich will mit dem Anfang beginnen.

Der Zug von Los Angeles nach El Paſo war der erſte wirklich komfortable Zug, den ich in Amerika kennen gelernt habe, und der erſte auch, der ſeine Zeiten pünktlich einhielt. In Glut und Dunſt zum Erſticken lag die „Engelſtadt" da, als wir ſie um die Mittagſtunde verließen, und immer angenehmer wurde die Temperatur, je näher wir der Colorado-Wüſte, einem der heißeſten Punkte der Erde, kamen. Nach einigen Stunden Fahrt hat der Garten Kaliforniens ſein Ende erreicht; was weiter ſüdlich liegt, der langgeſtreckte Zipfel des mexikaniſchen Lower California, iſt nichts als eine von ſpärlichen grünen Tälern unterbrochene, ungeheure Steinwüſte, in deren Schoß die Abenteurer hin und wieder auf Gold ſtoßen. Trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens entrollt ſich vor unſeren Augen ein Wandelpanorama von entzückenden Landſchaftsbildern. Zu beiden Seiten der Bahn begleiten uns langgeſtreckte, ſteile Gebirgsketten, kein Baum und kaum die beſcheidenſte Vegetation gedeiht auf dem nackten Fels, aber in wundervollen Farben, in rotblonden, blauen und dunklen Tönen leuchtet das Geſtein über dem gelben, von dürftigen Büſcheln Pampasgras bewachſenen, alten Meeresboden. Der Staub dringt durch die dreifachen Fenſterſcheiben und überzieht mit einer dicken Schicht die Plüſchſeſſel und uns, die wir apathiſch im Rauchſalon in das grelle Flimmern dort draußen blinzeln. Die elektriſchen Ventilatoren ſurren, und wenn gelegentlich einer der ſchwarzen Diener aus dem Schlaf erwacht — der Nigger ſchläft in allen Lebenslagen, Tag und Nacht —, ſo bringt er, ſchleppend und träge, ſogenanntes Eiswaſſer, aber das Eis iſt längſt zur lauen Flüſſigkeit zerronnen. In Yuma fahren wir, kurz vor ſeiner Mündung, über den Coloradoſtrom und treten in die „nette Gegend" von Arizona ein. Allerlei merkwürdige Gentlemen mit tiefgebräunten Geſichtern, Schlapphüten und ausgefranzten Lederhoſen beſteigen den Zug. Die Nacht kommt, eine „nuit blanche", eine jener Nächte ohne Schlummer und Erquickung, in der jede Minute zur Ewigkeit wird. Morgens ſind wir noch immer in dem allzu intereſſanten Staate. Ich kaufe mir auf einer Station den Täglichen Stern von Arizona, leſe mit Gewiſſenhaftigkeit, wie viele Bürger in den letzten Tagen beraubt oder erſchoſſen wurden, und notiere mir folgende

Mahnung des Herausgebers: „Der Editor bittet um baldige Einsendung der rückständigen Abonnements- und Inseratbeträge, widrigenfalls er sie demnächst persönlich einkassieren wird." Das ist eine auffallend zarte Sprache im Munde eines Arizona-Journalisten, läßt aber doch allerlei Vermutungen zu. Hinter Arizona kommt der Staat Neu-Mexiko, hinter Neu-Mexiko Texas — nur die Namen wechseln, die Gegend bleibt sich gleich, immer dieselbe Steinwüste — schließlich läuft der Zug in El Paso ein, das an der Grenze von Texas und Mexiko liegt und wo die mexikanische Zentralbahn ihren Anfang nimmt.

Es muß einem schon gar nichts Dümmeres mehr einfallen, wenn man auf die Idee kommt, sich ohne dringende Veranlassung in El Paso aufzuhalten, wenigstens scheint es so beim ersten Anblick dieser dürftigen Oase im unbegrenzten Sande; und dennoch blieb ich zwei Tage dort, erstens, weil ich ein ruhiges, schönes Hotelzimmer fand, das mir nach zwei Wochen schlechten Quartiers Schlaf versprach, und dann, weil ich mir die Eingangspforte von Mexiko und das unmittelbar an El Paso grenzende mexikanische Städtchen Juarez in Muße ansehen wollte. El Paso ist ein wichtiger Stapelplatz für den Warenaustausch zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, mit einer buntscheckigen Bevölkerung von Weißen, Schwarzen, Braunen und Gelben. Nicht nur bei der Arbeit, sondern fast mehr noch bei seinen Belustigungen muß man ein Volk studieren, und da traf ich es insofern glücklich, als gerade „Karneval" stattfand, eine Art von Jahrmarktsfest. Stundenlang, bis in die Nacht hinein, des Staubes, Lärmes und der befremdlichen Düfte nicht achtend, trieb ich mich im dichtesten Volksgewühl umher und hatte meine Freude an der kindlichen Heiterkeit, womit die Neger und die mexikanischen Indianer den Schaustellungen folgten. Je später die Stunde, desto ausgelassener werden die schwarzen Herren und Damen. Ich habe in ihrer Gesellschaft immer das Gefühl, als ob es nur des „erlösenden Wortes" bedürfe, daß sie den künstlichen Firnis der Kultur abstreifen und sich ungezügelt den von den afrikanischen Ahnen ererbten Trieben überlassen. Die Mexikaner dagegen haben Haltung. Das erste, was mir an ihnen auffällt, ist die zum Teil außerordentliche Schönheit der Mädchen und jungen Frauen. Die Gestalten klein und zierlich, in solchem Maße oft, daß man eine junge Frau für ein vierzehnjähriges Mädchen halten würde, wenn das liliputanische Baby an der Brust oder auf dem Rücken nicht die Mutter verriete. Gesichtsfarbe wie Tee mit einem guten Schuß Sahne, regelmäßige Züge voller Schwermut und Güte, etwas starke Lippen, feingeschnittene Nase, schwarzes, straffes Haar, lang herabwallend oder in zwei Zöpfe geflochten, zierliche Hände, das schönste aber die kohlschwarzen,

klaren, freundlichen Augen und der blendende Schmelz wahrer Prachtgebisse. Ihr Gewand ist, im Gegensatz zur farbenbunten Tracht der Männer, sehr schlichter Art und besteht in einem bis auf den Boden reichenden Rockkleide und einem großen Umschlagetuch, das über den Kopf gelegt und vor der Brust mit einer Hand zusammengehalten wird.

Mein Hotelzimmer hielt, was es versprochen: ich schlief gut und fest und hörte erst am Morgen, daß in der Kneipe nebenan ein landesüblicher „Hold up" stattgefunden hätte und dank der Ueberredungskraft der an die Schläfen gesetzten Revolver den Gästen 200 Dollar erpreßt worden wären. Die Blüte von Texas weiß zu leben! Ich eilte, um hinüber ins mexikanische Gebiet nach Juarez zu kommen, denn nie zuvor hatte ich einem fremden Lande mit solcher Spannung entgegengesehen. Man braucht nur den Rio Grande del Norte zu überschreiten, und ich konnte das neben der Brücke trockenen Fußes tun, weil der gewaltige Strom zu jener Zeit völlig ausgetrocknet war, so daß er buchstäblich keinen Tropfen Wasser enthielt.

Der erste mexikanische Eindruck ist verblüffend. Wenn ich nicht genau wüßte, daß ich mich in Juarez befände, würde ich mich in einer kleinen Stadt Marokkos wähnen. Aus dem grauen, fußtiefen Sande, von dem mir der Wind tüchtige Prisen zu kosten gibt, erheben sich ebenso graue, kaum mehr als mannshohe Häuschen aus ungebrannten Lehmziegeln, die meisten ohne Fenster. Ein paar braune Bübchen, nur in ihre Unschuld gehüllt, und ältere, mit Lumpen bedeckte Kinder balgen sich im Sande; zahllose kleine Hunde jämmerlicher Art, offenbar alle miteinander verwandt und verschwägert, umkreisen mich kläffend und kommen dann auf freundlichen Zuruf mit winselnder Demut angekrochen, Mitleid und etwas Freßbares heischend, ganz wie ihre Vettern in Stambul. Ein kleines Mädchen sieht, daß ich mich mit den Tieren abgebe, läuft ins Haus und kehrt mit einem ganz kleinen Scheusal von Köter zurück, das sie mir in die Arme drücken will — die liebenswürdige Regung eines Naturkindes. Ich folge ihr ins Haus und sehe mich um. Es hat nur einen einzigen Raum. Möbel fehlen außer einem alten Feldbette gänzlich, alle Habseligkeiten liegen auf dem Ziegelboden, und die Hunde und Hühner machen es sich darauf bequem. In der Mitte des Zimmers hockt mit untergeschlagenen Beinen die Mutter und ist damit beschäftigt, einem aus lauter Lumpen und Löchern bestehenden Kleidungsstücke neuen Glanz zu verleihen. Genau so wie dieses Haus sind alle anderen, in die ich Einblick nehme. Eine unsägliche Armut, arm wie das sonnenflimmernde, stauberfüllte Gelände ringsum. Ich gehe weiter durch die Straßen und komme ins „feine" Viertel mit etwas besseren Behausungen.

Töne taktmäßigen Buchstabierens erinnern mich daran, daß in Mexiko Schulzwang besteht; in dem Schulhäuschen zeigt mir die Lehrerin, ein Negerfräulein, lachend die weißen Zähne, und vor ihr auf den Bänken hockt, sehr artig und ehrbar, die hoffnungsvolle Jugend beiderlei Geschlechts. Eingeborene Männer kommen des Weges, zum Entzücken malerisch in ihrer originellen Tracht. Von weitem sehen sie aus wie wandelnde Pilze, denn wahre Ungeheuer von breitkrempigen Spitzhüten bedecken das Haupt, die buntgestreiften Beinkleider erweitern sich nach unten hin und sind seitlich mit Fransen besetzt, ein in allen Farben des Tuschkastens prangendes Tuch schlingt sich verwegen um Schultern und Oberkörper. Und siehe, da taucht auch, salopp und schmierig und mit einer bis auf die Pantalons ausgedehnten Offenherzigkeit, der erste mexikanische Soldat auf! Sehr imponierend nimmt er sich gerade nicht aus, aber ich bin später besseren begegnet. — —

Alles Improvisierte hat seinen Reiz, nicht zuletzt das improvisierte Reisen. Es ist so hübsch, sich plötzlich unvorbereitet in ein fremdes Land versetzt zu sehen und vom Lande überraschen zu lassen, gerade so hübsch, als wenn uns die Gunst des Augenblicks irgendwo und irgendwann einen interessanten Mann kennen lernen läßt, der unter Umständen auch eine Dame sein darf. Hätte mich vorher jemand gefragt, was ich von Mexiko wüßte, so hätte ich geantwortet: „Nicht gerade viel, doch immerhin einiges. Ich habe als Knabe den armen Montezuma beklagt und den Bluthund Cortez gehaßt, kenne Humboldts Reisen in Mexiko, pfeife gern ‚La Paloma', weiß, wie der Pulque bereitet wird, und habe in Berlin für 20 Pfennige die ‚beiden letzten Azteken' gesehen — das war aber Humbug. Außerdem kenne ich natürlich die traurige Geschichte des Habsburgers, der von seinem Schlosse Miramare auszog, um Kaiser von Mexiko zu werden, und, von Europa schmählich preisgegeben, in einer Tragikomödie der Irrungen sein Leben lassen mußte." Auf die Einwendungen besagten Jemandes: „Mehr Zahlen und Daten, mein Herr! So mangelhaft vorbereitet geht man nicht auf Reisen!" hätte ich dann erwidert: „Erlauben Sie, verehrter Herr Philister, aber ich besitze außerdem noch etwas Phantasie, und die hat ein buntes Gespinst von Träumen um Mexiko gewebt. Träume von spanischer Ritterlichkeit und Donquichotterie, von tropischen Wäldern mit fieberschweren Düften, verruchten Mestizen, den Dolch im Gewande, Haciendas mit schönen, trägen Señoritas in der Hängematte, Jesuitenpatres, Mandolinengeklimper, Mondscheinserenaden und dergleichen. Und wissen Sie nicht, daß Träume mitunter viel hübscher und wertvoller sind als Zahlen und Daten?"

Dieses Zauberland scheint ein verwunschenes Land zu sein, sagte ich mir, als ich Juarez kennen lernte. Und mein Staunen wuchs, als mich der Zug ins Herz des Landes führte. Etwas Armseligeres, Öderes hatte ich nie zuvor gesehen, aber auch selten etwas in seiner starren Ruhe so Großzügiges, Erhabenes. Meil um Meile verfliegt, Stunde um Stunde verrinnt, aus dem Morgen wird Mittag und aus dem Mittag Abend und aus dem Tage Nacht, und immer und immer liegt rechts und links die einsame Steppe; der Wind treibt den Sand in turmhohen, kreiselnden Säulen vor sich her, Agaven, Kakteen und Aloen recken ihre klobigen Blätter in die Sonnenglut, genau so starr, so zeitlos und unveränderlich wie die Wüste ringsumher. Unablässig begleiten hohe Gebirgsketten unseren Weg, aber kein Baum gedeiht auf dem nackten Fels, kein Quell rinnt zum Tal. Ich vertiefe mich in die Lektüre einer von der mexikanischen Zentralbahn herausgegebenen Propagandaschrift; sie ist verführerisch abgefaßt, wie alle derartigen Broschüren, und schildert in glühenden Farben die Fruchtbarkeit des Landes. Ich blicke zum Fenster hinaus: wo sind die grünen Auen, wo die Plantagen, wo die Haciendas? Geht es mit ihnen wie mit den chinesischen Armeekorps, von denen so oft die Rede ist und die niemand kennt?

Aber „Paciencia"! Man soll nicht nach den ersten Eindrücken urteilen. Die Bahnstrecke El Paso — Stadt Mexiko ist die denkbar ungünstigste, um einen Begriff vom Lande zu geben, denn sie durchmißt seine trostlosesten Teile in ihrer ganzen Ausdehnung, während jene Reisenden, die zu Schiff von Osten oder Westen kommen, gleich in die üppigsten Provinzen gelangen und nicht erst durchs Fegefeuer der Wüste zu schreiten brauchen, ehe sie an den Pforten des Paradieses stehen.

Die Regie der mexikanischen Zentralbahn liegt in amerikanischen Händen, und die Züge ähneln in ihrer Einrichtung denen Nordamerikas, nur mit dem Unterschiede, daß es außer dem Pullmanwagen noch drei Klassen gibt: in der ersten legt der Passagier seine Beine, wohin er will, in der zweiten und dritten sitzt er manierlich unter gesitteten Eingeborenen. In unserem Pullman geht es recht gemütlich zu. Die zu Anfang noch gewahrte Etikette hat unter der Einwirkung der Tropensonne längst dem Negligee Platz gemacht. Zwei hübsche Misses rücken von ihren Eltern fort und setzen sich neben den Zugführer — überflüssig zu bemerken, daß auch er jung und hübsch ist —, um Anfangsunterricht in der Sprache Calderons zu nehmen; von seinem glücklichen Instinkt geleitet, kommt der ebenfalls nicht üble Postbeamte dazu und beteiligt sich an der Lektion. Ein liebenswürdiger Herr aus Madrid schwärmt mir etwas von der „Frederikstrazze" in Berlin und von Krupp in Essen

vor; er spricht Französisch und fuchtelt mit den Armen, als ob er einen imaginären Widersacher verprügelte. Wir halten an jeder Station, und mit den Eingeborenen zugleich erscheinen die Hunde und Schweine, um sich heulend und grunzend die fortgeworfenen Speisereste streitig zu machen. Kinder heben schüchtern bettelnd die dürren Aermchen hoch; rührend ist es, wie sie sich dann für eine kleine Gabe erkenntlich zeigen wollen und mit einer Feldblume angelaufen kommen. Stumm und verlegen stehen junge Frauen und Mädchen zur Seite, neugierig wandern die glänzenden Augen zu den Toiletten der Damen im Zuge, und in ebenso statuenhafter Ruhe verharren die Männer unter ihren breitrandigen, spitzen Hutungetümen, den bunten Poncho malerisch um den Oberkörper geschlagen.

Während der Zug in zahllosen Windungen zur mexikanischen Hochebene hinaufkeucht, wird das Landschaftsbild freundlicher, grüne Felder und Auen erscheinen, Ranchos mit weidenden Herden, und gegen Mittag des dritten Tages liegt das Tal der Stadt Mexiko vor uns, überragt von den weißen Gigantenhäuptern des Popocatepetl und Ixtaccihuatl — man zerbricht sich die Zunge mit den aztekischen Namen! Bald danach können wir mit einem aus tiefster Seele kommenden Seufzer der Erleichterung aus dem fahrenden Käfig steigen.

Ich wollte mich von der Ciudad Mexiko überraschen lassen, und diese Absicht ist mir gelungen. Mit Staunen fand ich eine große, schöne, exemplarisch ordentliche Stadt, während ich eine von allen unsauberen Geistern der südlichen Breitengrade besessene erwartet hatte. Das moderne Mexiko stammt von gestern und heute. Für den Umschwung, der hier im letzten Jahrzehnt stattgefunden hat, ist es bezeichnend, daß noch Bädekers „Nordamerika" von 1903 Mexiko „schlecht gepflastert, unsauber und ungesund" nennt. So ziemlich das Gegenteil trifft heute zu. Die Straßen sind, abgesehen von den Vorstädten, vorzüglich kanalisiert und makadamisiert und so sauber, daß die Großstädte der Vereinigten Staaten sich ein Beispiel daran nehmen könnten, und das Klima gilt jetzt, nachdem die Drainierungsarbeiten zum größten Teil durchgeführt sind, als eines der angenehmsten und gesündesten der Welt. Alle deutschen Kolonisten, die ich fragte, wie ihnen die Luft bekäme, priesen sie und versicherten, daß sie gar keine Sehnsucht nach dem ewigen deutschen Katarrh und Zipperlein empfänden. Den Neuling freilich greift die dünne Höhenluft stark an, denn Mexiko liegt 7400 Fuß über dem Meere. Der hohen Lage aber verdankt die Stadt ihre gemäßigte Temperatur und die Abwesenheit aller tropischen Unannehmlichkeiten. Obwohl wir uns augenblicklich in der wärmsten Jahreszeit befinden, ist die Hitze

keineswegs ärger als an einem schönen deutschen Sommertage, und abends wird es regelmäßig so kühl, daß die Eingeborenen sich bis über die Nasenspitze in ihre Tücher einmummeln.

Das Hotel, in dem ich wohne, ist der ehemalige Palast des Kaisers Iturbide, ein schöner, weitläufiger spanischer Bau. Vom Kaiserpalast zur Allerweltsherberge — in solchen boshaften Witzen gefällt sich die Weltgeschichte, aber schließlich ist in Mexiko ein gut gehendes Gastwirtsgeschäft einer Krone entschieden vorzuziehen. Man lebt hier außerordentlich ruhig und behaglich und wird kaum gewahr, daß man sich in einer Stadt befindet, die mit rüstigen Schritten auf die halbe Million Einwohner zuschreitet. Der Straßenverkehr ist lebhaft, vollzieht sich aber in der ruhigsten Weise, ohne Lärm und Geschrei, denn so sanft und still, wie die Gesichtszüge des Mexikaners sind, ist auch sein Gebaren. Außerdem steht die Stadt unter einer auffällig starken Polizeikontrolle: an jeder Straßenecke befindet sich ein Posten oder Doppelposten mit Knüttel, Strick und Revolver, wozu nachts noch eine Laterne kommt. In der zehnten Abendstunde erlischt so ziemlich jedes Leben in den Straßen, denn um der leider stark verbreiteten Trunksucht zu steuern, müssen die Pulque-Schenken schon bei Anbruch des Abends schließen und die besseren Bars um 10 Uhr. Nur in den Tempeln des Glücksspiels, das merkwürdigerweise gestattet ist, findet man dann noch einige Betriebsamkeit und kann, wenn man nichts Besseres zu tun hat, bei Poker und Billard seine schönen blanken Pesos im Nu davonlaufen sehen.

Müde des Treibens, setze ich mich in der Alameda auf eine Bank und bin nahe daran einzunicken, als mir plötzlich von rückwärts der Hut vom Kopf geschoben wird. Zwei reizende Schulmädel, ein weißes und ein braunes, umtanzen mich mit „Buenos dias, Señor!“ und wollen sich über ihren köstlichen Witz halb tot lachen. Glückliche Jugend! Ich gehe in mein Wirtshaus. Man speist hier vorzüglich, aber die mexikanischen Nationalgerichte sind mit Vorsicht zu genießen. Der deutsche Geschäftsführer ist ein Original, ein gastronomischer Diktator. „Was nehmen Sie nach der Suppe?“ fragt er. — „Weißfisch in Butter.“ — „Das ist nichts für Ihren Gaumen, ich lasse Ihnen Salm servieren. Und nach dem Fisch?“ — „Taube à la mexicaine.“ — „Um Gottes willen! Sie sollen meinen vorzüglichen Truthahn kosten. Was wünschen Sie als vierten Gang?“ — „Kalbskotelett mit Blumenkohl.“ — „Aber warum wollen Sie nicht mal etwas Gutes essen? Also Tenderloinsteak. Und zum Nachtisch?“ — „Eis.“ — „Sagen wir lieber Erdbeeren mit Sahne, da werden Sie staunen!“ In der Tat, ich staune. Ich esse und staune, ich staune und esse, und die Nationalkapelle spielt auf seltsamen Streich-

Eine Kurve der Mount-Lowe-Bahn bei Los Angeles.

Cliff House und Seelöwenklippe bei San Francisco.

und Zupfinstrumenten ihre Landesweisen, Weisen schwermütigen, leise klagenden Tons, die so wenig passend erscheinen zur üppigen Heiterkeit der Landschaft und doch wieder so ausgezeichnet gut zum Volke der Tolteken und seiner hingebenden, verhängnisvollen Weichheit.

Die Stadt Mexiko beherbergt eine starke deutsche Kolonie mit höchst angesehenen Vertretern kaufmännischer Kreise und zwei großen Vereinen. Nach den traurigen Erfahrungen, die ich in Kanada und Kalifornien mit dem Deutschtum gemacht hatte, war ich sehr erfreut, hier so kräftige Regungen nationalen Selbstbewußtseins und ein so gutes Zusammenhalten zu finden. Die Kolonie unterhält auch mit großen Geldopfern eine trefflich eingerichtete deutsche Schule, die unter der Leitung bewährter Lehrkräfte steht und segensreich wirkt.

* * *

Das wäre „nur" seine Familie, die dort schliefe, sagte der Hausknecht, als ich verblüfft über die Menschenbündel auf der Schwelle meines Zimmers schritt. Am Ende dehnen sich diese patriarchalischen Bräuche auch auf den Begriff der Gütergemeinschaft aus, dachte ich und schloß der Vorsicht halber meine Zahnbürste in den Koffer. Gran Hotel Cordoba im Staate Veracruz, nette Gegend! Ganz wie der brave Valentin in Raimunds „Verschwender" singt: „Was braucht man denn viel, um glücklich zu sein? Ein Stübchen, ein Bettchen, ein Tischchen, ein Stuhl . . .", aber das Gran Hotel strich mir auch noch das Tischchen und bewilligte dafür den Luxus eines blechernen Waschbeckens. Daß der Wirt den Humor der Sache erfaßt hat, erkannte ich aus folgendem „Aviso importante" an der Wand: „Wer an den Möbeln, Spiegeln und Teppichen Schaden anrichtet, muß dafür aufkommen."

Man hatte mir in Mexiko gesagt: „Fahren Sie nur bis Orizaba, Cordoba ist ein Nest." Aber gerade deshalb und aus einigen anderen Gründen fuhr ich nach Cordoba. Man darf sich die fremden Länder nicht immer bloß von der Schokoladenseite ansehen, auch die langweiligen Nester haben ihren Reiz. Und als ich mich nun, nach einer strapaziösen Tagereise, erschöpft und halb aufgelöst in meine Decke wickelte — denn das Bett flößte mir unbeschreibliches Grauen ein — und die feuchte Treibhausluft von den Plantagen her die zwitschernden, pfeifenden schnurrenden, rasselnden, quakenden und brüllenden Töne des Tropenorchesters ins Zimmer wehte, da begriff ich das eigentümliche Lächeln der Herren in Mexiko bei ihrer Frage: „Die Tierra caliente kennen Sie wohl noch nicht?"

Tierra caliente, heißes Land, nennt der Mexikaner die tropischen Küstenstriche im Gegensatz zur Tierra templada, dem Hochlande mit seinem

gemäßigten Klima. Man hat nirgends besser Gelegenheit, den Uebergang von einer Zone in die andere zu beobachten, als auf der Fahrt von der Stadt Mexiko nach Cordoba. Die Bahn führt durch eine der fruchtbarsten Gegenden der Republik und zugleich durch eine Landschaft von hinreißender Schönheit. Zuerst geht es durch das flache Tal von Mexiko mit seinen endlosen Aloepflanzungen, die das mexikanische Nationalgetränk, den Pulque, liefern. Nur einmal in seinem hundertjährigen Leben gibt das starre Gewächs seinen Saft her, dann aber in reicher Menge, bis zu 400 Liter. Nach vielen Jahren des Wachstums schießt zwischen den Blättern ein Schaft heraus, dessen Endkolben die Flüssigkeit enthält. Sie wird durch Saugheber gewonnen, in der Hacienda einem 24stündigen Fermentationsprozeß unterzogen und dann schleunigst in Extrazügen zum Bestimmungsort befördert, um dort ebenso schleunigst den Schenken zugestellt und vom Publikum getrunken zu werden. Denn Pulque ist nur in frischem Zustande genießbar, längstens einen Tag nach der Gärung; aus diesem Grunde kann er auch nur in der Heimat der Pflanze getrunken werden. Sagen wir getrost: Gott sei Dank, denn obwohl er nicht viel Alkohol enthält, richtet der Pulque schon in Mexiko genug Unheil an, da der gewöhnliche Mann nicht Maß halten kann. Der Wissenschaft halber ließ ich mir einen Liter der besten Sorte kredenzen, hatte aber schon nach einem kleinen Glase genug von dem milchigen, widerlich riechenden Zeuge.

Während Popocatepetl und Ixtaccihuatl langsam zurückbleiben, taucht die mächtige Kegelgestalt des weißen Piks von Orizaba, Nordamerikas größten oder zweitgrößten Berges, mit der langen, prachtvoll umrissenen Kette seiner Trabanten auf. Mit einer Kühnheit ohnegleichen schlängelt sich der Zug durchs Hochgebirge; bald hängt er über schwindelerregenden Abgründen, bald rasselt er über unheimliche Brücken, taucht durch Tunnels oder umschreibt die Täler in langgewundenen Serpentinen. Nach sechsstündiger Fahrt sind wir am Rande des Hochplateaus angelangt; jetzt ist die Lokomotive nicht mehr zum Ziehen da, sondern um die nachdrängende Wucht der Wagen zu hemmen. Immer üppiger wird die Vegetation, während es schnell bergab geht; wir fahren durch Palmenwälder, durch Kaffeeplantagen und Maisfelder; zwischen dem saftigen Grün glühen die purpurroten Blüten der Pfefferstaude. Auf den Stationen bieten die Eingeborenen betäubend duftende Orchideensträuße an, die bei uns zu Hause ein kleines Vermögen kosten würden, hier aber nur wenige Groschen. Kurz vor dem Endpunkt der Bahn, vor Veracruz am Golf von Mexiko, schmiegt sich das Städtchen Cordoba an die wundervoll geformte Sierra an, überragt vom weißen Kegel des Piks von Orizaba.

Ich hatte in Cordoba gute Gelegenheit, das Leben und Treiben der mexikanischen Provinz zu studieren. Schwer fällt das gerade nicht, denn der Mexikaner aus dem Volke liebt das öffentliche Verfahren in so ziemlich allen Angelegenheiten, selbst den intimsten. Die engen, schlecht gepflasterten Straßen laufen zwischen den unansehnlichen Häusern nach allen Richtungen ins Dickicht der Plantagen aus; ein paar stattliche Kirchen, die zu den ältesten des Landes gehören, und ein hübscher Schmuckplatz, auf dem abends die Schönen promenieren — das ist alles. Wenn man so die Gassen entlang schlendert, kann man durch die breiten, bis zum Erdboden hinabreichenden und meist unverglasten Fenster bequem ins Innere der Häuser blicken. Bei den Wohlhabenderen ist das Frontzimmer die „gute Stube", in der das Schönste, was die Familie besitzt, in peinlicher Symmetrie zur Schau gestellt wird: vergoldete Stühle, gestickte Decken, kunstvoll in Wachs nachgebildete Früchte, Alabasterschalen, Muscheln und dergleichen, an der Wand Oeldrucke deutscher Herkunft in naivem Geschmack. Obwohl man von den üppigen spanischen Zeiten her viel gute alte Kunstsachen im Lande vermuten sollte, ist mir nichts Bemerkenswertes zu Gesicht gekommen; wahrscheinlich haben die Antiquitätenhändler auch hier schon gründliche Nachlese gehalten. Oft umschließen die außen so unscheinbaren Häuschen prachtvolle Lichthöfe mit Bogengängen, Springbrunnen und einer Fülle herrlicher Blumen. Bei den Behausungen der Armen, und deren ist die überwiegende Mehrzahl, blickt man in keine guten Stuben, sondern in den meist einzigen Raum mit einem Kunterbunt von Krimskrams und krabbelnden Kindern. Immer geschäftig, regen die Frauen die fleißigen Hände und nähen und waschen oder durchsuchen das Haar der Sprößlinge nach unliebsamen Eindringlingen. Abends werden die Stühle dicht an die Fenstergitter gerückt, und es wird mit den Nachbarn geplaudert, bis in der zehnten Stunde alles Geräusch verstummt. Still und eintönig zieht hier das Leben seine Kreise.

An den Straßenecken hocken mit gutmütigen, geduldigen Kupfergesichtern Indianerinnen, das ebenso geduldige Kleine auf den Rücken gebunden, und backen auf winzigen Herden allerlei geheimnisvolle Dinge, die für den anspruchslosen Gaumen der Eingeborenen wohl große Leckerbissen bedeuten mögen. Die Straßenreinigung liegt, wenn man so sagen darf, in den Händen der Geier. Die unheimlichen schwarzen Tiere haben ihren Stammsitz auf einem verwahrlosten Denkmal beim Lebensmittelmarkt und unternehmen von dort aus Streifzüge durch die Gassen, um allen noch einigermaßen freßbaren Unrat zu vertilgen, und da der Magistrat in Anbetracht ihrer Nützlichkeit schützend die Hände über sie ausbreitet, sind sie sehr dreist.

Ach, wenn man nur ungestraft unter Palmen wandelte! Aber die Tierra caliente läßt sich den fremdartigen Zauber nicht umsonst abtrotzen, sie fordert Opfer und macht ihre Rechte wie ein Vampir geltend. Ihre Gewaltmittel sind unerschöpflich. Sie nimmt von der Sonne die ermattende Glut, von den Sümpfen die Fiebermiasmen, aus der Tierwelt die zahllosen Heerscharen schwirrenden und kriechenden Gewürms, um den verhaßten Eindringling zu quälen. Ja, die Tropen hassen den ungebetenen weißen Gast. Im gemäßigten Klima haben wir Tier und Pflanze zu unseren Sklaven gemacht, in den Tropen müssen wir gegen sie ums Dasein kämpfen. Es ist kein Kampf, der die Nerven stählt, sondern sie zerrüttet. An die Gemeinschaft von Eingeborenen gefesselt, die ihm innerlich fremd und verständnislos gegenüberstehen, ohne verfeinerte Geselligkeit, ohne geistige Genüsse, verfällt der Ansiedler nur zu oft entweder in dumpfe Gleichgültigkeit oder in einen krankhaften Erregungszustand. Irgendein Naturforscher hat zwar behauptet, erst in den Tropen entwickele sich der Mensch zu vollem Menschentum, mir scheint das aber ein merkwürdiges Paradoxon zu sein, das allen Erfahrungen Hohn spricht. Noch niemals haben die heißen Länder geläutertes Menschentum erzeugt, alle Kraft und alle Kulturwerte kamen von jeher aus den gemäßigten Zonen.

Die kleinen Leiden machen den Menschen mürbe. Man erträgt einen Seelenschmerz leichter als ewige Zahnschmerzen. Es ist ja schließlich keine weltbewegende Historie, wenn einem, wie es mir ging, beim Entfalten des Nachthemdes ein Skorpion von vier Zoll Länge entgegenschnellt, oder wenn man morgens in den Kleidern und Schuhen ein allerliebstes Stilleben von Nattern, Tausendfüßlern, Spinnen, Zecken und Ameisen findet. Oder wenn man die Nacht, die nach Philinens Ansicht doch die schönere Hälfte unseres Lebens sein soll, in einem ebenso verzweifelten wie fruchtlosen Kampfe gegen eine Legion von Plagegeistern verbringt und die Entdeckung macht, daß die Moskitos sich nirgends inniger ihres fluchbeladenen Daseins freuen als unter einem Moskitonetz. Es gibt Schlimmeres, sicherlich. Aber stehst du dann morgens um die Stunde, wo der Mensch sich frisch gestärkt erheben soll, in Schweiß gebadet, übernächtig auf, kommst mit welken Zügen, zermalmt, zerstochen und halb aufgegessen zum Frühstück, und es hat jemand den traurigen Mut zu fragen, ob du dich auf einer — Vergnügungsreise befindest, dann „fange Feuer, männliche Gelassenheit, verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf zu Grimm und Verderben!", wie der Räuberhauptmann Karl Moor so schön sagt.

An einer Station der mexikaniſchen Zentralbahn.

Platz in Juarez, Mexiko.

Der Abend ist hereingebrochen und bringt den ersehnten leisen Hauch der Kühle. Er bringt auch Gesellschaft: einen jungen, deutschen Kaufmann, der tagsüber hinter Büchern und Fakturen schwitzt, und einen netten Amerikaner — es gibt auch nette Amerikaner — seines Zeichens Photograph und Leidensgenosse aus dem „Hotel". An diesem Photographen sieht man wieder, wie ein heller Kopf einen kleinen Artikel groß macht. Er bereist Mexiko und die zentralamerikanischen Raubstaaten, um die Eingeborenen mit emaillierten Porträtmedaillons zu beglücken, die er an Ort und Stelle anfertigt. Indianerinnen und Mestizinnen finden die Idee großartig, namentlich wenn das Bild recht farbenfreudig koloriert wird; selten verläßt der Photograph ein Haus ohne Auftrag, und er macht glänzende Geschäfte.

Da wir uns bereits alle Schandtaten unseres Lebens erzählt haben, spielen wir Domino. Domino ist wie Schach ein internationales Spiel, man kennt es zwischen Grönland und Kap Horn in allen Zonen, aber nach meiner Ansicht kann man ebensogut die Daumen drehen. Domino und frische Zigarren und ein paar Flaschen matten Orizababiers — doch bloß nicht schlafen gehen, bloß nicht hinauf zur Hausknecht-Familie und in das Bett der Martern! Wir werfen die Steine zusammen und rauchen und schweigen, und in der müden Treibhausluft ziehen die Leuchtkäfer ihre Kreise, ein märchenhaftes Funkenspiel in weiß und grün. . .

Ein paar Bahnstunden weit von Cordoba, in Veracruz am Golf von Mexiko, lauert der gelbe Tod mit seiner fürchterlichen Sippe: Malaria, Tuberkulose und Lungenentzündung; nicht weniger als 1081 Fälle allein von Gelbfieber hatte die Stadt im Jahre 1903 aufzuweisen, und von je 1000 Einwohnern starben 78 — ein trauriger Weltrekord. Die mexikanische Regierung, die, von Uncle Sam gekitzelt, täglich munterer wird, fängt jetzt endlich an, über die Sanierung ihres wichtigsten Hafenplatzes nachzudenken, aber ich fürchte, daß sie mit dem allerersten Vorbeugungsmittel, dem Evangelium von Wasser und Seife, tauben Ohren predigen wird, denn davon will der Mann aus dem Volke durchaus nichts wissen. Schmutz, mangelhafte Ernährung und jämmerliche Wohnungsverhältnisse sind der Fluch des Landes. Der Eingeborene, an Fassungskraft und Urteil ein völliges Kind, hat keinen Trieb, sich selbst zu helfen; willenlos lebt er von einem Tag zum andern, mit dem Geringsten zufrieden, willenlos gibt er sich allen Entbehrungen und Seuchen preis und glaubt genug zu tun, wenn er gelegentlich an einem Bittgange teilnimmt. Es ist eine schöne Sache um die Bedürfnislosigkeit des einzelnen, wenn sie sich mit gewissen geistigen und sittlichen Kräften paart,

aber Völker ohne Bedürfnisse sind Nullen im Weltgetriebe und dem Untergange geweiht.

Meine Absicht, von Veracruz aus Yucatan, neuerdings die wichtigste Handelsdomäne der Republik, zu besuchen, mußte ich aus Zeitmangel fallen lassen; denn noch führt keine Eisenbahn nach Yucatan, und zur Ueberfahrt mit den Golfdampfern bietet sich nicht häufig Gelegenheit. Von diesen mexikanischen Golfdampfern erzählt man sich die amüsantesten Geschichten. Die Kapitäne sollen nur so lange einige Gewalt über ihr Schiff haben, als Land in Sicht bleibt; im übrigen vertrauen sie ganz ihrem Stern und dem tiefen Frieden des Golfs von Mexiko. Im vorigen Jahr passierte es einem von Veracruz nach New Orleans bestimmten Passagierdampfer, daß er nach langem Hin- und Herbugsieren glücklich den Hafen erreichte; es war zwar, wie der Kapitän mit Staunen bemerkte, der Hafen von Habana, aber das ist ja auch eine schöne Gegend.

Ohne den leisesten Trennungsschmerz begab ich mich weiter nach Orizaba, dem freundlichen, sauberen Städtchen in einer weiten Fruchtebene am Fuße des gleichnamigen Piks. Der Pik von Orizaba heißt eigentlich Citlaltepetl, aber wer keine Lust hat, mit der Aussprache aztekischer Namen eine komplizierte Zungenverrenkung zu gewärtigen, hält sich an das einfachere Wort Pik. Der Stadt Orizaba fehlen infolge ihrer beträchtlichen Höhenlage die tropischen Unannehmlichkeiten der tierra caliente, sie ist ebenso wie Cordoba ein wichtiger Handelsmittelpunkt für Kaffee, Tabak, Zucker und Mais. Kurioserweise bekommt man in diesem Kaffee- und Tabaklande kaum eine gute Tasse Kaffee und noch weniger eine feine Zigarre, dagegen vortreffliche Schokolade. Die Zigarren sind außerordentlich schwer und teuer; um ein einigermaßen rauchbares Kraut zu erhalten, muß man schon mit einer Kapitalsanlage von mindestens 30 Centavos (54 Pfennig) fürs Stück seinen Etat gefährden, und dennoch gebe ich der Qualität einer deutschen Fünfzehnpfennigzigarre unbedingt den Vorzug und versteige mich sogar zu der Behauptung, daß es nirgends in der Welt einen so guten und preiswerten Tabak gibt wie in Deutschland. An dem Plantagenhandel von Orizaba und Cordoba sind mehrere deutsche Geschäftshäuser beteiligt, auch die Haciendas der tierra caliente befinden sich vielfach in deutschen Händen. Die Eigenart der mexikanischen Bodenkultur bringt es mit sich, daß nur Großbetrieb lohnend ist, Bauern und kleine Landwirte haben hier keine Aussichten. Verschiedene Ausflüge ins Tal von Orizaba mit seinen schönen Weideplätzen boten mir Gelegenheit, stattliche Ranchos und, wie vordem oben in Kanada, die Künste der Cowboys zu sehen. Die Burschen, ausgezeichnet sattelfeste Reiter, lassen sich nicht lange bitten, eine Vorstellung zu geben, und

zeigen den Fremden mit Stolz, wie sie einen widerspenstigen Stier kirre machen. Das Schauspiel ist brutal, aber von packender Kraft. Einer rechts und einer links vom Stier, werfen sie ihm reitend mit erstaunlicher Geschicklichkeit die Lassos über die Hörner, dann sprengt der rechte Reiter blitzschnell nach links und der linke nach rechts, und durch diese gewaltsame Umdrehung der Hörner wird der Stier mit einem Ruck zu Boden geschleudert und streckt halbbetäubt alle Viere in die Luft.

Was könnte ich sonst noch von Orizaba sagen? Daß es ganz Mexiko mit Bier versorgt, und daß es selbstverständlich Deutsche waren, denen die große Brauerei ihre Begründung verdankt? Wenn ich schließlich noch erwähne, daß ich in Orizaba zum erstenmal die längst gewünschte Sensation eines Erdbebens genießen durfte, so habe ich alles gesagt. Es war morgens um 5 Uhr, als das Bett unter mir zu hüpfen und alle Gegenstände im Zimmer zu klappern begannen; das dauerte etwa 8 Sekunden. In diesem klassischen Erdbebenlande kann aber solch ein Ereignis nur den überraschen, für den es den Reiz der Neuheit hat.

Zwei Tagereisen in glühender Sonne führten mich über Puebla südwärts nach der Pacificküste, dem Hinterlande des Golfs von Tehuantepec. Man hatte mir so viel Verführerisches von Oaxaca (sprich Oahaka), seinen Aztekenaltertümern und nicht ganz so alten schönen Mädchen erzählt, daß ich ungeachtet einer heftigen gastrischen Erkrankung die Strapazen willig auf mich nahm; welche frevelhaften Lästerungen aber ich mir unterwegs zu schulden kommen ließ, das mag verschwiegen bleiben. In Puebla, der drittgrößten Stadt Mexikos, fand ich eine große Anzahl Kirchen, deren übertriebener Prunk, hier wie überall im Lande, in schreiendem Gegensatz zu der grenzenlosen Armut steht. Die Fahrt nach dem Süden geht erst über flaches, spärlich angebautes Land mit vielen Trümmern aus der Konquistadorenzeit, dann einen Tag lang durch die Cañons wildzerrissenen Gebirges, an Felswänden entlang, die wie ein Hohlspiegel die Sonnenglut sammeln und in vermehrter Stärke zurückschleudern; durch starre, trostlose, gespenstische Kakteenwälder, in denen niemals Vogelgesang erscholl, niemals ein Wässerchen zu Tale floß. Ein wahres Höllenland, und dennoch von einem wunderbaren Zauber der Farben und Formen. Unseren Landschaftsmalern, die nach neuen, noch ihres Meisters harrenden Motiven suchen, sage ich: Geht nach Mexiko!

Oaxaca, ein uralter Hauptsitz der Azteken, gilt für die mexikanischste aller Städte Mexikos, für den Brennpunkt all' des Anziehenden und Charakteristischen der Republik. Die Stadt sieht freundlich aus, die Straßen sind breit und sauber, die hellen Häuschen blitzen im Sonnenschein,

schön geschwungene Berge umsäumen das Tal. Leider ist es in den heißen Ländern fast unmöglich, in ein vertrautes Verhältnis zur Natur zu treten, man darf sie nur von weitem genießen. Suchst du vielleicht irgend ein Plätzchen im Freien, wo du dich hinstrecken kannst? Gib dir keine Mühe, du findest keines. Weder Rasen noch Schatten, nur glühenden, zerrissenen, von kleinen Lebewesen aller Art wimmelnden Boden. Ach, von welcher Sehnsucht wird man inmitten dieser Spektakelstücke der Natur nach unseren nordischen Wiesen, unseren herrlichen Wäldern und Strömen erfüllt! Man muß den Süden kennen, um den Norden doppelt zu lieben und ihm alle Schwächen zu verzeihen.

Es traf sich günstig, daß ich in Oaxaca den mexikanischen Nationalfeiertag (zur Erinnerung an den Sieg über die Franzosen bei Puebla am 5. Mai 1862) mitfeiern konnte. Der Tag gehörte ganz dem Volke, dem kleinen Mann. Schon in frühester Morgenstunde waren die Landleute zur Stadt gekommen und hatten es sich auf der Plaza und den umliegenden Straßen gemütlich gemacht. Was brauchen wir Anspruchsvollen nicht alles zu unserer Zerstreuung, und wie bedürfnislos sind diese Naturkinder! Vater hat sich zur Feier des Tages um das Beinkleid, das eigentlich nur eine beförderte Badehose ist, eine Schärpe in den Nationalfarben gewunden, Mutter zerteilt mit zarten Händen einen Zwiebelkuchen, und das auf ihren Rücken gebundene Kleine mit dem drolligen, tiefen Ernste der Indianerbabys nimmt stillvergnügt ein bereits zehnmal ausgekautes Stück Süßholz zum elften Male vor. So liegen Tausende von kleinen Familien den ganzen Tag über auf dem Pflaster, ohne Lärm und ohne Zank, bis abends das Feuerwerk pufft und prasselt und sie in einen Rausch stummen Entzückens versetzt. Dann spielen die Militärkapellen auf, deutsche Walzerklänge locken durch die laue Nacht, und die hübschen jungen Damen der „besseren" Familien wandeln Arm in Arm um die Plaza; bunte, exotische Schmetterlinge, die mit unschuldiger Neugier ihre großen, dunklen Augen zu den Fremden gleiten lassen. Die Herren Fremden sollen sich aber dadurch keineswegs etwa „ermuntert" fühlen. Man scherzt im Süden mit Mädchenherzen noch viel weniger als im Norden, und wer es in völliger Unkenntnis der Verhältnisse dennoch wagen wollte, könnte sehr trübe Erfahrungen machen. Viele von den jungen Mädchen haben lebende, grüne Leuchtkäfer ins Haar gesteckt, auch junge Stutzer mit Leuchtkäfern als Krawattennadeln sind ein häufiger Anblick. Die armen Tierchen spenden für ein paar Stunden ihr Licht, bis sie eingehen und fortgeworfen werden. Noch abscheulicher aber ist eine modische Unsitte, die ich in Los Angeles dutzendfach beobachtet habe. Dort scheuen Vertreterinnen des zarten Geschlechts nicht davor zurück,

Verſammlungsort der Aasgeier in Cordoba, Mexiko.

Stadt Mexiko: In der Alameda.

sich eine gewisse Art von Eidechsen, reizende, schmächtige Tierchen, an die Bluse zu stecken; die Eidechsen sind dabei mit einer Schleife oder einem Ringe derartig befestigt, daß sie nicht entschlüpfen können. Natürlich nehmen die gemarterten Wesen keine Nahrung an und gehen elend zugrunde. Man möchte mit Keulen auf die eitlen Grützköpfe einhauen!

An diesem Festtage zeigte sich die Garnison von Oaxaca in ihrem vollen Glanze. Die Kavallerie sieht gut aus, stattliche Leute mit prächtigen Pferden. Nicht ganz so günstigen Eindruck machen die Fußtruppen. Man scheint da bei der Aushebung wenig wählerisch zu sein, denn neben guten Leuten gibt es krumme und schiefe, die in jämmerlicher Haltung einhertrotten und in der unsinnig heißen Uniform aus dunklem Tuch zu ersticken scheinen. Die Leutnants sind zum Teil die reinen Knaben. Eine eigenartige Truppe bilden die „Rurales", berittene Bauernsoldaten in malerischen Uniformen à la Rinaldo Rinaldini. Es waren auch früher in der Tat lauter Räuberhauptmänner. Dieses Elitekorps verdankt sein Bestehen einem guten Einfall des Präsidenten Diaz. Als in den siebziger Jahren das Banditentum kaum mehr zu bewältigen war, beschloß Diaz, die überschüssige Kraft und die Abenteuerlust der Herren Wegelagerer in nützliche Bahnen zu leiten, und er bot ihnen unter Gewährung der Amnestie und weitgehender Privilegien die Bildung eines Freikorps an. Zahlreiche Banditen folgten dem Rufe. So wurden die „Rurales" gebildet, und aus den ehemaligen Feinden der Gesellschaft erwuchsen diese nützliche Mitglieder. Noch ein paar Worte über die mexikanische Armee. Sie umfaßt nach der letzten Feststellung (vom 1. April 1904) einen Aktivbestand von 34,000 Mann, mit 150 Geschützen, dazu kommt die Reserve ersten Aufgebots mit 26,000 und die des zweiten mit 100,000 Mann. Im Falle äußerster Not glaubt die Republik etwa 200,000 Mann aufbringen zu können, für amerikanische Verhältnisse eine respektable Macht. Die Mexikaner haben in den zahlreichen Wirren und Kämpfen des vorigen Jahrhunderts wacker standgehalten und sowohl den Nordamerikanern als auch den Franzosen gezeigt, was es bedeutet, auf der glühenden Erde ihres Vaterlandes einen Krieg zu führen.

Mittags fand eine öffentliche Speisung der Truppen statt. Mit Schaudern hatte ich wahrgenommen, daß schon stundenlang vorher im Sonnenbrande bei jedem Gedeck eine bereits entkorkte Flasche Bier stand. Muß das herrlich geschmeckt haben!

Oaxaca ist der Geburtsort jenes Mexikaners, der mit der Geschichte des politischen und wirtschaftlichen Aufschwunges seines Landes verwachsen ist wie kein anderer: des hochbetagten Präsidenten Porfirio Diaz. Mit

diesem kräftigen Halbblut, einem Manne von ungewöhnlicher Intelligenz und diplomatischer Begabung, dabei mit Leib und Seele Soldat, schließt die lange Reihe der mexikanischen Volksführer harmonischer ab, als man es noch vor 20 Jahren für möglich gehalten hätte. Schwerlich kann ein anderes Staatsoberhaupt der Gegenwart auf eine so abenteuerlich bewegte Laufbahn zurückblicken wie Diaz; er hat alle denkbaren Zustände des Kriegers und Politikers durchgemacht, war Revolutionär, Verbannter, Sieger, Besiegter, Diktator und Reformator. In seine Jugend fällt die amerikanische Invasion, der Verlust von Texas, in sein erstes Mannesalter der Kampf mit dem französischen Expeditionskorps unter Bazaine. Er spielte in dem Trauerspiel des Kaisers Maximilian eine hervorragende Rolle, ergriff unmittelbar nach der Hinrichtung des unglücklichen Habsburgers von der Stadt Mexiko Besitz und zog neun Jahre später an der Spitze eines Revolutionsheeres abermals in die Hauptstadt ein. Als er 1877 zunächst auf drei Jahre und 1884 wiederum und seitdem ununterbrochen die Präsidentschaft übernahm, befand sich Mexiko in einer kläglichen Verfassung. Kein Geld in den Kassen, kein Kredit, der Handel völlig lahmgelegt, das Volk darbend und voller Zwiespalt. Durch seine Energie und die Macht einer ungewöhnlichen Persönlichkeit verstand es Diaz, alle versprengten guten Kräfte um sich zu scharen und anfeuernd auf sie zu wirken, sowie das Mißtrauen des fremden Kapitals zu besiegen und mit Hilfe weitgehender Zugeständnisse Geld und Unternehmungslust ins Land zu locken. Eine Reihe von Reformen und vernünftigen Maßregeln hielt die unruhigen Elemente in Schach; man spürte überall die starke Hand eines Mannes, der da wußte, was er wollte. Die Zeit der inneren Kämpfe ist jetzt wohl für immer vorbei, dazu steht Mexiko zu sehr unter dem Einfluß der Fremden und besonders unter der Kontrolle des großen Nachbars im Norden. Daß die Republik Mexiko sich in einer Uebergangsperiode befindet, merkt der Reisende auf Schritt und Tritt. Da sind Gegensätze, die miteinander ringen: auf der einen Seite die Dumpfheit des bedürfnislosen, rückständigen Indianertums (38 v. H. der Bevölkerung), an dem der Reigen der Jahrhunderte spurlos vorüberzugehen scheint, auf der anderen die rastlos bohrende Energie der fremden Kolonisten (20 v. H.) und zwischen beiden Extremen, mehr Geschobene als Schiebende, die vorgeschrittenen mexikanischen Elemente, die altansässigen spanischen Abkömmlinge und das Halbblut (42 v. H.). Dem niedrigen Volke fehlt es nicht an gutem Willen, aber seine geistigen Kräfte sind sehr begrenzt. Immerhin hat die Volksschulbildung in der neuesten Zeit große Fortschritte gemacht; es sollen jetzt schon 20 v. H. der Landbevölkerung lesen und schreiben können, im Gegensatz zu nur

2. v. H. vor 20 Jahren. Mexiko ist ein armes Land und kann, obwohl fast so groß wie Deutschland, Frankreich, Großbritannien zusammen, seine zwölf Millionen Einwohner nur zur kleineren Hälfte ausreichend ernähren. Es gibt weder einen namhaften bürgerlichen Mittelstand noch eine gesicherte Bauernschaft und unter den Eingeborenen weder tüchtige Handwerker noch ausdauernde Arbeiter, denn der Indianer ist zu beschränkt und infolge unzulänglicher Kost körperlich schwach. Eine Besserung wird erst eintreten, wenn es gelingt, die große Sterblichkeit und das Siechtum in den heißen Gegenden zu mindern und die Wüsten und Steppen durch Bewässerungsanlagen teilweise in Kulturland zu verwandeln. Die Aussichten sind keineswegs schlecht. Die Amerikaner besitzen in diesen Arbeiten große Erfahrung; sie haben weite, ehemals wüste Gebiete Kaliforniens zu blühendem Gartenland gemacht und gehen jetzt daran, die Coloradowüste zu bewässern; sie werden später sicherlich auch Mexiko für die Bodenkultur erobern.

Alles das klingt wenig erbaulich, und dennoch Aufschwung? Ja, es war eben früher, vor einem Menschenalter, viel, viel schlimmer. Mexiko hat inzwischen geordnete Zustände im Lande geschaffen, seine Staatsfinanzen saniert, Militär und Polizei im modernen Sinne umgeformt und die Macht des Klerus auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt; es besitzt ein weitverzweigtes, beständig im Wachsen begriffenes Eisenbahnsystem, unterhält die besten Handelsbeziehungnn zu den auswärtigen Staaten und bietet den fremden Unternehmern in liberalster Weise alle möglichen Erleichterungen. Im Laufe von drei Jahrzehnten hat sich Mexiko unter dem Vorsitz von Porfirio Diaz aus der ehemaligen Rolle eines höchst problematischen, nur halbzivilisierten Staatsgebildes zu seiner jetzigen geachteten Stellung aufgeschwungen. Daß auch die Volksqualität sich in so kurzer Zeit völlig verändert, ist nicht gut zu verlangen. Die Auslese vollzieht sich nach ehernen Gesetzen: die schwachen Indianer werden mehr und mehr zurückgedrängt werden und schließlich zur Bedeutungslosigkeit ihrer nordamerikanischen Vettern herabsinken; es werden dafür immer weitere Scharen von Weißen ins Land kommen, und eines Tages wird der Mexikaner nicht anders aussehen als der Kalifornier und der Mann aus Texas. Und die politische Zukunft Mexikos? Nun, man müßte wahrlich mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu merken, wer jetzt schon das Land wirtschaftlich in der Tasche hat. Die Agenten Onkel Sams sind geschäftige Leute, sie haben Geld in den Händen und wissen Geld aus dem Boden zu stampfen. Sie bauen Eisenbahnen, schießen Kapital vor und nehmen die Gold- und Silberminen und die Plantagen in Besitz. Die amerikanische Invasion ist so wenig aufzuhalten wie ein Naturgesetz

in seinem Lauf. Neben Amerika nimmt der deutsche Handel eine ganz hervorragende Rolle ein.

Wer die strapaziöse Reise nach Oaxaca überstanden hat, darf auch vor der kurzen Weiterfahrt nach Mitla nicht zurückschrecken, um ins Herz des alten Aztekenlandes zu gelangen. Auf einer vorsündflutlichen, mit fünf Maultieren bespannten Diligence geht es holterdipolter über Stock und Stein durch Staub und Sonnenbrand zunächst nach dem Dorfe Tule mit seinem Weltwunder, dem uralten Baum. Es ist eine Zypressenart und wohl der dickste Baum auf Erden; 28 erwachsene Menschen mit ausgestreckten Armen, so daß die Fingerspitzen des einen die des anderen berühren, reichen gerade hin, um den ungeheuren Umfang des Riesen zu umspannen. An dem Baume befindet sich, schon teilweise von Rinde überwuchert, eine von A. v. Humboldt selbst oder auf seine Veranlassung eingegrabene Inschrift, die dieses Wunder der Schöpfung preist. Wie alt mag der Baum sein? Sicherlich Tausende von Jahren, und abermals Tausende kann er noch erleben, denn er befindet sich sozusagen erst im kräftigsten Mannesalter.

Die Ruinen von Mitla, die besterhaltenen Altertümer Mexikos, geben eine lebendige Vorstellung von der außerordentlichen Wucht der aztekischen Bauten. Dem Laien drängt sich beim Anblick dieser enormen, aufs mühseligste bearbeiteten Steinfassaden unwillkürlich ein Wort auf die Lippen: Babylon! Hier wie dort der Hang zu großartiger Symbolik, die gewaltigen Monolithe, die schrägen Stützmauern, das gemeißelte Ornament und die Freitreppen. Noch ist die Urgeschichte Amerikas ein Buch voller Hypothesen und schwankender Meinungen — welche Ueberraschungen mögen noch im Erdenschoße schlummern, welche geheimnisvollen Beziehungen zwischen der Neuen und der Alten Welt dereinst sich offenbaren? In ästhetischer Hinsicht bildet die Aztekenkunst, abgesehen von der Großzügigkeit des Baustils, wenig Erfreuliches. Im Museum der Stadt Mexiko lastet es wie ein Alp auf der Brust, wenn man alle diese fratzenhaften Ausgeburten einer wirren Fieberphantasie, die bis zum Ueberdruß wiederholten Sinnbilder in ihrer karikaturistischen Uebertreibung sieht; nirgends kommt ein Gefühl ruhigen Behagens und gemütlicher Vertiefung zum Ausdruck. Aber gleichviel, es steckt doch eine mächtige Energie in diesen Bauten und dieser minutiösen Behandlung des Granits, und es scheint ein unauflösbares Rätsel zu sein, wie ein Volk, das so Gewaltiges schaffen konnte, sich so weichlich und widerstandslos seinen Unterjochern hingab.

In Mitla machte ich kehrt, ich hatte genug vom mexikanischen Süden und malte mir sehnsüchtig den Zauber einer grünen kalifornischen

Wiese und eines kühlen Laubwaldes aus. Der Zufall führte mich auf der Rückreise mit dem Erzbischof von Oaxaca zusammen, einer jener behaglich-würdevollen Gestalten, wie sie Grützner malt. Seine Eminenz flößte mir von Anfang an Vertrauen ein, denn schon nach halbstündiger Fahrt ließ sie durch den Diener einen mächtigen Speisekorb auspacken und gab von den verschiedenen herzstärkenden Getränken, die sich dort befanden, in der duldsamsten Weise an die mitreisenden Ketzer ab. Auf allen Stationen war das Volk herbeigeeilt, um dem Erzbischof die Hand zu küssen; aber da dem alten Herrn diese Huldigungen schließlich etwas lästig zu werden schienen, ließ er durch den Diener abwinken. Mein Ausgang aus Mexiko drohte zu guter Letzt eine böse Verzögerung zu erleiden, denn es fiel dem Staate Texas ein, eine fünftägige Pestquarantäne gegen uns zu verordnen. Mexiko und Texas haben nämlich eine „Pike" aufeinander, und zu ihren beliebtesten Schabernacks gehört es, sich gegenseitig für verseucht zu erklären. Fünf Tage in dem Grenznest Juarez mit seinen schon geschilderten Reizen und keinen Anschluß an meinen Dampfer in San Francisco, eine nette Aussicht! Aber das Glück war mir hold und ließ mich die Blockade durchbrechen; Onkel Sam schloß mich abermals in seine Arme. Lebe wohl, Mexiko, dachte ich, als ich in El Paso den Nachtzug nach Santa Fé bestieg; lebe wohl, du bist sehr interessant, und trotz Hitze und Moskitos bereue ich nicht, deine werte Bekanntschaft gemacht zu haben; hoffentlich sehen wir uns bald wieder.

* * *

„Nummer 7" klettert stöhnend zur Hochebene von Arizona hinauf, die Lokomotive pafft ihren schwarzen Qualm in den sonneflimmernden Aether und schleppt ihn über den gelben Sand und das fahle, dürre Steppengras wie einen Schweif nach. „Nummer 7" hat schon einen weiten Weg hinter sich, kommt von Chicago und scheint etwas müde zu sein, gerade wie ich, der ich seit Mexiko fünf Tage und Nächte im Eisenbahnwagen sitze. Draußen das ewige Einerlei der Wüsten und Prärien, mag das Land nun Mexiko, Neu-Mexiko, Texas, Arizona oder Colorado heißen, und in dem Innern des Zuges das ewige Einerlei der amerikanischen Reisewelt. Ja, hier in Amerika merkt man erst so recht, was für ausgeprägte Individualisten wir Deutschen sind. Wir brauchen nur von Berlin nach Weimar, von Weimar nach München, von München nach Stuttgart zu fahren — lauter Katzensprünge nach hiesigen Begriffen — und treffen solche Verschiedenheiten des Wesens, der Auffassung und Ausdrucksweise an, daß es oft schwer hält, eine Brücke der Verständigung zu schlagen. In den Vereinigten Staaten macht es wenig aus, ob du

im Osten oder Westen, im Norden oder Süden reist, überall stößt du auf dieselben Gesichter, dieselbe Sprechweise, dieselben Manieren; das Individuelle tritt, wenigstens im Aeußeren, vollständig vor dem Massentypus zurück: das ganze Volk ist wie aus einem Gusse, und man glaubt, alle Amerikaner zu kennen, wenn man ein Dutzend kennt. Nur wenn der Zug an den Stationen hält, finde ich Gelegenheit, fremdartige Gestalten zu sehen, braune, malerisch in bunte Tücher gehüllte Männer und Weiber mit herabwallendem, blauschwarzem Haar. Es sind Navahó-Indianer, sie kommen aus ihren Wüstendörfern, um selbstgewebte Teppiche, Tonvasen und allerlei Kuriositäten anzubieten. Ihre Gesichter haben nichts von dem Scharfmarkierten und Kühnen der nordischen Indianer, sind vielmehr von fast weibischer Zartheit. Es geht den armen Teufeln schlecht, sie schleppen sich von einer Hungersnot zur andern. Land haben sie im Ueberfluß, aber was für Land! Die von keiner Sentimentalität angekränkelten Hochachtbaren in Washington haben sie aus allen guten Weidegründen verdrängt und stellen ihnen die Wüste zur freien Verfügung, dort finden die Navahó Raum und Zeit genug, um über den Edelmut des weißen Mannes und die Kunst, Sand in Brot zu verwandeln, nachzudenken.

In Williams unterbrach ich die Fahrt, um dem großen Colorado-Cañon einen Besuch abzustatten. Noch vor kurzem war das ein schwieriges Unternehmen, da dieses Weltwunder ganz abseits von der Verkehrsstraße lag, seit vorigem Jahr aber führt eine Zweigbahn bis an den Rand der Schlucht. Der Weg bietet nicht das geringste Interesse, und niemand, der schweißtriefend durch das öde, sonnenverbrannte Land fährt, würde, wenn er es nicht wüßte, auf den Einfall kommen, einem ungeahnten Naturschauspiel entgegenzuziehen. Eigentlich ist es schade, daß man weiß: bald wirst du am Rande des Cañons stehen. Könnte man ahnungslos über die Ebene und dann durch den Wald wandern, bis plötzlich der ungeheure Abgrund gähnt, wie überwältigend, erschütternd müßte die Ueberraschung wirken! Man würde seinen Sinnen nicht trauen, würde an ein Wahngebilde glauben! So mag es den ersten weißen Entdeckern ergangen sein, spanischen Soldaten der Konquistadorenzeit, als sie auf der Suche nach Goldfeldern ihren Weg durch die unüberwindliche Riesenschlucht versperrt sahen.

An einem der schönsten, Bright Angel genannten Randpunkte des Cañons endigt die Bahn; hier steht ein aus Bretterhäuschen und Zelten eilig zusammengebasteltes Hotel, aber groß angelegte, massivere Bauten sind bereits im Entstehen begriffen. Das Hotel hängt förmlich über dem Abgrunde, von seiner Front bis zum Schluchtrande sind genau elf

Schritt; ein zwölfter Schritt — und der peinliche Erdenrest würde sich, allen Ungemachs ledig, in den nächsten Sekunden ein paar tausend Fuß tiefer befinden. Obwohl das Auge von Bright Angel aus in unermeßliche Weiten zu schauen glaubt, überblickt es doch nur einen kleinen Abschnitt des Cañons, denn dieser hat in mehrfachen Windungen eine Gesamtlänge von 500 km bei 30—50 km Breite; man könnte bequem die Alpen der ganzen Schweiz darin unterbringen. Tief unten in der Mitte der Schlucht, 2000 m unter dem Rande, fließt, von hier oben einem dünnen Zwirnsfaden gleich, der breite, reißende Coloradostrom, und zu beiden Seiten seines Bettes ragt ein Labyrinth phantastisch geformter, pyramiden- und turmähnlicher Felsungeheuer empor, keines jedoch reicht über das Niveau des Schluchtrandes hinaus. Jeder einzelne von diesen unzähligen, bis zu 2000 m hohen Kolossen würde, für sich allein auf freier Ebene stehend, einem Alpenriesen gleichen; aber bei den gewaltigen Verhältnissen des Cañons verliert das Auge ganz die Fähigkeit der Abschätzung, und so scheinen sie in diesem ungeheuren Naturschauspiele nur Statistenrollen zu spielen. Besser als Ziffern gibt folgender Vergleich einen Begriff von den Ausdehnungen: Das höchste Bauwerk der Erde, der Pariser Eiffelturm, müßte 6¼mal so hoch sein, um, auf dem Boden des Cañons stehend, bis zum Rande hinaufzureichen, und um den Bright-Angel-Punkt mit dem gegenüberliegenden Schluchtrande zu verbinden, müßte eine Brücke gebaut werden, die 16mal so lang ist wie die Brooklynbrücke in New York.

Arme Prosa, wie könntest du es wagen, die Großartigkeit dieses Schauspiels in Worte zu fassen! Der Maler kann es malen, ein Musikgenie es in Tönen wiedergeben, aber deine Ausdrucksmittel versagen vor dem Ungeheuren und kaum Faßbaren. Es hält schon schwer, eine einigermaßen treffende Bezeichnung dieser Erdgestaltung zu finden, denn das Wort Schlucht oder Stollen, das dem spanischen Cañon entspricht, ist viel zu zahm und zwerghaft. Man muß zu symbolischen Umschreibungen seine Zuflucht nehmen, und da fiel mir ein Wort ein: „Das Tal des Todes". Es soll das unsagbar Starre, Rätselhafte, Zeit- und Regungslose ausdrücken, die Majestät des Schweigens, die völlige Abwesenheit jeder nennenswerten Vegetation. Kein Baum, kein Strauch gedeiht auf den nackten, steil abfallenden Felsen, nur spärliches Gras überzieht hier und dort einige wagerechte Flächen. Aber wenn auch das Wachstum fehlt, so fehlt es nicht an Farben: im Gegenteil, der Cañon sieht, drastisch gesagt, wie ein Tuschkasten aus. Jede der Gesteinschichten, die hier im Durchschnitt vor Augen liegen, erzählt von einer Schöpfungsperiode, und von der tiefsten Schicht des Urgesteins an bis zu den kohleführenden

obersten Schichten hat jede ihre eigene auffällige Farbe. Der schwarze Basalt, der brandrote Porphyr, der von den Goldsuchern so geschätzte „blaue Grund", der graue Glimmerschiefer und der gelbe Sandstein — alle diese und viele andere Gesteinsorten heben sich in mehr oder minder breiten Streifen voneinander ab und vermischen ihre Tönungen je nach dem Stand der Sonne und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu wunderbarem, ständig wechselndem Farbenspiel.

Es ist mir gelungen, den Führern durch die Maschen zu schlüpfen, nicht etwa, um ein paar Dollar zu sparen, sondern weil es mich foltert, mir die Naturwunder in berufsmäßig hergeleiertem Ton „erklären" und die seltsamen Felsgebilde als „Washingtons Nase", „Versteinerte Jungfrau" und dergleichen vorstellen zu lassen. Ich danke dafür verbindlichst und klettere lieber über Stock und Stein am Schluchtrande entlang, klettere stundenlang, des Sonnenbrandes und Durstes nicht achtend, und blicke in tiefster Einsamkeit von Felsvorsprüngen in die schauerlichen Tiefen hinab. Ist es nicht, als ob ich dem Meduſenhaupt der Ewigkeit ins grausig-schöne Antlitz sähe? Was immer auch Ehrwürdiges von Menschenhand auf der Welt es gibt, die ägyptischen Pyramiden und die Tempel von Babylon, das Straßburger Münster und die Peterskirche in Rom, was bedeutet es gegenüber der großartigen Architektonik der Natur hier im Colorado-Cañon! Sie hinterläßt keinen künstlerisch befriedigenden Eindruck, dazu fehlt ihr die ruhige Harmonie, wie sie z. B. das Yosemitetal zeigt, aber aus den von überirdischen Giganten plump und roh zugehauenen Formen spricht die Urgewalt der Elemente ihre Donnersprache.

Die Geologen erzählen uns, daß der Colorado-Cañon durch Erosion entstanden wäre und daß der Strom im Laufe unfaßbarer Zeiten das Tal ausgespült hätte. Vermutlich haben vulkanische Ausbrüche und Erdspaltungen den Weg vorbereitet, dann kam die Schleifarbeit des Wassers und rundete und unterwusch die Felskolosse. Das Tal des Todes scheint seit Ewigkeiten zu stehen und für alle Ewigkeit gesichert, aber es gibt nichts Beständigeres als den ewigen Wechsel. Dort vor mir ragt ein turmhoher, überschlanker Fels empor, und auf ihm lastet ein ungeheurer Block. Wie lange wird es dauern, bis der Felsenturm seiner Last müde wird und endlich, mehr und mehr von Wind und Wetter zermürbt, donnernd unter ihm zusammenbricht? Vielleicht noch 100 Jahre, vielleicht 1000, vielleicht 10,000. Aber gleichviel, einmal kommt die Stunde, wo er zusammenbricht. Und ebenso wird es in Aeonen allen diesen Felspyramiden und Zinnen ergehen. Man kann den Zersetzungsprozeß allenthalben beobachten: Regen und Sturm und die

Stamm des Riesenbaumes von Tule, Mexiko.
Umfang 50 Meter.

Eine Abteilung mexikanischer „Rurales".

Wühlarbeit winziger Flechten sprengen Jahr für Jahr dünne Scheiben des Gesteins ab; die Scheiben zerbröckeln, und aus den Brocken wird Erde.

Vom Schluchtrande führen einige schmale, schwindelerregende Saumpfade in Serpentinen zur Talsohle hinunter. Ein Vergnügen ist es gerade nicht, sich von einem Vierfüßler dort hinabtragen zu lassen. Wer jemals auf Pferde- oder Maultierrücken an Abgründen entlang geritten ist, kennt den unglückseligen Hang dieser Tiere, immer auf der alleräußersten Kante zu gehen. Ich habe beherzte Männer in solchen Situationen grün und gelb anlaufen sehen, und das ist schließlich auch kein Wunder, wenn die Steine unter den Huftritten polternd in die Tiefe stürzen und der Reiter jeden Augenblick ihrem Beispiel folgen zu müssen glaubt.

Wochen- und monatelang könnte man im Colorado-Cañon zubringen, und immer wieder würde man auf neue Ueberraschungen und neue Reize stoßen. Ich mußte mich leider mit einem kurzen Besuch begnügen, da noch so manches Land in weiter Ferne lockte.

Auf den Hawaii-Inseln.

Ein heldenhafter Entschluß, ein energischer Ruck, den Papierblock aufgeklappt und den Bleistift zur Hand genommen — das klingt alles so einfach und fällt doch so ungeheuer schwer, wenn man zufällig zwischen San Francisco und Honolulu auf dem großen Wasser schwimmt. Unglaublich, mit wie wenig Arbeit der Mensch auskommen kann! Was mag es nur sein, was das Bleigewicht einer rätselhaften Trägheit an die Glieder hängt? Ist es das unermüdliche, leise Plätschern der Dünung gegen die Schiffswand, ist es das Schmeicheln und Kosen der Luft, das den Geist allmählich einlullt und zu den seligen Gefilden Nirwanas trägt? Nichts denken, nichts lebhaft empfinden, nur zwischen halbgeschlossenen Lidern auf das blaue Wunder draußen geblinzelt, bis die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traum sich verwischen und die Phantasie auf leichten Schwingen bald in die azurne Tiefe, bald zu dem schwirrenden Spiel der silberglänzenden Fliegenden Fische und den Wolken im Himmelsblau führt. So in stiller Beschaulichkeit im Deckstuhl liegen, losgelöst von all den Sensationen, die auf dem Lande täglich und stündlich mit Keulenschlägen auf uns eindringen, ohne Kunde von den Welthändeln, ohne Hader und Verdruß, das ist ein köstliches Gefühl. Mein Kabinengenosse, ein nach Ostasien abkommandierter Kapitän unserer Kriegsmarine, bemüht sich seit fünf Tagen, mich davon zu überzeugen, daß die Jungfrau von Orleans im Besitz übernatürlicher Kräfte war, und ich glaube ihm schließlich aufs Wort, nicht etwa, um einem gescheiten und liebenswürdigen Mann einen Gefallen zu erweisen, sondern weil der idyllische Frieden jeden Widerspruchsgeist zum Schweigen bringt. Und da wir niemals um die Beschönigung unserer Laster verlegen sind, verweise ich einfach auf meine Schiffsgenossen. Wohin ich blicke, lauter Mitschuldige, lauter Faulenzer. Sie liegen im Schatten des Sonnensegels,

schlafen, rauchen, schmökern, essen, trinken, spielen, plaudern, flirten, aber keiner kommt auf den ungesunden Gedanken zu arbeiten. Halt, einer doch, ein schlanker Herr in taubengrau, der mit niemand spricht und von früh bis abend voller Feuereifer eine türkische Grammatik studiert. Türkisch, wie interessant! Die Damen zerbrechen sich den Kopf, warum der zugeknöpfte Elegant in taubengrau just türkisch lernt, und schrecken vor keiner noch so kühnen Kombination zurück. Hoffen wir, daß es bis Hongkong gelingt, Licht in dieses dunkle Geheimnis zu bringen.

In enger Schiffsgemeinschaft auf langer Reise gedeiht nämlich etwas, das ein Seitenstück zu dem jedem Weltfahrer bekannten „Küstenklatsch" bildet: der Deckklatsch. Es geht auf ganz natürliche Weise zu, daß die lieben Nächsten sich hier noch inniger füreinander interessieren als auf dem Lande, und selbst solche, die sich frei von Neugierde und Schmähsucht wissen, geraten, ohne es recht gewahr zu werden, mit in die Umtriebe der losen Zungen hinein. Es ist spaßhaft zu beobachten, wie das so allmählich kommt. Zuerst allgemeine Zurückhaltung, dann vorsichtiges Tasten mit unsichtbaren Fühlhörnern, schließlich bilden sich, nach den geheimnisvollen Gesetzen der Wahlverwandtschaft und Sympathie, kleine Gruppen, und auch der schalkhafte blinde Passagier, der ja nirgends im Weltenrunde fehlt, rückt mit leichtem Geschütz an und versendet seine Pfeile. Die Passagierliste wird verteilt, man erfährt, wie die Schiffsgenossen heißen und wohin sie fahren, aber da Titel und Berufsarten diskret verschwiegen werden, bleibt der Phantasie immer noch ein weites Feld. Jetzt setzt, vom Frieden und der Eintönigkeit einer ruhigen Fahrt begünstigt, mit Macht der Deckklatsch ein; mit leisem Flüstern und Kichern, mit halben Gewißheiten und Vermutungen, mit Unterstellungen und kleinen Bosheiten umrankt er die Unglückseligen, die ihren Schleier nicht aus freien Stücken lüften, und ruht nicht eher, als bis sie von den weißen Deckschuhen an bis zur Mütze derartig in ihre einzelnen Teile zerlegt sind, daß man am besten täte, sie gleich in die Anatomie zu schaffen, wenn es ein solches Institut auf dem Stillen Ozean gäbe.

Aber es wäre unrecht zu verschweigen, daß diese kleinen, allzu menschlichen und schließlich ganz belustigenden Schwächen reichlich von edleren Regungen aufgewogen werden. Man ist nirgends so sehr aufeinander angewiesen wie im Schiffsleben und wird infolgedessen nachsichtiger gegeneinander. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die geheime Freimaurerschaft, die alle warmen Herzen aller Völker und Zonen vereinigt, regt sich lebhafter als sonst. Wie sich die Seelen finden, das geht, je nach Temperament und Nationalität, teils langsam, teils im Sturmschritt. Bei den Amerikanern im Sturmschritt. Ich glaube, kein anderes Volk

ist auf Reisen so aufgeknöpft wie sie. Von feierlich gespreizten Zeremonien halten sie nicht viel, formlos und harmlos fügt sich eins zum andern. Eine geistreiche Bemerkung über das Wetter, im Vorübergehen hingeworfen, bildet fast regelmäßig den Anfang, das nächste Mal kommt die nicht minder beliebte Frage, wie das Frühstück geschmeckt hat, und ein kleiner „drink“ an der Bar, wobei derjenige bezahlt, der dazu aufforderte, besiegelt das Bündnis. Obwohl ich mich nicht rühmen kann, sehr zugänglich auszusehen, ist es mir unter Amerikanern täglich so und so oft passiert, daß ich von wildfremden Menschen ins Gespräch gezogen wurde, ja, wenn ich einzelnen später wieder begegnete, benahmen sie sich, als wären wir uralte Bekannte. Das ist ein hübscher, einnehmender Zug des Amerikaners und macht manche minder angenehme Eigentümlichkeit wieder gut.

Die „China“ segelt unter dem Sternenbanner, aber ihr Gepräge stimmt mit ihrem Namen überein. Gelb ist Trumpf. Abgesehen von den Offizieren, besteht die Mannschaft aus Chinesen, chinesisch ist auch die Bedienung, und die Zahl der gelben Passagiere im Zwischendeck übertrifft bei weitem die der weißen in der Kajüte. In Stellungen, bei deren Anblick allein unsereinem alle Knochen im Leibe wehe tun, hocken die Zopfträger, die ja leidenschaftliche Spielratten sind, von früh bis abend auf den Planken über Kasten und Steinen. Es gibt da eine Auswahl aller möglichen chinesischen Typen: kümmerlich genährte, armselige Kulis und feiste, mit unbegrenztem Wohlwollen lächelnde Kaufleute, drollige, liebevoll gehätschelte Babys und ein paar nur selten zum Vorschein kommende, unschöne Vertreterinnen des schönen Geschlechts, um deren magere Kinderfiguren die Wachsleinwandkleidung schlottert. Von dem übel berufenen chinesischen Schmutze sehe ich nichts, im Gegenteil, die gelben Passagiere sowohl wie die Mannschaft machen mit derartiger Gründlichkeit Toilette, daß bei einem Vergleich zwischen ihnen und unseren europäischen Zwischendeckern aus Rußland, Rumänien, Italien usw. die letzteren entschieden schlecht wegkommen. In der ersten Klasse reisen auch einige Reformchinesen, anscheinend wohlhabende Kaufleute, die Zopf und Nationalkleidung dem modernen Gewand geopfert haben und sich völlig wie gebildete Amerikaner benehmen. Dem Aeußeren nach so halb in der Mitte zwischen Kaukasiern und Asiaten stehen die kanakischen Passagiere von den Hawaii-Inseln. Da ist ein Prinzenpaar mit einem Namen, der wie Vogelgezwitscher klingt: sie eine stattliche, vielleicht etwas zu stattliche, täglich in anderer Toilette erscheinende Dame mit zart kaffeebräunlichem Teint, kühner Hakennase und jener sanften Trauer in den umflorten Augen, von der man nicht recht weiß, ob sie aus enttäuschtem Herzen oder von zu engem Schuhwerk

Platz und Kirche in Cordoba, Mexiko.

Partie aus Orizaba, Mexiko.

stammt; er ein hübscher bon garçon und nicht bloß Kanakendamen gefährlich, jeder Zoll ein zu Scherzen aufgelegter Weinreisender aus der Bourgogne. Auch hawaiisches Halbblut haben wir an Bord, Söhne von weißen Vätern und polynesischen Müttern, schöne, stramme Jungen, in deren Konduitenliste aber der Deckklatsch das vernichtende Urteil schreibt: dumm, faul und gefräßig.

Ueber die Qualität der chinesischen Matrosen kann ich mir kein Urteil bilden, so viel sehe ich jedoch, daß sie mit unverwüstlich guter Laune bei der Arbeit sind, wie überhaupt die Heiterkeit ein hervorragender Charakterzug der himmlischen Söhne zu sein scheint. Ihr aufgeregtes Wesen steht allerdings in vollem Gegensatze zur stoischen Ruhe unserer Blaujacken. Was die gelben Stewards betrifft, so waren sie mir anfangs sehr angenehm, weil sie nichts von dem anmaßenden Gebaren amerikanischer Kellner und „Servierdamen" haben, sondern es erfreulicherweise für keine Schmach halten zu dienen und mit Leib und Seele in ihrem Beruf aufgehen. In ihren hemdähnlichen, weißen Gewändern feierlichen Isispriestern gleich, gleiten sie lautlos über die Dielen und wissen sich zum Schatten zu degradieren. Später habe ich dieses günstige Urteil allerdings etwas einschränken müssen und deshalb mannigfache Streitgespräche mit Reisegenossen und Kolonisten geführt. Die Ansichten über gelbe Diener lauten sehr verschieden: den einen gefallen sie außerordentlich, die andern finden sie abscheulich; im allgemeinen aber geben die Kolonisten den chinesischen Dienern entschieden den Vorzug vor den weißen. Es wird darüber später noch einiges zu sagen sein. Mit der Verständigung hapert es, da die Stewards über ihr bißchen Pitschin-Englisch nicht hinauskommen. Das Pitschin-Englisch, in ganz Ostasien populär, ist wohl die drolligste Sprachverhunzung, die sich denken läßt. Der Name soll bedeuten Geschäftsenglisch, das „business" wird in dem lallenden, bappelnden Chinesenmunde zu „Pitschin" — nach dieser Probe kann man sich einen Begriff von den sonstigen Verballhornungen machen. Da die Aussprache des R dem gelben Mann unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, schiebt er dafür ein L ein und sagt z. B. „Bleakfast Loom". Seine Vorliebe für bilderreiche Umschreibungen führt zu den komischsten Ausdrücken. So nennt er den Weißwein, nach der Form der Flasche, „long fellow of wine" (langer Bursche von Wein), den Rotwein „dicker Bursche von Wein". Tschau-tschau heißt essen und tschin-tschin trinken — so viel Chinesisch habe ich bereits gelernt, es ist nicht viel, aber doch etwas.

Der idyllische Frieden des Weltmeeres steht nicht immer in Uebereinstimmung mit dem Schiffsgetriebe, denn unser Dampfer ist die reine

Kleinkinderbewahranstalt. Man täte gut, dem braven, alten Kapitän, der mit der Geläufigkeit eines Maschinengewehrs aufs Deck spuckt — ein Verbrechen, worauf auf deutschen Schiffen beinahe Todesstrafe steht — einen Stab bewährter Kindergärtnerinnen beizugesellen. Zu zwei bis drei Dutzend wirklichen Kindern, die einen leidenschaftlichen Hang haben, ihr Schuhzeug an meinen schönen, weißen Hosen blank zu putzen, kommen noch ein paar Dutzend halbe, nämlich 45 nach den Philippinen berufene amerikanische Staatsangestellte, blutjunge, frische Burschen, die das Leben an Bord als einen Quell unerschöpflichen Ulkes betrachten, das Vordeck in einen Sportplatz verwandeln und sich, wenn der Gong rasselt, mit dem Appetit ausgehungerter Wölfe auf die Speisen stürzen, um den Reeder so schwer wie möglich zu schädigen. Daß diese Unglücksmenschen auch Musikinstrumente mitgebracht haben und mit der ganzen musikalischen Anspruchslosigkeit ihres Vaterlandes akustische Hindernisrennen veranstalten, versteht sich von selbst.

Stück für Stück taucht der Glutball der Sonne ins Meer, und in demselben Augenblick leuchtet sie daheim Hunderttausenden auf dem Wege zur Morgenarbeit. Die Dämmerung bricht herein mit ihrem überwältigend hehren Farbenspiel, dann legt die Tropennacht ihr funkelndes Geschmeide an. Sollen wir wirklich in die heiße, dumpfe Koje hinabsteigen, wo ein erquickungsloser Halbschlummer mit wirren Träumen auf uns wartet? Lassen wir ihn ruhig warten, wir wollen inzwischen im Deckstuhl ein Garn spinnen. Der Tabak glimmt, die Dünung spritzt ihren weißen, im Mondlicht flimmernden Gischt an die Bordwand, der Ozean singt sein ewiges Lied. Der Kreislauf der Welt zieht an uns vorüber, seltsame Erlebnisse und Abenteuer, Unerklärliches und Wunderbares gleitet im bunten Reigen dahin, wir tauchen in Vergangenheit und Zukunft, verlieren uns im Dschungel wilder Voraussetzungen und Behauptungen und stellen schließlich die Authentizität der Seeschlange in ihrem ganzen Umfange fest.

Nicht alle spinnen Garn, andere wandeln andere Wege — es gibt ja so viele Wege, an denen Rosen blühen, und der Ozean ist viel zu alt und vernünftig, um zu grollen, wenn er seinen feierlichen Rhythmus mit dem hüpfenden Sechsachteltakte junger Herzen nicht in Einklang bringen kann.

* * *

„Morgen früh werden wir die Hawaii-Inseln sichten", hatte der „Cap" gesagt, und so standen denn am sechsten Morgen nach unserer Abfahrt von San Francisco die Passagiere der „China" auf dem Vordeck und hielten mit Feldstechern und Fernrohren fleißig Auslug. Aber

gebirgiges Land taucht auf See selten in der Weise auf, wie wir Landratten es uns gewöhnlich vorstellen, nämlich, daß zuerst die höchsten Bergspitzen über die Wasserkante ragen; das Gebirge liegt vielmehr, selbst bei klarem Wetter von einem Nebelflor verhüllt, meist schon längst in ganz zarten Umrissen hoch über dem Horizonte da, ehe das ungeschulte Auge es erkennt.

Breit und massig rückt Maui, die zweitgrößte Insel der Hawaiigruppe, seine gewaltigen Berge immer schärfer in den Vordergrund, das Blaugrau der vulkanischen Gipfel verliert sich nach der Küste zu in grünen und gelben Fruchtlandstreifen; gleich darauf taucht ein zweites, kleineres Eiland auf, Molokai, und ein wenig später sehen wir auch unser Ziel, die Insel Oahu, mit Zacken und Zinnen und schön geschwungenen Linien im Blau des Ozeans schwimmen. Eines der wundervollsten Panoramen hält, während wir näher kommen, die Schiffsgemeinde in Spannung, selbst die Chinesen im Zwischendeck stoppen für ein Weilchen das Klippklapp der Steine und lugen über die Reeling. Nur zwei von uns, ein auf der Hochzeitsreise befindliches Pärchen, das seit Frisco Tag für Tag schockweise Briefe und Ansichtskarten schreibt, setzen auf der abgewandten Deckseite ihren pietätvollen Sport auch jetzt unentwegt fort und schenken dem bezaubernden Schauspiel buchstäblich keinen einzigen Blick. Wahrscheinlich schreiben sie soeben: „Liebe Mama, der Anblick von Hawaii ist entzückend." — Schon von weitem wird erkennbar, welche feurigen Urgewalten Oahu über den Meeresspiegel geschleudert haben. Von dem dunklen Hintergrunde des hochragenden, zackigen Gebirgskammes, der aus dem Grün der Plantagen emporwächst und die ganze Insel durchzieht, heben sich die scharfgerillten, grauen Lavamassen erloschener Vulkane ab; die einstigen Kegelgestalten sind in sich zusammengesunken und bilden ringförmige Kraterkessel, die man hier mit einem etwas durstigen Vergleiche „Punschbowlen" nennt. Wir umsteuern den schönsten dieser alten Vulkane, den weit ins Meer ragenden Diamond-Head, und sehen eine von Schiffen belebte Bai vor uns. Am Lande ragen aus dem frischen Grün einer halbkreisförmigen Ebene Kirchtürme, Hausdächer und Flaggenmaste hervor. Es ist Honolulu. Nach einigen umständlichen Sanitätsverhandlungen legen wir am Kai an, und ich verlasse hier den Dampfer, um die Hawaii-Inseln für einige Zeit durch meine Anwesenheit zu entweihen.

Wie stets in südlichen Hafenplätzen, ist der erste Eindruck nicht gerade erhebend. Fußtiefer Staub, lungerndes Gesindel und Wagenführer, die den Fahrgast „my dear friend" titulieren und stolz behaupten können, in jeder Hinsicht den Weltrekord der Unverschämtheit zu halten.

Aber schon nach wenigen Minuten verändert sich das Bild. Durch freundliche Straßen gelange ich in mein Quartier, ein neues Riesenhotel mit musterhaften Einrichtungen und Austercocktails, die man vor Hochachtung adeln möchte, wie es König Heinrich VIII. von England in einer seiner verrückten Launen mit dem Ochsenlendenstück (englisch loin) getan hat, weshalb dieser delikate Bissen seitdem Sirloin heißt. Honolulu ist ein teures Pflaster, die amerikanische Geldschneiderei erreicht hier ihren Höhepunkt exotischer Üppigkeit. Alles, was nur im geringsten über die unumgänglich notwendigen Dinge hinausgeht, muß mit Gold aufgewogen werden; für eine kleine Fahrt in die Umgegend zum Beispiel fordert einer der unzähligen Kutscher 8 Dollar (34 Mark) und hält es dabei nicht der Mühe für wert, die Zigarre aus den Zähnen zu nehmen und seine horizontal hingelümmelte Haltung — die Beine auf dem Kutschbock, der schäbige Rest auf den Wagenkissen — auch nur um einen Zoll zu verändern. Bevor nicht ein Orkan von Ohrfeigen über das gesegnete Eiland losbricht, werden diese mehr oder minder dunklen Ehrenmänner keine brauchbaren Mitglieder der menschlichen Gesellschaft bilden.

Honolulu ist eine richtige Gartenstadt, und es gibt außerhalb der kleinen Geschäftscity kaum ein Haus, das nicht in einem Garten läge. Die ausgeprägte Vorliebe für Blumen berührt sympathisch und versöhnt mit mancher minder erfreulichen Seite des hiesigen Lebens. Rings um die sauberen Holzvillen, die oft so klein und zierlich aussehen, als wären sie von Kindeshänden mit dem Baukasten aufgebaut, sproßt und blüht es in berückender Pracht, aus den grünen Rasenflächen schießen die schlanken, überschlanken Schäfte der Kokospalme hoch und wiegen ihre Kronen in der Luft, die breitblätterigen Palmen und Farnbäume spenden Schatten, eine unendliche Fülle anderer Blütenbäume und Sträucher wetteifert miteinander, Schönheit und süßen Duft zu verbreiten. Ja, hier, wo man die Unannehmlichkeiten der eigentlichen Tropen nicht kennt und vor Fieber und sonstigen klimatischen Erkrankungen, vor Schlangen und bösartigem Ungeziefer sicher ist, muß es sich recht angenehm wohnen lassen. Wenn es nur nicht so furchtbar heiß wäre! „Wünschen Sie heute gekocht oder geröstet zu werden?“ fragt morgens die Sonne mit spitzbübischem Schmunzeln. Am liebsten plätscherte man den ganzen Tag in der herrlichen See herum, aber der Badestrand liegt leider recht ungünstig weit außerhalb der Stadt.

Das Interessanteste von Hawaii ist sein Völkergemisch; ich kenne keine Stadt außer Konstantinopel, die so den Namen einer Kosmopolis verdient wie Honolulu. Am Goldenen Horn prallen Abendland und

Partie aus Orizaba, Mexiko.

Handelnde Navaho-Indianer in Albuquerque, New-Mexiko.

Morgenland zusammen und erzeugen Gegensätze von grellster Buntheit, hier in dem engeren Rahmen aber berührt die Mannigfaltigkeit der Rassen und Völker fast noch seltsamer. Bald glaubt man in einer modernen amerikanischen Stadt, bald in Japan und China, bald unter urwüchsigen Naturmenschen zu weilen. Nur in einer Stadt wie Honolulu ist es möglich, daß bei einem Konzert von 600 Schulkindern unter den Kindern 16 Nationen vertreten waren. Da sah man Chinesenmädchen in ihrer bunten Tracht, drollige, kleine Japaner in Kimonos, schöne, braune Hawaiisprößlinge, weiße Kinder aller Art, von den dunklen portugiesischen Krausköpfen an bis zu den schönsten deutschen Semmelblondinen. Die beiden großen Menschenrassen, die „weiße" und die „gelbe" — das Gelb läßt an Farbenrichtigkeit genau so viel zu wünschen übrig wie das angebliche Weiß — haben sich auf dieser im Weltmeere verlorenen kleinen Inselgruppe ein Stelldichein gegeben; es scheint gerade, als ob sie von hüben und drüben über den Ozean steigen wollten und jede mit einem Fuß auf Hawaii als Stützpunkt getreten wäre. Der uransässige Herr des Landes, der braune Polynesier, wurde dabei mitleidslos zu Boden gedrückt. Er stand dem Einfall von Osten und Westen hilflos wie ein Kind gegenüber, der asiatische Kuli machte ihn mit seinem Fleiß und seiner Bedürfnislosigkeit wirtschaftlich tot, und die Ueberlegenheit des Kaukasiers nahm ihm alle Quellen des Wohlstandes im Lande und schließlich das Land selbst weg. Dafür gab man ihm die Tröstungen der Religion.

Unter den eigenartigen Straßentypen fesselt natürlich der Kanake am meisten die Aufmerksamkeit, nur darf man nicht mit zu großen Erwartungen hierher kommen. Wer, durch die in Bild und Wort dreist aufschneiderischen amerikanischen Reklameschriften irregeleitet, in Honolulu ein urwüchsiges Hüttenleben zu finden glaubt, wird schwer enttäuscht sein, denn der Hawaiimann hat sich, teils aus eigenem Drange, teils zwangsweise auf „freundliches Zureden" der Missionen und Behörden, ganz dem modernen Leben anbequemt. Er haust nicht mehr, wie es die Photographien in jenen Reklameschriften weismachen wollen, in Grashütten und läuft nicht mehr nackt umher, sondern trägt Phantasiewesten, pfeift amerikanische Gassenhauer, tanzt die Washington-Post und ist in jeder Hinsicht ein Gemütsmensch, solange nicht am Horizont die drohende Möglichkeit irgend einer ernsthaften Beschäftigung auftaucht. Nur seine Hautfarbe, einige andere körperliche Eigenschaften und abweichende Gewohnheiten wie seine Sprache sind ihm geblieben, aber die feineren Kanaken geben auch bereits die Muttersprache zugunsten des Englischen preis. Schade, daß dieser schöne Menschenschlag unaufhaltsam

dem Untergange geweiht ist! Das Braun der Haut spielt in alle Nuancen, zwischen dem schwärzlichen Braun des Landmanns und dem zarten Bronzeton der wohlgepflegten Stadtdame gibt es die verschiedensten Abstufungen. Das kohlschwarze Haar fällt bei manchen straff herab, bei anderen ist es negerhaft gelockt; ihr Schönstes aber, besonders bei Frauen und Kindern, sind die großen, glänzend schwarzen Augen, die aus gutmütigen, naiv lebenslustigen Gesichtern hervorstrahlen. Sehr unschön klingt leider, wenigstens im Munde der gewöhnlichen Leute, die Sprache, denn trotz ihres außerordentlichen Reichtums an Vokalen hat sie etwas so Kreischendes und Keifendes, daß man glauben möchte, die Auseinandersetzungen einer unausstehlichen Affenfamilie zu belauschen. Die hawaiischen Damen — man wird es mir nicht übel nehmen, daß sie mich mehr interessieren als die Männer — sind von der Natur nach gewissen Richtungen hin sehr gut bedacht, und hauptsächlich aus diesem Grunde wohl tragen sie ein seltsames Kostüm, nämlich einen weiten und schmucklosen, von den Achseln glatt herabfallenden Rock ohne Taille nach Art unserer sogenannten Reformkleider. Als Krönung dieses mehr bequemen als schönen Aufbaues dient ein viel zu kleines Strohhütchen. Die vornehmen Hawaiidamen gehen auf der Straße zwar meistens in moderner Tracht, aber ich möchte darauf wetten, daß sie zu Hause schleunigst alle Fesseln sprengen und aufatmend ins „Reformkleid" schlüpfen. Frauen sowohl wie Männer schmücken sich mit „leis", schönen Blumenketten, die auf den Straßen feilgeboten und um Hut und Brust geschlungen werden. Auch die weißen Ansiedler haben sich diese hübsche Sitte zu eigen gemacht, und es ist ein wahres Vergnügen, an Sonn- und Feiertagen die mit Blumen beladenen Schönen und mehr oder minder angenehmen Schwerenöter von Honolulu promenieren und kokettieren zu sehen.

Eigentlich ist hier jeder Tag ein Sonn- und Feiertag, eine festfreudigere Stadt habe ich noch nicht gesehen. Es scheint, als ob die alte hawaiische Lust an Blumen, Musik, Gesang, Aufmärschen, Schmäusen und Zeremonien auch auf die Einwanderer übergegangen ist und der Geist des „Morgen wieder lustig", der unter dem famosen König Kalakaua in üppigster Blüte stand, vergnügt weiter spukt. Die führende Zeitung der Hauptstadt schrieb während meiner Anwesenheit in einem Anfall von Selbsterkenntnis: „So ist es immer in Honolulu. Wir können nichts in Mäßigung tun, wir müssen unsere Vergnügungen häufen, bis wir darunter leiden." In den vierzehn Tagen, die ich dort weilte, sah ich das Leben im Marschtempo und Sechsachteltakt vorüberziehen. Jeder Tag irgend ein Fest- und Gedenktag. Polizei, Feuerwehr, Veteranen, Republikaner, Demokraten, Landsmannschaften und Freimaurer scheinen

eine ihrer vornehmsten Aufgaben darin zu erblicken, mit Musik durch die Straßen zu ziehen und Zweckessen zu veranstalten. Mit Tschingdera und Bumdera wurde ich morgens geweckt, und wenn ich nachts unter das Moskitonetz schlüpfte, folgte mir irgend ein Sousa-Marsch in meine Träume. Zu allem Ueberfluß lagen noch acht Kriegsschiffe auf der Reede, deren 2000 Matrosen die Stadt mit ihrer Heiterkeit erfüllten. So ungezwungen, wie die Reiseschilderungen früherer Zeit zu erzählen wissen, geht es jetzt in Honolulu unter dem Sternenbanner freilich nicht mehr zu, es waltet Ordnung und Anstand. Vielleicht geht puritanischer Eifer darin sogar ein bißchen zu weit, ich vermag wenigstens nicht einzusehen, warum man, nur um die subtilen Gefühle einiger sauertöpfischer Misses älteren Jahrgangs zu schonen, sogar die alten hawaiischen Tanzbelustigungen verbietet. Aber so sind die Amerikaner. Da dachte Kalakaua ganz anders. Schade, ich hatte mich schon so sehr auf den Genuß des Hula-Hula-Tanzes gefreut und mußte nun darauf verzichten — überflüssig zu sagen, mit welchem Kummer.

Da ich gerade von Kalakaua sprach, möchte ich von weiland Seiner Majestät noch einen Tartarinstreich erzählen, der in Europa wenig bekannt ist. Auf die historische Treue in allen Punkten will ich nicht schwören, aber auch als Anekdote ist er amüsant genug, denn die Weltgeschichte wäre trostlos langweilig ohne das romantische Beiwerk der Anekdoten. Nachdem Kalakaua die Vereinigten Staaten besucht und im Jahre 1881 eine Reise um die Welt unternommen hatte — in deren Verlauf er auch Berlin besuchte und in Berlin mit besonderer Vorliebe allerlei merkwürdige Lokale —, war der Ehrgeiz des Kanakenpotentaten nicht mehr zu bändigen. Er hatte die Mächtigen der Welt und ihren Glanz gesehen und wurde nun von dem Triebe beseelt, auch seine Monarchenwürde in ein blendenderes Licht zu rücken. Der begrenzte Rahmen von Hawaii dünkte ihm zu eng — „ganz Polynesien soll es sein!" Mit Hilfe jener weißen Abenteurer, die ihm in seinen guten Tagen wie die Blutegel anhafteten, kaufte er einen Handelsdampfer, ließ ihn als Kriegsschiff ausrüsten und sandte ihn zunächst nach den Samoainseln, um seinen dortigen Kollegen Malietoa zur Ueberlassung der Inseln zu „überreden". Er hatte inzwischen schon bombastische Rundschreiben an die Mächte erlassen und sich ihnen als Kaiser von Polynesien vorgestellt. Leider kam es anders. Die Besatzung des Schiffes, mit Einschluß der Offiziere, war aus den anrüchigsten Elementen gebildet, und der famose Kommandant hatte, kaum aus Kalakauas Gesichtskreise gerückt, nichts Eiligeres zu tun, als in einem fremden Hafen Kanonen, Munition und schließlich das ganze Schiff zu Schleuder-

preisen zu verkaufen. Das war das Ende der „Flotte", das Ende stolzer Herrscherträume, denn diese köstliche Episode schlug dem Faß den Boden aus und brachte die lange bewährte Geduld der weißen Ansiedler und besseren Eingeborenenklassen von Hawaii zum Reißen.

Honolulu hatte mich, hauptsächlich durch sein buntscheckiges Völkergemisch, anfangs stark gefesselt, aber nach kaum einer Woche glaubte ich alle Reize und alles Interessante dieser Kosmopolis des Stillen Ozeans genügend durchkostet zu haben und brannte vor Ungeduld, statt der korrekten Straßen und korrekten Menschen endlich einmal ein Stück unkultivierter Natur zu sehen. Daß mir das in der Nähe von Honolulu und überhaupt auf der ganzen Insel Oahu nicht möglich wäre, wurde mir nach mehreren Ausflügen bald klar. Soweit der ziemlich sterile Lavaboden es zuläßt, ist das Land völlig angebaut, fast durchgängig mit Zucker, und diese riesigen Plantagen wirken landschaftlich öde und stimmungslos. Wer hier das „tropische Paradies" zu finden hofft, wie es die aufschneiderischen Reklameschriften und die Berichte lokalpatriotischer Ansiedler schildern, wird sich sehr enttäuscht fühlen, denn Oahu hat, ebenso wie die anderen Hawaii-Inseln, gar keinen ausgeprägt tropischen, sondern eher subtropischen Charakter, die Vegetation gelangt nur in den Gärten zu üppiger Schönheit und die eingeborene Bevölkerung ist durch die Einwanderer völlig in den Hintergrund gedrängt. Eine Tierwelt von irgendwelcher Bedeutung hat Hawaii nicht aufzuweisen.

„Gibt es denn nirgends mehr auf dem Erdenrunde völlige Ursprünglichkeit? Muß ich Tausende von Meilen reisen, um immer wieder auf Phantasiewesten, Smokings, Droschkenkutscher und Kellner zu stoßen? Ist es ein ehernes Weltgesetz, daß wir auch bei den Antipoden unseren sterblichen Teil in einen feierlichen Anzug und in Lackschuhe zwängen und Tag für Tag Roastbeef essen müssen?" Zu solchen trüben Betrachtungen war ich gelangt, als ich den Beschluß faßte, auf einer anderen Insel der Hawaiigruppe, und zwar der größten, Hawaii selbst, die den Schwesterinseln den Sammelnamen gab, mein Heil zu versuchen. Mich lockten besonders die großen Vulkane Hawaiis, von denen ich so Wunderbares gelesen hatte. Die urgewaltigen Unterweltstitanen, denen die Sandwichsinseln ihr Dasein verdanken, benutzen seit grauen Zeiten, soweit Menschengedenken zurückreicht, bis zum heutigen Tage Hawaii als Ventil, um ihrem Ueberschuß von Kraft Luft zu machen. Während auf den anderen Inseln die vulkanische Tätigkeit erloschen zu sein scheint und nur noch ausgebrannte Krater an die alten Eruptionszeiten erinnern, ist ganz Hawaii eine Häufung von Riesenvulkanen, deren höchster, Mauna Kea, seit langem ruht, während Mauna Loa und Kilauea beständig

arbeiten und von Zeit zu Zeit, zum letzten Male einige Monate vor meinem Dortsein, mit schrecklichen Ausbrüchen die Erde erbeben lassen und unermeßliche Massen von Schlacken und flüssiger Lava über die Insel bis zu den fernen Küsten ergießen. Ihre Krater sind die größten aller bekannten Vulkane und, namentlich der des Kilauea, von so ungeheurem Umfange, daß im Vergleich zu ihnen die Schlünde des Vesuvs und Aetna liliputanisch klein erscheinen.

Da ich mich in Honolulu so nahe diesem erstaunlichsten aller Weltwunder befand, wäre es eine unverzeihliche Unterlassungssünde gewesen, die Feuerinsel nicht zu besuchen. Ein Erdbeben in heller Mittagsstunde, gerade als wir im sechsten Stockwerk des Hotels beim Lunch saßen bildete die stilvolle Einleitung meiner Exkursion. Die chinesischen Kellner prallten entsetzt gegen die Wand, Karaffen und Gläser fielen klirrend durcheinander, und ein vor den Fenstern befindlicher Fabrikschornstein pendelte dermaßen hin und her, daß es mir unerklärlich ist, wie er sich halten konnte. Das Erdbeben dauerte 27 Sekunden, ein Nichts im Alltagsleben, eine unermeßlich lange Zeit für Augenblicke des Glücks und der Pein. Uns kam es wie eine Ewigkeit vor.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Karte scheint es von Oahu nach Hawaii der reine Katzensprung zu sein; dennoch nimmt die Reise zum Kilauea hin und zurück ungefähr eine Woche in Anspruch. Der kleine Dampfer der interinsularen Linie braucht von Honolulu bis Hilo auf Hawaii 26 Stunden, und eine idyllische Fahrt ist das gerade nicht, denn mag außerhalb der Sandwichsgruppe der Stille Ozean noch so still sein, hier zwischen den Inseln treibt ihn die Laune, dem kleinen Schlingerkasten und seinen Insassen grausam mitzuspielen. Ich weiß nicht, ob aus diesem oder welchem andern Grunde der Reeder so hohe Ueberfahrtspreise verlangt, jedenfalls lautet die Losung: Kein Geld, kein Kilauea.

Zwischen den Inseln Molokai und Lanai hindurch, auf deren sterilem Lavaboden nur dürftige Schafweide gedeiht, geht es zum hochgebirgigen, fruchtbareren Maui, wo der Dampfer einige Häfen anläuft; die Morgensonne des nächsten Tages leuchtet über der Nordküste von Hawaii. Von tropischer Ueppigkeit ist auch hier nichts zu spüren; nackt, finster und unwirtlich wie die nordische Lofotenküste, aber ungemein stimmungsvoll in ihrer wildzerrissenen Einsamkeit fallen die Felsenmassen und erstarrten Lavaströme in jähem Sturz zum Meere ab, hier und dort gestatten tiefe Schluchten einen Einblick in das Innere des Landes. Während wir uns dem Ziele nähern, wird die Küste freundlicher, aus grünen Zuckerrohrplantagen leuchten die roten Dächer der Arbeiterhäuser hervor, die Berge treten zurück, Flachland und eine hübsche Bai erscheinen, und zwischen

Kokospalmen und Pflanzungen taucht Hilo auf, Hawaiis einziger Handelsplatz von einiger Bedeutung und hauptsächlich von Japanern und Chinesen bewohnt. Ich gab mir die größte Mühe, irgendeine Sehenswürdigkeit in dem Städtchen zu entdecken, aber ich habe nichts weiter zu berichten, als daß ich in einem „Café Demosthenes" speiste, dessen Wirt Lykurgos hieß, und mich von einem Barbier verschönern ließ, der sein Geschäft „Zum Schweigsamen" firmierte.

Nach einer schlaflosen Nacht, in der ich, ich weiß nicht zum wievielten Male, im Kampfe gegen Moskitos und Genossen wiederum zweiter Sieger blieb, brachte mich eine Kleinbahn zwischen den wiegenden, grünen Rohrbüscheln der unübersehbar großen Olaa-Zuckerplantage eine Stunde weit ins Innere der Insel. Weiter geht es nicht, denn das Gelände ist zu schwierig, und die Bahn macht sich nicht bezahlt, wie überhaupt Hawaii die Insel der Enttäuschten genannt zu werden verdient, denn Scharen von Ansiedlern haben hier im fruchtlosen Ringen mit dem spröden Boden ihr Kapital verloren. In dem Japanerdorfe Mountain View, dem Endpunkte der Bahn, erwartete mich ein mit vier Pferden bespannter Wagen, dessen Lenker den schweigsamen Figaro von Hilo noch übertrumpfte, denn dieser hatte notgedrungen doch etwa ein halbes Dutzend Worte fallen lassen, während der Fuhrmann auf der mehr als dreistündigen Fahrt keine Silbe von sich gab. Die höchst anziehenden, ganz eigenartigen Reize der Landschaft ließen mir die fürchterlichen Stöße des Wagens, der besser den Namen einer Karre verdiente und auf dem jammervollen, mit Lavabrocken besäten Wege hin und her taumelte, in milderem Licht erscheinen. Gleich nach der Abfahrt gelangten wir in den Urwald der Farnbäume, einer Spezialität von Hawaii. Der Farnbaum gleicht ungefähr den Farnkräutern unserer Wälder, nur daß die Maße ins Riesenhafte vergrößert sind, die Stämme werden bis zu 12 Meter hoch und die Blätter 3—4 Meter lang. Die Schlinggewächse der Lianen weben ihr Zweiggespinnst hinein, und so dicht steht Baum an Baum, so üppig wuchert aus der fetten Humusschicht der abgestorbenen Stämme und Blätter das Unterholz, daß es unmöglich wäre, ohne Axt auch nur einen Fuß tief ins Dschungel einzudringen. Am Wegrande lassen seltsame Bäume wundervolle weiße Glockenblüten im Winde schaukeln, und eine Unmenge von roten Himbeeren ladet zum Schmausen ein. Als mir aber später im Vulkanhaus ein Teller davon vorgesetzt wurde, merkte ich enttäuscht, daß sie trotz ihres schönen Aussehens so schmeckten, „als wenn man die Zunge zum Fenster hinaus hängen läßt", wie Frau Buchholz sagt. Sie besitzen nicht das geringste Aroma.

Der Weg steigt unablässig an und erklimmt bis zum Vulkanhaus eine Höhe von 4000 Fuß. Mit der zunehmenden Höhe läßt die Pracht des Waldes nach. Schließlich gelangten wir auf eine steinübersäte, nur von Krüppelholz bestandene Hochebene, und ich sah den fast 14,000 Fuß hohen Mauna Loa vor mir liegen. Wo aber war der Kilauea? Ja, darin liegt eben die Ueberraschung, daß man ihn, gerade wie den großen Colorado-Cañon, nicht eher sieht, als bis man am Rande steht. Der Kilauea besitzt keinen Kegel, sondern liegt flach als Kessel in die Hochebene eingebettet, nur gewaltige Dampf- und Rauchwolken verkündigen seine Nähe. Endlich taucht das kleine Vulkanhaus auf — wir sind am Ziel. Ich springe von dem Marterkarren ab und eile in höchster Spannung nach dem Kraterrande.

Welch ein Schauspiel! Finster drohend und überwältigend, majestätisch und furchtbar zugleich. Ein Blick in die geheime Werkstätte unfaßbar urgewaltiger Kraft, die als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer Erde und Leben beherrscht. Mag man sich auch noch so sehr bemühen, es nüchtern in rein physikalischem Sinne zu deuten und aufzufassen, es bleiben da unlösliche Reste und quälende Rätsel, mit denen die Vernunft nichts anzufangen weiß; das Gefühl menschlicher Ohnmacht, das Bewußtsein, daß eine Laune des wie im Schlummer ruhenden Titanen den Boden unter unseren Füßen in Fetzen reißt und in einer Sekunde alles Leben in weiter Runde vernichtet und begräbt, dringt übermächtig auf den Beschauer ein, zwingt Grauen und Ehrfurcht auf. Ein ungeheurer Kessel, der, von hier aus gesehen, kreisrund erscheint, in Wirklichkeit aber ein Oval bildet (10 Kilometer breit, 13 lang), liegt unter mir und dehnt sich so weit aus, daß der gegenüberliegende Rand in dunstiger Ferne verschwimmt. Der Boden des Kessels gleicht geronnenem Asphalt und erinnert mit seinen Rillen und ringförmigen Wülsten an den Anblick der Mondoberfläche, wenn man sie durch ein starkes Fernrohr betrachtet. Aus den Rillen steigen hier und dort grauweiße Dampfwolken auf. Fast genau in der Mitte des Kraterkessels, der mit seinem Umfange von 34 Kilometer einer Weltstadt hinlänglichen Platz bieten würde, liegt der Kratermund, von den Insulanern „Halemaumau“ (Feuerhaus) genannt, ein runder Riesenschacht; er pufft ununterbrochen, soweit Aufzeichnungen und mündliche Ueberlieferungen zurückreichen, ein Gemisch von weißem Dampf und grauem Rauch heraus, das sich als schweres Gewölk über dem Kessel zusammenballt und den Himmel verfinstert.

Als ich mich endlich von dem Anblick losriß, ward ich gewahr, daß auch außerhalb des Kraters rings um mich her der Boden dampfte. Allenthalben aus Erd- und Felsspalten brodelt und zischt es hervor, selbst

im Hofe des kleinen Vulkanhauses steigt der Dampf auf, und der Koch macht sich das Naturphänomen zunutze, indem er Eimer mit Wasser über die Spalte stellt; in wenigen Minuten ist das Wasser heiß. Eine unheimliche Gegend! Dazu die weltabgeschiedene Stille, auf viele Meilen in der Runde, außer den Insassen des Vulkanhauses, kein menschliches Wesen. Es scheint unerhört verwegen, hier unmittelbar auf dem Kraterrande zu wohnen, und dennoch ist bei allen Ausbrüchen dem Hause und seinen Insassen noch kein Leid zugefügt worden. Wohl hat ihnen die grelle Glut des entfesselten Elements bange Nächte hindurch geleuchtet, das Donnern jede Stimme übertönt, aber immer noch nahmen die herausgeschleuderten Schlackenblöcke und Lavaströme einen anderen Weg.

Natürlich muß man sich beim Hinabsteigen in den Kessel und auf der Wanderung zum Halemaumau ganz auf seinen guten Stern verlassen, da es unberechenbar ist, ob und wann ein Ausbruch erfolgt. Ein Unglücksfall hat sich, soweit mir bekannt ist, noch niemals ereignet, wohl aber sind zu wiederholten Malen waghalsige Besucher mit knapper Not einem Sturz in den Höllenschlund entgangen. Da ich für mein Leben gern klettere und eine Scheu vor Führern und allen ausgetretenen Pfaden habe, beschloß ich, ganz allein hinabzusteigen, und zwar an einer weit vom Vulkanhause entfernt liegenden Stelle des Randes, die mir nach der Beobachtung durch den Feldstecher besonders verlockend vorkam. Ueber den dampfenden Boden wandernd, der stellenweise so heiß ist, daß ich von einem zum andern der spärlichen Grasflecke springen mußte, gelangte ich nach zweistündigem Marsch an die ausgewählte Randstelle. Hier ist sicherlich noch niemand vor mir gewesen, dachte ich — aber kaum war dieser frohlockende Gedanke ausgedacht, da sah ich auf dem Boden einen hübschen, aus Perlmutter und Silber gearbeiteten Rosenkranz liegen, wie ihn Katholiken tragen, und da ich nicht annehmen mochte, daß ihn der Kilauea zu meiner Warnung oder Belohnung hervorgeschleudert hätte, blieb nur die traurige Erkenntnis übrig, daß doch schon jemand an dieser Stelle geweilt hatte. Ich steckte den Rosenkranz als Andenken ein und will dem Verlierer eine Belohnung zukommen lassen, wenn er sich meldet. Dann begann ich den Kraterrand hinabzuklettern. Er ist 500 Fuß hoch. Im Anfang ging es gut, ein lustiges Turnen von Block zu Block mit vorsichtig tastenden Füßen, aber als ich ungefähr in der Mitte angelangt war, gab das Geröll auf einmal nach und riß mich mit. Glücklicherweise überschlug ich mich nicht, sondern rutschte mit den Füßen voran, und als ich aus halber Betäubung zu mir kam, stand ich mit heilen Gliedern, aber arg zugerichteten Kleidern wenige Meter über dem Kraterboden und nach ein paar Sprüngen auf ihm.

Partie aus dem Großen Colorado-Cañon.

Erst hier unten zeigte es sich, daß der Kraterboden, der von der Höhe aus fast völlig glatt erscheint, in Wirklichkeit ein sehr schwieriges, von tiefen Spalten und Schluchten durchzogenes Gelände ist. Man muß vorsichtig wandern, ein einziger unüberlegter Schritt kann verhängnisvoll werden. Ich fand meinen Weg zum Halemaumau und vermochte, da ein starker Wind den Dampf und Rauch nach der entgegengesetzten Richtung wehte, bis an den Rand des schauerlichen Schlundes heranzutreten. Es ist ein Anblick, den man nie vergißt. Dann wanderte ich auf demselben Wege, den ich vorher durch Ausstreuen von Papierschnitzeln gekennzeichnet hatte, zurück und klomm wieder am Kraterrande hinauf, diesmal ohne Unfall, da es sich bergauf bekanntlich viel leichter klettert als bergab. Als ich oben angelangt war, brach der Regen los und bereitete mir einige Verlegenheit, denn auf dem heißen Boden verwandelte sich die Nässe schnell in nebligen Dunst und verschleierte die Gegend derartig, daß ich kaum ein paar Schritte weit sehen konnte. Ohne Ueberrock der Nässe schutzlos preisgegeben, irrte ich auf dem pfadlosen Gelände zwischen den tückischen Erdspalten umher und fand erst nach mehreren Stunden, aber noch glücklich vor Anbruch der Nacht, zum Vulkanhause zurück. Im Kamin loderte ein gutes Feuer, und auf der Tafel lockte ein gutes Mahl, aber meine schönen doppelsohligen Stiefel waren zum Wegwerfen reif, und mein Anzug hatte sich in einen jammervollen Scheuerlappen verwandelt.

* * *

Zum Beschluß dieses Kapitels lasse ich noch einige kurze Betrachtungen über die wirtschaftliche Lage von Hawaii folgen.

Die zum Teil überschwenglichen Erwartungen, die nach der Annexion der Sandwichsinseln durch die Vereinigten Staaten in der amerikanischen Presse zum Ausdruck gelangten, haben längst einer sehr nüchternen Beurteilung der Dinge Platz gemacht. Daß Hawaii für die Union ein beneidenswerter Stützpunkt im Stillen Ozean und wegen seiner wundervoll zentralen Lage an den Weltverkehrsstraßen zwischen Amerika, Ostasien und Australien und der Kontrolle, die es darüber ausübt, von geradezu unschätzbarem Werte ist, an dieser Tatsache hat sich freilich nichts geändert, aber die kaufmännischen Erwartungen mußten manche Enttäuschung erfahren. Man darf sich durch den erstaunlichen Aufschwung, den Honolulu in der kurzen Zeit seit der Annexion genommen hat, nicht blenden lassen, denn Honolulu, der Sitz einer von besseren Zeiten her reichen Kaufmannschaft, die längst alle Ausnützungsmöglichkeiten der Inseln mit Beschlag belegt und getrustet hat, ist sozusagen Anfang und

Ende von Hawaii und der einzige Platz von Bedeutung; was dahinter und in der Runde liegt, fällt so stark ab, daß man bei Honolulu an Potemkins Dörfer denkt.

Auf den kleinen Hawaii-Inseln gab es nichts zu pazifizieren, wie später auf den Philippinen nach ihrem Erwerb; die Bummler und Schreier, die unter Kalakaua und Liliuokalani ihren Unfug getrieben hatten, waren im Handumdrehen verstummt; wohl aber galt es, schwierige wirtschaftliche Zustände, die immer unerträglicher wurden, durch eine Reihe vernünftiger Maßregeln zu bessern und die im Rückstande befindlichen öffentlichen Arbeiten mit Energie zu fördern. Es mag manchem, der immer nur vom „Paradiese des Stillen Ozeans" und ähnlichen Phrasen gehört hat, überraschend klingen, daß es auf den Hawaii-Inseln eine sehr schwierige Arbeiterfrage gibt. Der Eingeborene zählt unter den werterzeugenden Volkselementen so gut wie gar nicht mit, denn obwohl er (nach dem Zensus von 1896) mit 31,000 Vollblütigen und 8500 Halbblütigen fast 40 v. H. der Bevölkerung ausmacht, stellt er nur 8 v. H. zur Arbeiterschaft, im Gegensatz zu 80 v. H., die Japan und China stellen. Der Hawaiimann besitzt viele treffliche Eigenschaften und steht unter den Polyneſiern obenan, er ist friedlich, nach höherer Bildung bestrebt und sehr musikalisch, aber zu praktischer Arbeit wenig brauchbar. Woher sollte er diesen Trieb auch haben? Jahrhunderte hindurch lag ihm nichts weiter ob, als eine Hütte zu bauen, ein Schwein zu mästen, in zahllosen Mußestunden spielerischen Tand zu verfertigen und hin und wieder einen sogenannten Krieg zu führen, der weiter nichts als eine großartige Keilerei war. Jetzt auf einmal soll er arbeiten, während er doch viel lieber gemütlich in den Tag hineinlebt und die paar Groschen, die ihm in den Schoß fallen, möglichst schnell in Schmaus, Trank und heiterer Kurzweil anlegt. Er ist unfähig, gegen den erdrückenden Wettbewerb der fleißigen, anspruchslosen Ostasiaten aufzukommen, und er fühlt auch keinen Drang dazu. Er hat seit der Annexion aufgehört, ein politischer Faktor zu sein, und er ist auch wirtschaftlich eine quantité négligeable, die, auf den Aussterbeetat gesetzt, langsam fortwurstelt, so gut und so schlecht es eben geht. Sein Niedergang als selbständiger Rassentypus ist nicht aufzuhalten. Von alten Ansiedlern kann man sich erzählen lassen, was für breitschulterige, große Prachtmenschen die Kanaken noch vor zwei Menschenaltern waren; heute überwiegt die Zahl der körperlich Entarteten; die Kreuzung mit fremdem Blut, besonders mit ostasiatischem, verändert den Typus nach der fremdblütigen Seite hin, und in abermals zwei bis drei Generationen wird das heitere Völkchen im Menschenbuche gestrichen sein und nur noch in den Nach-

kommen der Mischlinge in der Form ererbter kleiner Eigenheiten fortleben. Es vollzieht sich da ein Naturprozeß, der für die Betroffenen von schmerzlicher Tragik ist. Wo auch immer der Polynesier sich zum Weißen und Gelben gesellt, ist er dem Untergange geweiht; auf Samoa und den Fidschi-Inseln wird sich, wenn auch in längerem Zeitraum, genau derselbe Vorgang abspielen.

Da der Kanake nicht zur Arbeit taugt, mußten die Plantagenbesitzer andere Kräfte heranziehen, und da hatten sie die Wahl zwischen Portugiesen und Ostasiaten. Anfangs gingen nur Portugiesen nach Hawaii, aber ihre Einfuhr war kostspielig, sie stellte sich auf mindestens 240, oft auch über 400 Dollar für den Kopf, und überdies waren es zum großen Teil Leute, die den Eingeborenen schnell alle Schattenseiten absahen und unter dem Einflusse des erschlaffenden Klimas es ihnen an Trägheit und Unzuverlässigkeit gleichzutun trachteten. Man kann sich denken, mit welchen Schwierigkeiten ein Pflanzer zu kämpfen hat, wenn er allein 1000—1700 M. für die Einfuhr jedes Arbeiters aufwenden muß und dafür blindlings Leute verpflichtet, deren Qualität er gar nicht kennt und die vielleicht unter irgendeinem Vorwande kontraktbrüchig werden. Um sich dagegen zu schützen, wurden besondere Arbeitsverträge aufgestellt, und deren Inhalt eben ist es, worauf es bei den sozialen Kämpfen ankommt, denn in vielen Fällen soll es sich um nichts als übertünchte Sklaverei handeln. Die Pflanzer haben schließlich die Ueberzeugung gewonnen, daß der weiße Arbeiter für Hawaii untauglich und nur der Japaner der richtige Mann am Platz ist. Die Einfuhr des japanischen Arbeiters kostet 87 Dollar. Hierzu trägt der Arbeiter 60 Dollar bei, die nach und nach vom Lohn abgezogen werden, während die Regierung 17 und der Pflanzer 10 Dollar übernimmt. Es leben jetzt gegen 30,000 Japaner auf Hawaii, zum größten Teil ländliche Arbeiter. Ihre Beurteilung lautet sehr verschiedenartig. Die einen nennen sie unruhige Köpfe, superklug und zu Umtrieben geneigt, die andern sind des Lobes voll. Aus dem Munde eines deutschen Plantagen-Direktors, der 25 Jahre im Lande lebt und seit einiger Zeit ausschließlich mit Japanern arbeitet, dem man also wohl ein verständiges Urteil zutrauen darf, hörte ich nur Gutes. „Der Japaner ist ein geradezu idealer Arbeiter," sagte er, „wenn man ihn richtig, das heißt gerecht und freundlich behandelt. Sein Ehrgeiz und seine Strebsamkeit sind erstaunlich. Ich kann es alle Tage mitansehen, wie diese einfachen Landleute nach der Arbeit die englische Grammatik hervorholen und lernen. Sie werden durchweg von dem Triebe beherrscht, sich eine lohnende und angesehene Stellung zu verschaffen."

Die Zahl der Chinesen auf Hawaii beträgt ungefähr 24,000. Zumeist sind es Kaufleute, Dienstboten, Köche und dergl., und sie befinden sich nach den Ausweisen des Grundbuchamtes und der Steuerbehörde durchschnittlich in sehr günstiger Lebenslage. Hierzulande, wo das weibliche Wesen es für unwürdig hält, zu kochen nnd das Hauswesen zu besorgen, ist der Chinese unentbehrlich und läßt sich unter solchen Umständen gut bezahlen. Die Ausgabe für den Koch spielt im Wirtschaftsbuche des Familienvaters auf Hawaii eine große Rolle; ein brauchbarer chinesischer Koch arbeitet nicht unter 25 Dollar (105 M.) monatlich bei freier Station; fast den ganzen Lohn legt „Chini", bekanntlich ein Muster von Sparsamkeit, auf die hohe Kante, um nach 10—20 Jahren als ein für dortige Verhältnisse reicher Mann zu den lieblichen Gefilden am Jangtsekiang oder Kantonflusse heimzukehren. Der Chinese ist hier wohlgelitten; friedlich und bescheiden, stört er niemandes Ruhe und wünscht, in Ruhe gelassen zu werden.

Unter den Weißen stehen die Portugiesen mit 16,000 an Zahl obenan; aber da sie fast durchgängig den ärmsten Klassen angehören, kommen sie neben der Minorität der Amerikaner (3100), Briten (2250) und Deutschen (1500) nicht auf. Der deutsche Kaufmann und Pflanzer steht in großem Ansehen, die bedeutendsten Geschäfte befinden sich zum guten Teil in deutschem Besitz.

Kleinen Ansiedlern bietet Hawaii keine Möglichkeit zum Fortkommen; schon mancher ist enttäuscht mit leeren Taschen wieder heimgezogen. Nur kapitalkräftiger Großbetrieb hat Aussichten, oder vielmehr hatte Aussichten, denn jetzt liegt alles anbauungsfähige Land in festen Händen. Leute wie Klaus Spreckels in San Francisco, den ich schon an früherer Stelle erwähnte, beherrschen den ganzen Zuckermarkt, wohl die Hälfte aller Plantagen auf Hawaii steht unter Spreckels' Kontrolle. Dieser Mecklenburger blickt auf einen Lebenslauf zurück, so wunderbar, wie es nur im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" möglich ist. Als kleiner Kolonialwarenhändler fing er in Frisco an, dann machte sein scharfer, praktischer Blick eines Tages die Wahrnehmung, daß in den Abfällen der Zuckerfabrikation noch ein starker Prozentsatz Zucker steckte. Er sicherte sich die Abfälle, und das war sein „Start", von da ab ging er reißend vorwärts. Sieht man jetzt in San Francisco irgendein großartiges Gebäude, so kann man darauf wetten, daß es irgendwie mit Spreckels zusammenhängt; hört man von einem gigantischen Unternehmen, so steht Spreckels dahinter. „Wollen Sie eine Spreckels-Zigarre?" fragt der Tabakhändler. „Probieren Sie einen Klaus-Spreckels-Cocktail", empfiehlt der Bar-Tender. „Klaus Spreckels hat gesagt —", „Klaus Spreckels ist der Meinung —",

Pferdeweide am Großen Colorado-Cañon.

Zelthotel am Großen Colorado-Cañon.

„Klaus Spreckels will —", so liest man täglich in den Zeitungen des goldenen Westens. Klaus Spreckels ist auch auf Hawaii der populärste Mann, und ich glaube, die Exkönigin Liliuokalani, die mit ihrer Jahresrente von 25,000 Dollar nicht auskommen zu können behauptet, würde ihm trotz ihres Fremdenhasses mit Vergnügen die Hand zum Bunde bieten.

Japanische Idyllen.

Japan! Ich schreibe das Wort, und mir ist, als hörte ich wieder das Klippklapp von tausend hölzernen Stelzpantoffeln, sähe wieder das Lächeln und Dienern der kleinen Musmis, röche wieder den süßen Duft der Irisgärten, wandelte wieder zwischen saftgrünen Feldern und Wiesen, im kühlen Schatten der Föhren und Schirmtannen der schneebedeckten Pyramide des Fujisan entgegen. Japan! Meine Träume hatten ein romantisches Buschwerk um diesen Begriff wuchern lassen, die Sehnsucht hatte meine Schritte nach dem märchenhaften Lande beflügelt, und nun, da aus dem Traume Wirklichkeit geworden, kommt es mir fast erst recht wie etwas Traum- und Märchenhaftes vor, und die Sehnsucht ist geblieben, die Sehnsucht nach Japan zurück.

Ich schließe die Augen, und eine Sommernacht an der Bai von Jokohama tritt vor meine Seele. Ueber die kaum bewegte, vom Mondlicht silbern übergossene Flut huschen weißliche Nebelschwaden, nicht fern am Strande stehen ein paar Häuschen, durch das geölte Fensterpapier blinkt gelbes Licht, das Zirpen der Samise, das kichernde Lachen junger Mädchen tönt herüber. Ein alter Mann sitzt, in seinen Kimono gehüllt, auf einem Stein am Ufer, still wie das Wasser, das Antlitz unverwandt dem Monde zugekehrt; neben ihm strecken Nadelhölzer ihre seltsam zackigen Aeste ins mystische Dämmerlicht der lauen Nacht. Und andere Bilder tauchen auf, verschlingen sich zu kaleidoskopischem Reigen: Nächte in Kioto, Nächte mit bunten Papierlaternen, Lachen und Lautenspiel, brennend heiße Tage auf dem Lande, Stunden in stillen Tempeln unter den wunderlichen Erzeugnissen der religiösen Kunst, Stunden heiteren Getändels auf zierlichen Matten beim Tee, Stunden des Betrachtens, Staunens und Feilschens zwischen den aufgestapelten Herrlichkeiten der Kaufläden und Basare.

In Japan fand ich die Poesie wieder, die mir in Amerika mit Keulen totgeschlagen zu sein schien. Gerne will ich es glauben, daß der Japaner ein außerordentlich nüchterner Mensch ist, und doch umwittert eine starke poetische Stimmung alles Tun und Treiben und alle Dinge in seinem Lande. Wenn man, wie mir es ging, drei Monate Amerika hinter sich hat und nach dem ermüdenden Gleichmaß der Tage auf hoher See endlich die weiße Kuppe des Fujisan aufleuchten sieht und dann der grünbewaldeten Küste näher kommt, geht ein Aufatmen der Erleichterung durch die Brust, die erwartungsfrohe Zuversicht, endlich einmal etwas völlig Neues, völlig Eigenartiges zu sehen und zu durchleben. Infolge des unglückseligen Krieges zwischen Japan und Rußland war mein Aufenthalt auf Nippons Boden zeitlich und räumlich sehr beschränkt. Ich habe eigentlich nur im Vorübergehen gekostet an dem Lande, aber vielleicht verdanke ich es gerade diesem Umstande, daß ich nur freundliche Eindrücke gewonnen habe, die mich für manche vorangegangene und nachfolgende Enttäuschung auf meiner Weltreise reichlich entschädigten.

Als der amerikanische Postdampfer sich von Honolulu aus nach elftägiger, fast durchweg ruhiger, aber entsetzlich langweiliger Reise der Bai von Tokio näherte und der Fujisan uns den ersten Gruß des Landes entbot, sahen wir bald darauf auch die ersten Landessöhne, Fischer in einem kleinen Boot, die sich nach japanischer und chinesischer Gewohnheit ungemein weit ins Meer hinauswagen und dort oft viele Tage im offenen Fahrzeug verbringen. Sie waren bis auf ein schmales Hüftentuch ganz nackt, und ihre braunen, vielfach tätowierten Körper fielen durch prachtvolle Modellierung auf. Bei der Gelegenheit möchte ich zwei Bemerkungen einschalten. Erstens ist es ein Nonsens, von den Japanern als „gelber" Rasse zu reden, denn der Japaner ist nicht gelb, sondern von ausgesprochen brauner Hautfärbung. Bei den vornehmen Ständen und den feineren Frauen neigt die Hautfarbe mehr zum Weiß, während sie bei Bauern, Kulis und Fischern ein rötliches, indianerhaftes Braun zeigt. Zweitens bedarf der in Europa vielverbreitete Glaube an die körperliche Minderwertigkeit der Japaner dringend der Berichtigung. Wie groß ihre physische Kraft ist, braucht nach der Erstaunlichkeit ihrer Leistungen im Kriege wohl nicht erst betont zu werden, aber auch ihre körperliche Schönheit ist bedeutend. Allerdings nicht die Schönheit des Gesichts, dieses hat bei den Männern ja im allgemeinen wenig Erfreuliches, dagegen zeichnen sich die Körperformen durch gute Verhältnisse und feine Modellierung aus. Man täte den Japanern unrecht, sie nach den Landeskindern zu beurteilen, die in Europa ihren Studien nachgehen; das sind größtenteils körperlich verkümmerte Stubenhocker, und man darf von

ihnen ebensowenig auf das ganze Volk schließen, wie umgekehrt von einem gelehrten deutschen Stubenhocker auf die physischen Eigenschaften der Germanen. Die geringe Körpergröße der Japaner fällt im Lande selbst eigentlich nur bei den Frauen auf. Bemerkenswert sind die weitverbreitete Kurzsichtigkeit und ein gewisses Augenübel der Japaner; sehr unangenehm fällt es ferner auf, daß die Knaben der niederen Stände vielfach mit Kopfflechten behaftet sind. Ich konnte keine genügende Erklärung dieser befremdenden Tatsache erlangen.

Auf eine eigentliche Beschreibung der von mir besuchten Städte Jokohama, Tokio, Kobe, Kioto und Nagasaki glaube ich verzichten zu müssen, da gerade in der letzten Zeit alle diese Orte zu häufig und gründlich geschildert worden sind, als daß ich etwas Neues darüber sagen könnte. Ich beschränke mich deshalb auf einige Stimmungsbilder und Glossen.

Als wir nach langsamem, sehr vorsichtigem Bugsieren durch das schmale Einfahrtwasser der Tokio-Bai endlich gegen Abend auf der Reede von Jokohama festmachten und ohne Zollplackerei ans Land setzten, war es für mich ein ganz eigentümliches Gefühl, zum ersten Male in einem Mannkraftwagen, einer Rickscha, Platz zu nehmen. Es wirkt auf das feinere Empfinden etwas niederdrückend, daß ein Menschenbruder sich zum Droschkenpferde erniedrigt und daß, während man bequem im Polster sitzt, vorne ein schwitzender Menschenleib sich plagt und abrackert. Aber man wird in Ostasien bald dazu gezwungen, solche humanen Gedanken in den Hintergrund zu drängen. Mein Rickschamann fuhr mich ins Grand Hotel, das mit Recht als das einzige wahrhaft gut bestellte Haus großen Stils von ganz Ostasien gilt, und mit unbeschreiblichem Vergnügen machte ich es mir, der fürchterlichen Enge der Schiffskabine entronnen, in dem komfortablen Zimmer bequem. Dann, nach dem Souper im glänzenden Speisesaal, inmitten einer interessanten und eleganten Gesellschaft aus allen Teilen der Welt, hauptsächlich aber aus den Vereinigten Staaten, bedient von einem rührend aufmerksamen Sohn des Landes, bestieg ich wiederum eine Rickscha und unternahm nächtliche Streifzüge durch die Japanerstadt von Jokohama. Das war berauschend schön, diese Fahrt durch die laue Sommernacht, unter glitzerndem Sternenhimmel, erst am stillen Kanal entlang, dann hinein in den verwirrenden Lichterglanz und durch die dichtgedrängte, langsam vorwärts stelzende und schiebende Menge der Hauptstraße. Stelzen und schieben — das ist die treffende Bezeichnung für das Wandeln dieses Volkes, denn sie schreiten nicht wie andere Leute, sondern haben infolge des Gebrauchs der hochstelzigen Holzpantoffeln nnd der die Beine beengenden Gewänder eine ganz eigen-

Junge Kanakin.

Surfbootsport bei Honolulu.

tümliche Gangart angenommen. Sie lieben das nächtliche Leben; noch in vorgerückter Stunde sind alle Läden offen und erleuchtet, überall noch sieht man die Handwerker arbeiten und die Kaufleute mit den Kauflustigen feilschen. In den Gasthäusern, die wie große, luftige Vogelkäfige aussehen, hängt eine verschwenderische Anzahl von Papierlaternen. Ueberall Laternen und buntes Licht, und dazwischen die gemütlich flutende, lachende und plaudernde Menge. Allerlei bescheidene Kurzweil ladet um ein paar Kupfermünzen zum Verweilen ein; hier ein Panoptikum mit Szenen aus dem Kriege und einem etwas übertriebenen Aufwand von Blut und Greueln, dort Schieß- und Werfbuden, Automaten, kleine Theater, Teehäuser und dergleichen. Der Rickschamann hält sich für verpflichtet, mir dies und das zu „erklären", aber ich verstehe von seinem merkwürdigen englisch-japanischen Jargon natürlich kaum den vierten Teil. Schließlich setzt er mich, ohne erst zu fragen, in einer kleinen Bierwirtschaft ab, und ich habe Mühe, mich der Huldigungen zu erwehren, die mir ein halbes Dutzend puppenhafter Nesans entgegenbringt.

Am nächsten Morgen übergoß das Himmelslicht Stadt und Bai mit seinem schönsten Gold, und ich machte mich alsbald zu einem Ladenbummel durch das Geschäftsviertel der Kuriositätenhändler auf. Es soll zwar nach der Ansicht strenger Sittenrichter lasterhaft sein, den Mangel an irdischen Gütern zu beklagen, aber ich muß gestehen, ihn niemals lebhafter empfunden zu haben als auf Nippons gesegnetem Boden. Ach, wer da doch kaufen könnte, kaufen nach Herzenslust! Was im Laufe der Jahrhunderte wunderbar geschickte, unermüdlich emsige Künstlerhände in hingebender Arbeit geformt, gemalt, gebastelt haben, steht in Jokohama und Tokio, in Kioto und Kobe auf den Bastmatten der winzigen Läden und ruft dem Touristen zu: Nimm uns mit, uns Bronzen und Porzellane, uns Lackwaren, Silberarbeiten und Stickereien! Nimm uns, wir gehören dir — es bedarf nur der geringfügigen Förmlichkeit, daß du deine Börse um ein Päckchen der reizenden, sauber gestochenen 100-Yennoten erleichterst. Ja, eben diese Förmlichkeiten! Mancher hat keinen Sinn dafür und hüllt sich seufzend in den leider auf Zuwachs berechneten Mantel der Entsagung. Indessen, es braucht ja nicht gleich Cloisonné zu sein und keine Vase für ein paar tausend Mark oder Altertümliches von zweifelhafter Echtheit, nachdem so ziemlich alle schönen Antiken längst ihren Weg in die Museen von Tokio, London, Berlin, Paris oder in reiche Privatsammlungen gefunden haben. Neben den wirklichen und eingebildeten Kostbarkeiten gibt es für die bescheidenen Börsen billigere Sachen in Hülle und Fülle, ohne daß sie die Kritik des verwöhnten Auges zu fürchten brauchen.

Wenn man nicht gerade mit dem Plane ausgeht, einen zuverlässigen Revolver für gewisse Endzwecke zu erwerben, so ist einkaufen gehen sicherlich eins der angenehmsten Dinge der Welt, besonders aber in der fremdartig reizvollen Szenerie des japanischen Straßenlebens. Mit einer Zigarre im Munde, die sich Habana nennt, aber nach Uckermark schmeckt, verläßt du eines schönen Morgens in Jokohama dein Hotel und lenkst die Schritte zum Einkaufszentrum der nach der Liebesgöttin Benten getauften Straße. Umsonst, daß du dem Rickschamann bedeutest, du wünschtest zu Fuß zu gehen; er heftet sich an deine Sohlen, denn er weiß, es kommt der Augenblick, wo du eine Rickscha brauchst. In der Bentenstraße und ihrer Umgebung reiht sich Laden an Laden, meistens nicht größer als ein geräumiger Taubenschlag; auf den Matten im Hintergrunde kauert der Kaufmann, die Gehilfenschaft setzt sich gewöhnlich aus Frau und Kindern zusammen.

Die gute Tradition verleugnet sich selbst bei den populären Massenartikeln nicht ganz, und die leicht verwischbare Grenzlinie zwischen Billigkeit und Schund scheint hier mehr respektiert zu werden als auf dem abendländischen Markt. Bedenklich ist nur, daß Japan neuerdings aus praktischen Erwägungen dem europäischen Geschmack Zugeständnisse machen zu müssen glaubt, indem es seine konservativ starren Kunstformen mit der Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit unserer Stilarten zu verschmelzen sucht, wobei absonderliche Zwitterdinge zum Vorschein kommen. Hoffentlich werden die japanischen Künstler mit ihrem sicheren Takt diese gefährliche Klippe zu umsteuern wissen.

Vielleicht machst du es wie ich und besuchst zuerst einige Buchläden, deren große Zahl lebhaft für das Bildungsbedürfnis des Volkes spricht. Vorn hängen, von einer schaulustigen Menge umlagert, die neuesten Schlachtenbilder, dann kommt die volkstümliche Literatur, billige Romane und Novellen mit originellen Umschlagbildern, und dahinter in den Kästen und Regalen das schwerere Geschütz der dicken, sehr gelehrt aussehenden Bücher und Albums. Ach, wer das doch lesen könnte! Ich habe mich auf der Ueberfahrt bemüht, ein wenig in die Geheimnisse der japanischen Sprache einzudringen, aber nach einigen Lektionen erkannt, daß ich dafür zu dumm bin. Chinesisch soll ja noch schwieriger sein, aber schon beim Japanischen kommt es mir vor, als ob ein ganzes Armeekorps der abgeschmacktesten Schikaneure bemüht gewesen ist, das verwickeltste, widerhaarigste Sprachsystem auszutüfteln. Daß Sprech- und Schriftsprache völlig voneinander abweichen, ist noch das wenigste, denn das kommt auch anderweitig vor, z. B. bei der Bureaukratie von — Europa, und es mag auch hingehen, daß das Wörtchen „Ich" nebst den abgeleiteten

Formen auf fünf verschiedene Weisen ausgedrückt wird, je nachdem, ob der Herr Ich mit einer Respektsperson, einem Gleichgestellten, einem intimen Freund, einem Diener oder einem Mann der niederen Kaste spricht. Aber was soll man zu einer Sprache sagen, die in der merkwürdigsten Syntax, den gewagtesten Verrenkungen und Höflichkeitswendungen wahre Orgien feiert und das schlichte Wort: „Mich hungert" folgendermaßen umschreibt: „Meine ehrbare Innenseite ist leer geworden"? Alle Achtung vor der Delikatesse des Ausdrucks, die Vorsteherin eines hochadligen Damenstifts kann nicht subtiler sein! Was die Schriftsprache betrifft, so wird sie von der modernen japanischen Presse nach und nach umgeformt und vereinfacht; der japanische Setzer kommt jetzt schon mit der Kleinigkeit von 9500 Zeichen verschiedener Größe aus. Diese Lettern sind rings um den Setzersaal in Regalen angeordnet, und behende Knaben springen mit großer Sicherheit von Kasten zu Kasten, um dem Setzer die benötigten Zeichen zu bringen.

Der Buchhändler legt nun seine Schätze vor: neue und alte Bilderbücher, Holzschnitte, Farbendrucke und dergleichen. Die Vorzüglichkeit des japanischen Buches hat Weltruf; das dünne, aber zähe Seidenpapier bringt alle Feinheiten der Schrift mit wunderbarer Schärfe zur Geltung, und die Präzision der Farbendrucke mit ihren zarten, förmlich hingehauchten Tönungen sucht ihresgleichen. In erster Linie fahndet der Sammler natürlich nach den Bilderbüchern aus alter Zeit, und wenn er solche mit Originalholzschnitten von Hokusai, dem genialen Zeichner, um mäßigen Preis ergattern kann, so hat er eine Riesenfreude. Die anfangs reservierte Haltung des Buchhändlers — eine Eigentümlichkeit der japanischen Kaufleute, die nur zögernd mit ihren besten Sachen herausrücken — weicht nun, wenn er eine verständnisvolle Seele vor sich sieht, größerer Zugänglichkeit, und er legt behutsam, mit kosenden Händen, die Mappen mit den köstlichen Holzschnitten und Farbendrucken der alten Meister vor. O süßer Duft des Altertums, zarter, einschmeichelnder Hauch vergilbten Papieres, was sind alle Wohlgerüche von Schiras gegen deinen Zauber! Das Vergnügen bleibt allerdings platonisch, denn diese seltenen Blätter sind sehr teuer, aber es gibt ausgezeichnete, auf den ersten Blick nicht vom Original zu unterscheidende Reproduktionen. Ich besuchte in Tokio den Verleger dieser Kunstdrucke, Herrn Hasegawa, und sah mir seinen interessanten Betrieb an, aus dem auch jene etwas süßlichen japanischen Bilderbücher hervorgehen, die überall in Deutschland zu finden sind.

Nach Beendigung des Einkaufs macht man sich gegenseitig Verbeugungen, wobei der Händler mehrere Male wie ein Taschenmesser

zusammenklappt und mit dem Zischen eines Dampfventils die Luft zwischen den Zähnen einschlürft: auch ein japanisches Höflichkeitszeichen. Bei dem minder angenehmen Akt des Zahlens fällt die Unsicherheit im Rechnen auf, denn fast alle Kaufleute bedienen sich selbst bei den einfachsten Additionen einer Rechenmaschine.

Wohin soll es jetzt gehen? Zum Lackwarenhändler nebenan? In seiner Auslage leuchtet es in allen Farben, eine Fülle reizvoller Arbeiten gibt es da zu sehen, aber die Auswahl erfordert einige Sachkenntnis, da bei einer nur oberflächlichen Prüfung der geringwertige Lack von dem unverwüstlich guten schwer zu unterscheiden ist. Ein paar Schritte weiter, und wir finden Gelegenheit, die zarten Erzeugnisse der Porzellanmanufaktur in einer Reihe ausgezeichneter Stücke zu bewundern. Der Händler zeigt Täßchen aus sogenanntem Eierschalenporzellan, dünn wie eine Spielkarte, aber ich möchte sie meiner Aufwärterin doch lieber nicht anvertrauen. Im Cloisonné (mit farbigen Glasflüssen emaillierte Metallgefäße) leistet die neue Zeit nicht mehr so Vorzügliches wie die alte, weil die Herstellung vielfach zu fabrikmäßig erfolgt, aber es gibt noch eine Anzahl von Werkstätten, wo nach guter patriarchalischer Weise wenig, das wenige jedoch mit um so liebevollerer Hingabe gearbeitet wird. Ich besuchte eines dieser Meisterateliers und wurde, nachdem ich mir die Schuhe ausgezogen hatte — weiß der Himmel, wie oft man das in diesem Lande tun muß! — von seinem Inhaber freundlich aufgenommen. Der würdige alte Herr arbeitet mit nur drei Gehilfen, und die ganze Jahresproduktion beläuft sich auf einige Dutzend Vasen und dergleichen, aber jedes Stück trägt den Stempel vollendeten Geschmacks und größter Gewissenhaftigkeit. Billig sind diese Ziergefäße nicht, das kleinste ist kaum unter 100 M. zu haben, und die größeren kosten bis zu mehreren tausend Mark. Wenn man bedenkt, welche Summe von Begabung und Fleiß dazu gehört, solche Kunstwerke zu erzeugen, wie lange Zeit die Herstellung erfordert (bei großen Vasen oft mehrere Jahre) und wie viel beim Brennen verloren geht, so erscheinen die Preise keineswegs ungerechtfertigt.

Nicht minder verlockend durch die Eigenart ihres Entwurfs wie durch Feinheit der Arbeit sind die Bronzen. Das Berliner Kunstgewerbemuseum besitzt schöne Exemplare, wenn auch nicht ganz so kostbare wie das Britische Museum, dessen reiche Mittel ihm gestatten, bis zu 20,000 M. für einzelne Stücke zu zahlen. Wer aber möchte von Japan scheiden, ohne sich eines der wunderschönen Erzeugnisse der Seidenindustrie und Stickerei mitzunehmen? Oder wer hätte nicht den Wunsch, eine jener mit minuziöser Sorgfalt hergestellten Elfenbein- und Speckstein-schnitzereien

sein eigen zu nennen? Zum Schluß mag noch ein eigenartiger Handelsartikel Erwähnung finden, nämlich die Spezialität der Zwergbäumchen. Der japanische Gärtner versteht es, durch Auswahl kleiner Samen, winziger Töpfe und eine als Geheimnis bewahrte Form der Ernährung Bäume von solcher Zwerghaftigkeit heranzuziehen, daß sie selbst bei einem Alter von mehreren hundert Jahren kaum einen halben Meter hoch werden, jedoch in allen Einzelheiten völlig einem alten, knorrigen Baume gleichen. Es ist eine Spielerei, aber eine sehr niedliche, und so ein japanisches Hausgärtchen mit Miniaturbäumen, kleinen Seen und Felspartien sieht allerliebst aus und paßt vorzüglich zu den großen Püppchen der holden Weiblichkeit. Alte Zwergbäume erzielen Liebhaberpreise bis zu 2000 Mark.

Japan hat keine Kunst erhabenen Stils und von hoher Idealität, es hat weder geniale Malereien noch monumentale Bauten und Skulpturen; alles künstlerische Können und aller Geschmack erschöpfen sich in der liebevollen Hingabe ans Kleine und Zierliche und in der ästhetischen Durchgeistigung der gewöhnlichsten Alltagsdinge. Welche Wandlung wird die japanische Kunst in der nächsten Zukunft durchmachen? Die Keime einer Fortentwicklung, eines Drängens nach Modernität sind überall erkennbar, noch aber wäre es unmöglich zu sagen, was daraus entsprießen und ob es zum Segen oder zum Nachteil ausschlagen wird. Ich wünsche, ein schlechter Prophet zu sein, aber ich kann mich nicht der Befürchtung erwehren, daß in der überhasteten Umwertung aller überlieferten Werte die trotz ihrer engen Grenzen wunderbare Eigenart der japanischen Kunst und persönlichen Kultur verloren gehen wird: auch ein Opfer der allgemeinen großen Gleichmacherei, die ihren Siegeszug über die Erde nimmt und mit plumpen Elefantenfüßen jede Individualität in den Boden zu stampfen droht. — —

Zu meinen stärksten Eindrücken auf japanischem Boden gehören jene, die ich im Theater empfing.

Es gibt bei uns nichts Einfacheres, als ins Theater zu gehen; man braucht sich nur in ein festliches Gewand zu werfen — sagen die einen, die andern halten die Bureaujacke für vollkommen ausreichend. Anders in Japan. Wenn da um die Mittagsstunde eine Bürgerfamilie vergnügt durch die Straßen stelzt, mit Eßkober, Teeservice, Matten, Kissen und Tabakskasten beladen, so denkt der Unkundige: Aha, die machen eine Landpartie! Nicht doch, die Leute gehen einfach ins Theater. Was uns in mehr oder minder angenehmer Weise einige Abendstunden ausfüllt, bedeutet für den Japaner ein gutes Tagewerk. Sein Drama ist von unheimlicher Ausgiebigkeit: unter zehn Stunden Spielzeit tun es die

japanischen Bühnendichter nicht, oft genug aber nehmen sie auch mehrere Tage für sich in Anspruch. Daß man unter solchen Umständen ungewöhnliche Vorbereitungen treffen muß, versteht sich von selbst, denn auch der hitzigste Theaterenthusiast kann seinem Körper nicht zumuten, zehn Stunden lang ohne Nahrung und Komfort zu bleiben. Hat also ein japanischer Familienpapa den Entschluß gefaßt, etwas für die Bildung und das Vergnügen der Seinigen zu tun, so macht er sich zunächst für den betreffenden Tag von allen Geschäften frei, dann beauftragt er, falls er ein gutsituierter Mann ist, ein in der Nähe des Theaters befindliches Teehaus damit, ihm eine Loge zu besorgen und in der Loge zu bestimmter Stunde ein Mahl aufzutragen. Billig ist das nicht, Loge und Mahl kosten etwa 24 Mark. Wer sich solchen Luxus nicht leisten kann, geht ins Parkett und nimmt sich in der oben geschilderten Weise alles mit, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört.

Ich habe in Japan mehrere Theater besucht, aber nur eines von großem und vornehmem Stil, in Jokohama. Die Vorstellung, die ich dort sah, fand zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Krieger statt und bot nicht ein einzelnes Drama, sondern eine Blumenlese aus den besten Stücken verschiedener Art. Als ich um ein Uhr mittags ins Theater kam, war die Vorstellung schon in vollem Gange und das Haus dicht besetzt; aber da auf Fremde gerne Rücksicht genommen wird, fand sich noch ein Stuhl für mich hinter den Logen. Es gibt auch eine Garderobe, aber nur für die Pantoffeln, die der Japaner beim Betreten eines Hauses stets ablegt. Zu Hunderten standen sie dort, und ich zerbrach mir den Kopf, wie die Besucher nachher ihr Eigentum wiedererkennen würden. Man ließ mich meine Stiefel anbehalten. Der Theatersaal ist quadratisch; die eine Seite wird von der sehr geräumigen Bühne eingenommen, die noch nach rechts und links schmale Ausläufer hat, so daß sie also das Parkett hufeisenförmig umschließt. Um das Parkett zieht sich in Stockwerkhöhe eine Altane mit den Logen. Stühle werden nur für die wenigen Europäer bereit gehalten, die Japaner kauern in gewohnter Weise mit untergeschlagenen Beinen auf kleinen Kissen. Ich habe es auch versucht, aber nach einer Minute den Wadenkrampf bekommen.

Als ich Platz nahm, stand ein stattlicher Mann mit einem Sudermannbart auf der Bühne, er hatte einen schwarzen Kimono an und in der Rechten einen Fächer. Während er fortwährend fächelte und lächelte, redete er unausgesetzt mit einer behaglichen, fetten Stimme und machte hin und wieder Verbeugungen nach rechts und links. Als er fünf Minuten gesprochen hatte, dachte ich: Nun wird er hoffentlich bald

aufhören, denn ich verstand natürlich kein Wort. Aber er redete immer weiter, und was er vortrug, mußte sehr belustigend sein, denn eine stille, sanfte Heiterkeit wogte durch den Saal. Da der Mann also durchaus sprechen wollte, musterte ich inzwischen die Rückseiten der vor mir kauernden Damen und bewunderte die zierlichen Frisuren auf den etwas ungeschickt gepuderten Puppenköpfen. Papa drehte sich eine Zigarette nach der andern, Mama und die erwachsenen Töchter nippten fleißig an den winzigen Teetäßchen, die eine Dienerin immer wieder frisch füllte, und die kleinen Mädchen lutschten Bonbons und leckten sich die Finger ab. Rings in den Logen Dame an Dame, nur wenige Herren dazwischen; ein allerliebster Kranz von hübschen, duftigen Blumen, ein heiteres Kichern und Nicken und Spielen mit dem Fächer.

Da selbst einem Obstruktionsredner schließlich die Luft ausgeht, beendigte der Schauspieler mit dem Sudermannbart seinen Monolog und trat unter lebhaftem Händeklatschen der Zuhörerschaft ab. Es folgte eine kleine Pause, und ein Rascheln und Knistern ward laut; die Deckel von einigen hundert Eßkörben flogen hoch, und das Schnabulieren von kaltem Reis, gedörrten Fischen und Früchten begann. Glücklicherweise essen die Japaner keinen Käse. Auch die Schauspieler auf der Bühne schmausen und rauchen, wenn sie gerade Zeit haben. Inzwischen stellten die Theaterdiener, von keinem Vorhang verhüllt, in aller Gemütsruhe die Dekoration auf; dann nahm das Orchester, ein halbes Dutzend Weiblein, auf der Bühne Platz und begann zu musizieren. Diese japanische Nationalmusik ist gräßlich, aber dem Volke gefällt sie außerordentlich, und ein Haus ohne Samisen, Flöte und Tamburin ist kaum denkbar.

Ein mimisches Drama begann. Seinen Inhalt erzähle ich nicht, denn ich habe ihn selbst nicht ganz erfaßt; nur so viel ward mir klar, daß es sich um ein paar Kulis handelte, die irgendwo im Gebirge auf eine Art verwunschener Prinzeß stoßen. Auch die männlichen Rollen wurden von Frauen verkörpert. Sofort beim ersten Auftritt stand ich im Banne des Seltsamen, ganz und gar Ungewöhnlichen. Von welchem Planeten stammen diese Wesen? „So schreiten keine ird'schen Weiber, die zeugete kein sterblich Haus." Bei uns sucht die Schauspielkunst Natur zu werden; dort gibt sie sich die größte Mühe, jeden Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu verleugnen. Die natürliche Hautfarbe verschwindet unter kreideweißer Schminke, die Augen blicken ins Starre, die Bewegungen erfolgen ruckweise, als ob ein Uhrwerk im Körper steckte. Der Schauspieler hat den Ehrgeiz, eine Marionette zu sein. Selbst die Stimme wird verstellt; bald klingt sie in hohen Fisteltönen, bald dumpf

wie aus dem Grabe. Die verwunschene Prinzeß trippelt mit einwärts gekehrten Füßen, gebeugten Knieen und zurückgeworfenem Kopf über die Bühne, die Hände unter den bauschigen Kimonoärmeln vorstreckend, und piepst wie ein nackter Spatz. Ihr Gebaren ist unglaublich verschroben, vollkommen verrückt. Im Zeitalter der Duncan könnte man sagen: sie tanzt Maeterlinck und Jan Toorop. Und doch, obwohl so allem Menschlichen entfremdet, oder vielleicht gerade deshalb, packte mich dieser bizarre Stil, das Traumhafte der Darstellung so, daß ich kein Auge davon wenden konnte und wie von Haschisch betäubt war. Das ist metaphysische Kunst. Die Griechen und Römer besaßen Aehnliches, und im Pierrotspiel besitzen auch wir es: der kreideweiße Pierrot hört auf, Fleisch und Blut zu sein, er wird zum Symbol.

Es klingt vielleicht wie ein Scherz, wenn ich sage, daß diese halbstündige Vorstellung mich geistig zu sehr in Anspruch nahm, als daß ich noch fähig gewesen wäre, den weiteren Darbietungen zu folgen; aber es ist ernst gemeint. Heute noch sehe ich die gespenstischen Gesichter, die ruckweisen Bewegungen, die starren Pupillen, höre die unwirklichen Stimmen. Ich verließ das Theater, obwohl ich kaum ein Zehntel meines Eintrittsgeldes abgesessen hatte.

In Kobe und Kioto besuchte ich mehrere Budentheater, die kleinen Bühnen des kleinen Mannes, teils bei Tageslicht, teils abends, wenn die grellbunten Papierlaternen und die gellenden Lobreden des Ausrufers die draußen gaffende Menge in den Musentempel locken. Der Eintritt kostet nur ein paar Pfennig. Da wohl selten ein Europäer solche Kunststätten betritt, erregte mein Erscheinen immer einiges Aufsehen, und die Herren Direktoren, die mich hineinkomplimentierten, taten auch gerade so, als ob sie mich mit den bekannten „größten Opfern" als sensationelle Hauptnummer eigens aus Europa verschrieben hätten. Mit jener Gefälligkeit, die den Mann aus dem Volke auszeichnet, beeilten sich stets ein paar Zuschauer, mir aus aufgehäuften Kissen einen Sitz zu bereiten. Ich sah verschiedene Arten des Dramas: Ritterstücke, bürgerliche Komödien, Pantomimen und Possen mit endlosen Prügelszenen. Letztere schienen am besten zu gefallen. Merkwürdig, wie dankbar überall in der Welt das Publikum sich für Ohrfeigenaffären zeigt. In dieser Hinsicht sind Orient und Okzident nicht mehr zu trennen; wir freuen uns, wenn sich auf unseren Variétébühnen die Irish Knockabouts vermöbeln, und die Neger, Malaien, Chinesen und Japaner halten es gerade so. Aber hier fiel mir auf, mit welcher realistischen Treue sich die japanischen Schauspieler mißhandeln; diese Püffe und Schläge waren nicht markiert, sondern unheimlich echt. Im Japaner steckt eben trotz seiner äußerlichen

Landſchaft auf Oahu, Hawaii.

Gelassenheit eine durchaus kriegerische Natur. Kampfspiele sind sein liebster Sport, und seitdem ich in der Gymnastikschule von Kioto gesehen habe, mit welcher Inbrunst Männer, Knaben und Mädchen sich gegenseitig die Fechtstangen über Kopf und Leib hauen, und wie sie schmerzhafte Schläge lachend hinnehmen, verstehe ich manches.

Auch in diesen kleinen Theatern wird „Musik" verübt, der gräßlichste Kerl aber ist der Hioshige-Schläger. Er kauert auf der Bühne vor einem Schlagbrett, in jeder Hand einen Holzklotz, und schlägt damit schallend auf das Brett, um jede bedeutsame Wendung des Dialogs gewissermaßen zu unterstreichen, oder auch, um die erschlaffte Aufmerksamkeit wieder anzufeuern, also in derselben Absicht, die Haydn bei seiner berühmten Sinfonie mit dem Paukenschlag hegte. Ich sah auch Vorstellungen von Affen. Die urkomisch in japanische Kostüme gesteckten Affen agierten auf der Bühne, während der „Herr Direktor" und seine Frau mit verteilten Rollen den Text deklamierten.

Hieraus ersieht der Leser, wie wenig noch das japanische Theaterwesen von abendländischen Einflüssen berührt ist. Aber es gibt schon seit mehreren Jahren eine modern-realistische Schauspielerschule, die langsam an Ausdehnung gewinnt. Zum Schluß noch ein Kuriosum: es gilt in Japan für unfein, Premieren zu besuchen. Premieren finden bei herabgesetzten Preisen statt, damit die kleinen Leute den ersten Eindruck von dem neuen Stück erhalten und, da sie noch nicht blasiert und „kritisch verroht" sind, harmlosen Gemüts den Ruhm der Novität verkündigen. Mich dünkt, es liegt ein tiefer Sinn in diesem Brauch; vielleicht läßt sich einer unserer Bühnenleiter die Sache einmal durch den Kopf gehen.

* * *

Jokohama mit seinem bunten Treiben, seinen Annehmlichkeiten des Lebens und seiner lieblichen Umgebung hatte mir so viel zu bieten, daß ich den nach Nikko geplanten Ausflug unterließ und mich erst nach zwölf Tagen zögernd losriß, um meinen Wanderstab weiter zu setzen. Ich besuchte zunächst die benachbarte Reichshauptstadt Tokio, den geistigen Mittelpunkt des Landes, fand sie aber zu wenig angenehm und fesselnd, um länger als vorübergehend darin zu weilen. Die außerordentlich weitläufig angelegte Stadt, eigentlich mehr ein Riesendorf, aus dessen Gewimmel unscheinbarer Häuschen, hier und dort moderne Bauwerke herauswachsen, bietet kein in sich abgeschlossenes, harmonisches Charakterbild. Während Jokohama, obwohl eine junge Stadt, außerhalb des Europäerviertels sein urwüchsiges japanisches Gepräge bewahrt hat und nicht einmal Straßenbahnen besitzt, machen sich in Tokio auf Schritt und

Tritt die Gegensätze zwischem Altem, Neuem und Allerneuestem in einer nicht sehr erfreulichen Weise bemerkbar; im Baustil, Verkehrs- und Straßenleben, in Kleidung und Gebaren der Bewohner tönen schrille Dissonanzen durcheinander und lassen keine ruhige Stimmung aufkommen.

Der Dampfer brachte mich in die stille Inlandsee nach der Zwillingsstadt Kobe-Hiogo, und obwohl auch an diesem großen Stapelplatz des ostasiatischen Handels die Pulse des modernen Lebens mächtig schlagen, mutet Kobe doch viel idyllischer an und überragt an städtischer und landschaftlicher Schönheit die Residenz bei weitem. Wundervoll ist der Blick von den Höhen hinab auf das langgezogene Band der Doppelstadt und die blaue, von Schiffen und Booten belebte Bai, wundervoll namentlich am Abend, wenn die Sonne purpurne Schleier über Land und See breitet und mit violetten Tinten die Dämmerung naht; köstlich sind auch die Spaziergänge in den bewaldeten Bergen zu rauschenden Wasserfällen. An dem lärmenden Osaka vorbei, Japans großer Industriestadt, brachte mich die Bahn in einigen Stunden nach der ehemaligen Residenz Kioto, die ihren nationalen Charakter nahezu vollkommen rein bewahrt hat und wohl als die japanischste der japanischen Großstädte gelten darf. Infolge des Krieges war der Fremdenverkehr fast völlig zum Stillstand gelangt, so daß ich in meinem Hotel als einziger Gast mich so breit machen konnte, wie ich nur wollte. Ein Leben wie im Paradiese! Ich bekam zu sehr mäßigem Preise das größte und schönste Zimmer mit Veranda, elektrischen Ventilatoren, japanischem Schlafrock, einem Riesenbett von blütenweißer Sauberkeit und anderen Bequemlichkeiten, mit vorzüglichem Essen, einer Schar niedlicher Dienerinnen und einem gebildeten jungen Wirt, der es sich nicht nehmen ließ, mich persönlich, und zwar ohne eigennützige Nebenabsicht, durch die Stadt zu führen und mir manches zu zeigen, was mir sonst verborgen geblieben wäre. Leider ist alles Schöne auf der Welt von kurzer Dauer. Gar zu gerne hätte ich aus den drei Tagen meines Aufenthaltes dreißig werden lassen, aber ich glaubte, den in Kobe nach den Philippinen fälligen Dampfer nicht versäumen zu dürfen.

Kioto ist die klassische Stadt der Tempel, und wer sie alle besuchen wollte, würde viele Tage dazu brauchen. Ich gestehe jedoch offen, daß ich schon nach dreien oder vieren, in die mich mein Rickschamann durchaus bringen mußte, genug davon hatte, denn einer sieht dem andern verzweifelt ähnlich, und in ästhetischer Hinsicht haben sie alle nicht viel auf sich. Ich liebte es mehr, durch das Labyrinth der geradlinigen Straßen zu streifen, von Laden zu Laden zu bummeln, bei Gauklern und spielenden Kindern stehen zu bleiben, zu gaffen und mich angaffen zu lassen. Es

gibt ja nichts Schöneres auf der Welt, als zu flanieren, sei es nun auf den Pariser Boulevards oder dem Lung' Arno in Florenz, auf der Wiener Ringstraße oder der Marketstreet in San Francisco oder den namenlosen Straßen von Kioto. Der Flaneur setzt gelassen ein Bein vors andere, er hat nicht den Ehrgeiz zu schieben, sondern läßt sich schieben, er legt alle Probleme vorläufig ad acta, wo sie ausgezeichnet liegen, und ist der innigen Ueberzeugung, daß das Leben ein köstliches Gut und eine wundervolle Komödie ist, wenn man einen guten Parkettplatz erwischt.

Recht idyllisch und heiter geht es in Kioto am und im Flusse Kamogawa zu, dessen breites Bett im Sommer nur wenig Wasser führt. Um der Hitze in Stadt und Stube zu entrinnen, lassen die Bürger sich gegen Abend auf den Sandbänken häuslich nieder, schlagen dort Tischchen und Sitzgelegenheiten auf und treiben allerlei Kurzweil. Am Ufer stehen viele Teehäuser mit vorgebauten Altanen, und bis spät in die laue Sommernacht hinein tönt beim Schimmer der von Oelpapier geborgenen Lichter Lautenklang und frohes Lachen. Vom Kriege war hier, wie in den anderen Städten, abgesehen vom Fehlen des Fremdenverkehrs, wenig zu merken; alles ging seinen ruhigen Gang, nichts deutete, wenigstens in der Oeffentlichkeit nicht, auf die furchtbare Krisis des Landes.

Von Kobe fuhr ich mit einem aus San Francisco kommenden, nach Manila und Hongkong bestimmten großen amerikanischen Postdampfer zunächst nach Nagasaki. Der Weg führt durch die japanische Inlandsee, eines der herrlichsten Wasserbecken der Welt mit einer Unmenge von größeren, kleinen und allerkleinsten Inseln, die zum Teil genau so bizarr gestaltet sind, wie wir es auf den gemalten japanischen Wandschirmen sehen. Die Inlandsee gilt wegen dieses wahren Labyrinths von Inseln und Klippen als ein sehr schwieriges Fahrwasser, und jeder Kapitän ist froh, wenn er den Engpaß von Shimonoseki glücklich hinter sich und das offene Meer vor sich hat; aber mir tat es leid, an allen Schönheiten so im Fluge vorbeiziehen zu müssen. In Nagasaki nahmen wir Kohlen ein. Das Kohleneinnehmen in diesem Hafen gehört zu den merkwürdigsten Schauspielen einer Weltreise. Es sind größtenteils Frauen und junge Mädchen, mehr als tausend an Zahl, die wie ein Heuschreckenschwarm über das Schiff herfallen, an den Bordwänden hochentern und von den Barken bis zu den Kohlenbunkern des Dampfers lebendige Ketten bilden, an denen die Körbe mit fabelhafter Geschwindigkeit entlang fliegen. Man sollte es nicht für möglich halten, welche Kraft und Ausdauer die anscheinend so zarten Weiblein entfalten; dabei sind sie immer guter Laune, zeigen lächelnd die weißen Zähne und finden Zeit, den wie Aeffchen auf dem Rücken hockenden Kleinen zukommen zu lassen, was ihnen gebührt.

In neun Stunden werden durch ihre Hände 4000 Tonnen Kohlen in den Leib des Ozeanriesen befördert.

Ich benutzte den eintägigen Aufenthalt des Schiffes, um mir Nagasaki und die Umgebung anzusehen, fand aber, daß die Stadt für einen, der von Jokohama, Kobe und Kioto kommt, doch wenig Reizvolles hat. Sehr schön ist die langgestreckte, fjordähnliche Hafeneinfahrt, während die Stadt selbst weder bemerkenswerte Bauten und Anlagen noch ein interessantes Volksleben aufweisen kann. Vielleicht trug auch die drückende Hitze dazu bei, mich etwas abzustumpfen. Ich ließ mich von zwei Rickschamännern über die steil ansteigende Landzunge hinweg nach Mogi fahren, einem kleinen Ort am Golf von Obama, war aber froh, als ich, der Sonnenglut entronnen, gegen Abend wieder an Bord kam und mit dem Schiff dem kühlen Meer entgegenfuhr. Und doch wurde es mir wehmütig ums Herz, als ein Stück nach dem andern von der japanischen Küste im Grau der Dämmerung versank, und mit dem letzten Gruß, den ich dem Land entbot, verschmolz ich den innigen Wunsch, bald wieder zu ihm zurückkehren zu dürfen.

Zum Beschluß dieser knappen Aufzeichnungen lasse ich noch einige Betrachtungen allgemeiner Art über die Japaner und ihr Verhalten zu den Angehörigen der weißen Rasse folgen.

Es ist erstaunlich, wie sehr das Charakterbild des Japaners im Urteile der Reisenden schwankt. Hier freundliches Lob und Schönfärberei, dort vernichtende Kritik, ein Malen mit grau in grau. Der eine stempelt den Japaner zum Mustermenschen, der andere läßt kein gutes Haar an ihm. Während dieser seine Gastlichkeit und Heiterkeit, sein freundwilliges Wesen rühmt, nennt ihn jener ungastlich, verstockt, mißtrauisch und fremdenfeindlich. Was der eine als Naivität preist, dünkt den andern schamlos. Kaum hat „Kenner" Nr. 1 den scharfen Verstand, die wunderbare Anpassungsfähigkeit der Inselbewohner herausgestrichen, so kommt „Kenner" Nr. 2 und versichert: Ist ja alles bloß Dressur, nichts als übertünchte Barbarei!

In Wirklichkeit neigt der Japaner wohl ebensowenig zum Musterknaben wie zum Lasterbuben, sondern ist einfach ein Gemisch von guten und schlechten, angenehmen und minder erfreulichen Eigenschaften — wie wir alle. Jedenfalls zeugt das diametrale Auseinandergehen der Urteile für eine ungewöhnliche, nicht einfach nach Schema F zu klassifizierende Persönlichkeit; über gleichgültige Normalfiguren streitet man nicht lange. Es wäre interessant, wenn jene Reisenden, die dem Japaner nur Unschmeichelhaftes nachzureden wissen, einmal rückhaltlos erzählen wollten, wie sie sich im Lande des Mikado aufgeführt haben. Es gibt

Lavaſpalte im Krater des Kilauea.

Szenerie aus den dampfenden Lavafeldern des Kilauea.

nämlich Europäer und Amerikaner — soll man sie naiv oder wie sonst nennen? —, die dort so tun, als ob sie kleinen Kindern oder Halbwilden gegenüberständen und die Japaner nichts anderes als ein leichtes Amüsement wären, gerade gut genug, um drei Akte einer Operette zu füllen. Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es heraus, und wer sich erlaubt, ein Volk von hoher und eigenartiger Kultur, das auf der Weltbühne mit beispielloser Behendigkeit von einem Rollenfach zum andern übergegangen ist, wie Unmündige zu behandeln, der darf sich nicht wundern, wenn dem Japaner die Galle ins Blut steigt. Man muß nur sehen, wie anmaßend, herrisch und rücksichtslos sich manche weiße Herren in Japan benehmen, wie sie einen Ton in die Umgangsformen tragen, der vor ihrer Ankunft unbekannt war. Ich habe dort Kaufleute kennen gelernt, die sich jedenfalls sehr wohlerzogen vorkamen, aber von den Japanern nie anders als von „Affen" sprachen.

Es wird dem gelben Mann so häufig Rassendünkel vorgeworfen, aber bis zu welcher Taktlosigkeit sich anderer Leute Dünkel versteigt, bewiesen kürzlich erschienene Zeitungsannoncen, in denen junge Leute für die „Heidenmission in Japan" gesucht wurden. Da die Japaner sich guten Humors erfreuen, drehen sie vielleicht einmal den Spieß um und schicken uns junge Leute zur Bekämpfung von Trunksucht, Völlerei, Roheit, namenlosem Elend und Fäulniserscheinungen aller Art. Auch in Kleinigkeiten sündigt die Ueberhebung der weißen Rasse viel. Wer nach Japan reist, sollte sich doch vorher darüber im klaren sein, daß er zu keinem „Naturvolke" geht, sondern in ein Land, das genau so wie ein abendländisches Kulturland das Recht hat, von seinen Besuchern ein gewisses Maß des Benehmens zu beanspruchen. Mir fällt dabei ein Reisegenosse ein, ein sonst sehr netter Herr, der mit Entrüstung erzählte, wie man sich in Tokio erdreistet hätte, ihn zu behandeln. Er hätte nämlich auf der Straße einen Knäuel alten Papiers fortgeworfen, und da wäre er von einem Polizisten genötigt worden, das Papier wieder aufzuheben. „Ist das nicht unerhört? Solche Frechheit einem Europäer gegenüber!" In einer deutschen Großstadt wird es dem Herrn sicherlich nicht einfallen, Papier auf die Straße zu werfen, aber in Japan — ja, das ist etwas anderes. Und doch ist gerade der Japaner in solchen Dingen sehr eigen und empfindlich.

Zu den stärksten Vorwürfen, die den Japanern gemacht werden, gehört der Vorwurf der Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit im Handel. Ich frage jeden, der die Welt kennt, ob es in irgend einem Lande des Orients damit besser bestellt ist? Vielleicht bei den Türken, Arabern, Ägyptern, Persern, Indiern, Malaien? Ueberall ist Merkur der Gott

des Handels und der Schutzpatron der Spitzbuben in einer Person, und in manchem südlichen Lande Europas verhält es sich nicht viel anders. Den Begriff des festen Preises gibt es im Orient ebensowenig wie bei den Naturvölkern; Kaufen ist da ein Handeln von Fall zu Fall, jedes Geschäft ein Kampfspiel zwischen Käufer und Verkäufer, wobei der Sieg auf seiten der Sachkenntnis, Schlauheit und Zähigkeit bleibt. Das mögen für uns recht lästige Erscheinungen sein, aber sie entspringen mehr schlechten Gewohnheiten als schlechtem Charakter und sind der Besserung fähig. Und geht es denn im Handel der großen weißen Herren des Ostens gar so reinlich und zweifelsohne zu? Gewiß, mit lumpigen Dollarprellereien geben sie sich nicht ab, aber in den Privatkontoren von Schanghai und Hongkong weiß man sehr gut, mit welchen kühnen Coups große Würfe gemacht werden. Aus allen Klagen der dortigen europäischen Kaufleute klingt immer der Schmerz heraus, daß ihnen im japanischen Kollegen eine kongeniale Natur entgegentritt, ein ebenso mit allen Wassern gewaschener Konkurrent, der sich nicht leicht in die Tasche stecken läßt. Uebrigens wäre es sehr unrecht, dem japanischen Volk die Sünden seiner Handelskreise anzurechnen; der Kaufmann erfreut sich dort durchaus keiner hohen Achtung. Aus mancherlei Beobachtungen glaube ich schließen zu dürfen, daß die breiten Schichten des japanischen Volkes redlich und vertrauensselig sind. Ich denke an einen Barbier in Kioto, der mir im strömenden Regen weit nachlief, um mir einen zuviel gezahlten kleinen Betrag wieder zurückzugeben, und an manche andere Episode.

Auch die Höflichkeit der Japaner muß es sich gefallen lassen, von überscharfen Kritikern unter die Lupe genommen zu werden, und die Herren machen dann die Entdeckung, daß „gar nichts dahinter" und „alles nur Form" wäre. Ja, was soll denn auch noch dahinter sein? Ist es nicht genug, wenn der Japaner einem ihm wildfremden Europäer freundlich begegnet, soll er ihm vielleicht auch noch sein Herz auf dem Präsentierteller überreichen? Und wenn es tausendmal nur Form ist, so berührt diese lächelnde Form doch immer noch angenehmer als jene „korrekte" Kaltschnauzigkeit, in deren Nähe das Thermometer auf den Gefrierpunkt sinkt. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Freundlichkeit mitunter einen nach unseren Begriffen plump-vertraulichen Anstrich gewinnt, aber da mag man bedenken, daß der Japaner unsern „guten Ton in allen Lebenslagen" noch nicht lange genug kennt, um ihn wie ein Musikinstrument zu bemeistern. Japan ist das Land ringender Gegensätze, es befindet sich in einem Uebergangszustand, und das prägt sich auch in der gesellschaftlichen Unsicherheit aus. Zeit lassen, heißt es da.

In einem Punkte stimmen die Beurteiler Japans so ziemlich überein, nämlich in puncto der Frauen und Mädchen. Wenn dieses Thema berührt wird, glättet sich die gerunzelte Stirn, und um den Mund, der eben noch so harte Urteile fällte, spielt ein Lächeln, als wäre etwas Süßes über die Lippen gekommen. Das japanische Weib mit seiner erstaunlichen Allgegenwart, seiner sanften Heiterkeit und seiner bescheidenen Unterordnung ist das Lieblichste, was das Land zu bieten hat. Ich glaube jedoch, daß die im Irrtum sind, die nichts weiter als eine hübsche Blume, ein Spielzeug für verlorene Augenblicke darin sehen. In diesem Kind-Weibe schlummern ungeahnte Kräfte, die nur des erlösenden Wortes harren, und Madame Chrysanthème wird auf den weiteren Stufen ihrer Entwickelung sicherlich der Welt noch manche Ueberraschung bereiten.

Im Tropenregen auf den Philippinen.

Er ſtellte ſich als Kapitän Miguel Aleiras vor, Chargé d'affaires des argentiniſchen Kriegsminiſteriums, und deutete im Lauf der Unterhaltung an, daß er in Tokio im Auftrage ſeiner Regierung über den Verkauf zweier Schlachtſchiffe verhandelt hätte. Wenn ein argentiniſcher Geſchäftsträger auf Reiſen geht, ſoll er entweder irgend etwas verkümmeln oder Kollekte machen, das iſt allright; ich zollte alſo meinem Kabinengenoſſen alle Bewunderung, und das um ſo aufrichtiger, als er eine Oaſe in der Wüſtenei unſeres Schiffslebens bedeutete. Neben dem Glanze ſeiner Perſönlichkeit verblaßten alle anderen Farben, ſelbſt der exotiſche Reiz einiger ſpaniſch-philippiniſcher Schönheiten von der Tönung alten Elfenbeins mit großartigem Augenaufſchlag konnte ihm nicht das Feld ſtreitig machen. Don Aleiras gehörte zu der ſeltenen Klaſſe von „ſchönen Männern", die auch ihren Geſchlechtsgenoſſen gefallen; eine hohe Statur, ein edles Profil, lebhafte Augen, ein ſorgfältig gepflegter, kohlſchwarzer Vollbart und die Bewegungen und das Lächeln eines etwas müden Weltmannes zwiſchen zwei Altern mit der elaſtiſchen Deviſe: tout comprendre c'est tout pardonner. Solche Leute gibt es nicht bloß in den Romanen und auf der Bühne, ſie kommen bisweilen auch in Wirklichkeit vor. Sie ſehen wie ſchreckliche Don Juans aus, aber Theodor Fontane macht irgendwo die treffende Bemerkung, daß Männer mit Sappeurbärten immer ungefährlich ſind, und das iſt wohl auch der Grund, warum ſie trotz ihrer „Schönheit" Gnade vor den Augen anderer Männer finden; denn gegen richtige Don Juans haben wir im allgemeinen Abneigung. Aus moraliſchem Inſtinkt, natürlich.

Nach zwei Tagereiſen von Nagaſaki lag die Oſtküſte von Formoſa vor uns, und wir fuhren zwölf Stunden lang ſo dicht an ihr vorbei, daß jede Einzelheit am Strande deutlich erkennbar war. In dem

Unterm Sonnenſegel.

Im ſtillen Ozean: Schwimmtank an Bord.

berüchtigten Taifungebiet herrschte völlige Ruhe; harmlos, als ob sie niemals im wilden Tanze gerast, niemals in tödlicher Umschlingung Schiffe zerdrückt und gegen die Felsen geschleudert hätten, plätscherten die Wogen mit leichter Dünung an die Bordwand. Formosa hat die großartigste Gebirgsküste, die ich jemals sah; die dichtbewaldeten, terrassenförmig aufgebauten Bergriesen fallen steil zum Meere ab und bilden die höchsten Klippen der Welt. Hin und wieder tut sich in dieser drohenden, finsteren Wildnis ein grünes Flußtal auf mit kleinen Ortschaften, deren fast gänzlich unbekleidete Bewohner neugierig an den Strand laufen, um das große Schiff zu betrachten. Noch immer, trotz des energischen Vordringens der Japaner, ist das Innere von Formosa ein geheimnisvolles und für den Fremden kaum zugängliches Land, denn eine Gewähr für Leben und Eigentum gibt es nur an den zivilisierten Küstenplätzen.

Ich lehnte über die Reling, in jenem lethargischen Zustande, der in der feuchten, heißen, entnervenden Luft jeden Weißen befällt, als der argentinische Kapitän an meine Seite trat. „Interessantes Land", sagte er in seinem gebrochenen Französisch und deutete auf die Küste. „Ein Land für unternehmende Leute, dort kann man etwas erleben", und er machte ein Gesicht wie ein Mann, der ein großes Geheimnis in der Brusttasche bewahrt. „Kennen Sie Formosa?" fragte ich. „Ob ich es kenne! Ich habe dort zwei Jahre zugebracht und Gold gesucht." „Und gefunden?" „O, einiges, aber mit Kampfer hatte ich mehr Glück." Merkwürdig, wie vielseitig begabt so ein argentinischer Kapitän ist. Ich wollte Näheres hören, aber wüster Lärm aus dem Zwischendeck veranlaßte uns, dorthin zu eilen. Zwei chinesische Passagiere waren beim Spiel in Streit geraten, es kam zu heftigen Worten, die wie Sturzfluten lallender und kreischender Dissonanzen zusammenprallten, und von Worten zu Tätlichkeiten. Sie packten zwei Bootshaken und schlugen mit Berserkerwut aufeinander ein, angefeuert von dem zeternden Geschrei der übrigen himmlischen Söhne, die zu mehreren hundert einen Kreis um die Kampfhähne bildeten. Man wollte sie trennen, aber es war unmöglich heranzukommen. Die gelben Stewards, die ihren chinesischen Knigge offenbar aus dem Fundament studiert hatten, schleuderten ihnen roten Pfeffer ins Gesicht. Vergebens, auch kaltes Wasser prallte wirkungslos ab! Da goß einer vom Rand der Zwischendecksluke aus einen Eimer brühheißen Wassers auf die Wütenden. Das brutale Mittel schlug ein, vor Schmerz aufschreiend ließen die Kulis voneinander los und konnten nun überwältigt werden. Es war ein höchst interessanter Zwischenfall im Zwischendeck und in dem armseligen Leben der bezopften Passagiere.

Stundenlang noch wurde das große Ereignis mit aufgeregtem Geschnatter erörtert.

Das Diner ging vorbei, die Greuel der amerikanisch-chinesischen Schiffsküche waren wieder einmal glücklich überstanden, im Gesellschaftssalon rüstete sich die starke Dame zu ihrer allabendlichen Klavierübung, und alles, was nicht eherne Nerven besaß, flüchtete ans andere Ende des Dampfers. Ach, diese Dame, welche Enttäuschung hatte sie mir bereitet! Als ich nämlich nach unserer Abfahrt die Passagierliste studierte, stieß ich auf einen neckischen deutschen Namen: Miß Fritzi Soundso. Fritzi! Aha, dachte ich, gewiß eine Brettldiwa aus Wien oder München auf Kunstreisen, unter Larven die einzig fühlende Brust! Meine Augen suchten überall eine Erscheinung, die zu dem Namen Fritzi paßte, aber sie suchten vergebens. „Wer ist Miß Fritzi Soundso?" fragte ich den Steward. „Dort", und er wies auf eine angejahrte, starke Dame mit einem fürchterlichen blauen Kneifer auf der Nase und einer Stimme wie ein aufgeregter Wachtmeister. Und so was nennt sich Fritzi! Man soll nichts auf Namen geben.

Es ist nicht auszuhalten in der erstickenden Schwüle der Schiffskammer, in der Gesellschaft von 10,000 Kakerlaken, die sich hier ihres ruchlosen Daseins erfreuen. Der Schweiß rieselt von den matten Gliedern, der Kopf glüht fieberhaft, und vergebens bitten müde Augen um Schlummer. Der Kapitän wälzt sich ächzend von einer Seite auf die andere, ich aber schleiche mich hinaus aufs Deck, lege mich an der Reling lang auf die Planken und blinzele zwischen halbgeschlossenen Lidern bald ins Wasser hinab, bald hinauf zur Himmelsdecke. Der Schiffsleib wühlt leuchtende Furchen auf; eine nach der andern, von kräuselndem, sprudelndem Schaume gekrönt, prallt zischend zurück, um dann in gleichmäßigem Takte wieder an die Bordwand zu schlagen. In den Wassern am Bug flimmert es von Millionen phosphoreszierender Schleimtierchen. Und die Gedanken wandern im Halbschlafe von diesen winzigen, niedrigen Lebewesen zum sinnreichen Bau des Schiffes, das sie aus ihrer Ruhe schreckt, und vom Schiffe mit seinen Hunderten so verschiedengearteter Erdenpilger, mit seiner Bürde von Glück und Jammer, Wohlstand und Elend hinauf zu den zahllos kreisenden, leuchtenden Welten oben, bis sie sich in einem uferlosen Meere und im Wirrwarr bunter Träume verlieren.

Mit der Meeresidylle war es zu Ende, als im übel berufenen Bashee-Kanal zwischen Formosa und den Philippinen der Westmonsum einsetzte und heulend und prasselnd Regenfluten und Sturzseen über das Schiff ergoß. Mit Freuden sahen wir die erloschenen Vulkankegel der

kleinen Insel Corregidor an der Einfahrt in die Manila-Bai auftauchen, winkte uns doch in wenigen Stunden ein gesichertes Plätzchen, ein komfortables Quartier. Komfort! Ach, wie anders sollte es kommen!

Manila wird vom Meere durch die nach der Stadt benannte Bai getrennt, indessen bildet gerade die Bai den Haupttummelplatz der entfesselten Elemente, die während der sommerlichen Regenzeit fünf Monate lang mit sprunghaften Launen toben, und von deren verheerender Gewalt zahlreiche Wracks Kunde geben. Auch der Hafen von Manila ist ein enfant terrible der ostasiatischen Schiffahrt, da nur Schiffe mit geringem Tiefgang über die Barre hinweg in den Pasigstrom einlaufen können, große Dampfer aber zwei bis drei Seemeilen vor der Stadt in der Bai liegen müssen. Und so kommt es, wie gerade in jenen Tagen, häufig vor, daß der amerikanische Postdampfer statt der programmmäßigen zwölf Stunden sechs Tage lang ankert, weil er bei dem hohen Seegange seine Ladung nicht löschen kann. Die Amerikaner werden noch viel zu tun haben, bis sie durch Ausbaggerungen und umfangreiche Molenbauten bessere Zustände schaffen.

Wenn nicht der starke Schiffsverkehr des Hafens einige lebhafte Töne in das ziemlich farblose Gemälde brächte, wäre der Anblick von Manila wenig wirkungsvoll, da die Stadt ganz flach nur einige Fuß über dem Wasserspiegel liegt und fast gar keine hervorragenden Gebäude besitzt. Es dauerte lange, bis wir das Schiff verlassen durften; denn ärgere Schikaneure, als die amerikanischen Zollbeamten von Amts wegen sind, gibt es selbst in Rußland nicht. Meinetwegen mag die Zollpolitik so scharf wie möglich sein, aber warum es nötig ist, die Personaleffekten harmloser Touristen zu durchwühlen, in jede Schachtel Zahnpulver hineinzuleuchten und ein Verhör über jeden Hemdkragen anzustellen, das begreife ich nicht. Man nahm mir schließlich meinen Revolver und zwei kleine japanische Kostümpuppen weg. Ich habe viel Schererei und Lauferei deswegen gehabt, und ich rate jedem, der nach den Philippinen reist, weder Schießgewehr noch Puppen mitzubringen. Ebenso streng wie die Zollbeamten geht die Sanitätsbehörde vor; von unseren japanischen Passagieren wurde nicht weniger als 40 Leuten wegen schlechter Augen die Landung verboten, sie mußten mit demselben Schiffe in die Heimat zurückkehren. Sieben von den Zurückgewiesenen wollten aber durchaus nach Manila, banden sich nachts ihre Habseligkeiten auf den Nacken, sprangen mit der ganzen Tollkühnheit des Japaners über Bord und schwammen durch schwere See stundenlang an Land, wo die meisten freilich sehr bald erwischt wurden.

Es bleibt mir noch übrig, von meinem Kabinengenossen zu erzählen. Er fuhr in einer Barkasse an Land, begleitet von zwei Beamten, die mit der Zollbehörde an Bord gekommen waren und ihn zu sprechen gewünscht hatten. Sein letztes Wort war: „Unbegreifliches Mißverständnis." Wir hörten später, daß die Verhaftung des schönen Mannes mit gewissen Hochstapeleien in Kalifornien zusammenhinge. Hoffentlich sind seine Missetaten nicht allzu schwerer Art; denn es wäre schade, wenn ein so angenehmer Gesellschafter wie dieser „argentinische Chargé d'affaires" der Mitwelt für längere Zeit entzogen würde.

Sieben Hotels streiten sich in Manila um die Ehre, das gastfreundlichste, luxuriöseste Heim auf den Philippinen zu bieten, und wenn man ihren Versicherungen Glauben schenken darf, gibt es kein begehrenswerteres Los, als hier sein Wigwam aufzuschlagen und sich von den größten Kochgenies, die jemals am Herdfeuer Menüs dichteten, über die Unvollkommenheiten des Daseins hinwegtäuschen zu lassen. Im Vorgefühl von solchem hohen Glück betrat ich den Boden der Insel Luzon und ließ mich nach dem allerersten dieser Etablissements fahren; aber das Thermometer meiner Erwartungen sank schnell auf den Nullpunkt, als die jämmerliche Carromata vor einem auf Pfählen erbauten Bretterhause hielt. Der amerikanische Wirt führte mich in ein Zimmer. Ich bewunderte die gediegene Einfachheit des Mobiliars, das in einem Bett und einem Waschbecken bestand, fand auch die Ventilation vortrefflich, denn die Wände zur Rechten und zur Linken waren derartig durchlöchert, daß man den Nachbarn die Hand reichen konnte. Mit minder angenehmen Gefühlen sah ich, wie auf der Wetterseite das Wasser von der Wand rieselte und den Boden schon zur Hälfte überschwemmt hatte.

„Was ist das?" rief ich entsetzt. „Regen", lautete die korrekte Antwort. „Haben Sie kein trockenes Zimmer?" „Ich gebe Ihnen das trockenste." „Kostenpunkt?" „Wollen Sie einen Monat bleiben?" fragte der Humorist, ohne mit der Wimper zu zucken. „Danke, ich hoffe in acht Tagen hinlänglich verschimmelt zu sein." Er nannte einen unverschämten Preis. „Aber dafür wohnt man im Waldorf-Astoria in Neuyork!" „Well, Neuyork ist nicht Manila", erwiderte er ruhig und spuckte den Gummipriem in die Ueberschwemmung.

Ich blieb, denn wenn das schon Nummer 1 war, wie mochten da die andern „erstklassigen" Hotels aussehen! Ich blieb und machte Bekanntschaft mit dem Bett, aber das Vergnügen war ganz auf seiten des Bettes. Es gibt schwerlich ein gemeineres Möbel als so ein Philippinenlager mit einer dünnen, harten Bastmatte an Stelle der Matratze; wenn man ein paar Stunden darauf gelegen hat, ist man

gestreift wie ein Zebra. Ich suchte nun mit Hilfe eines ehrenwerten Mitgliedes der „aufmerksamen und höflichen Dienerschaft" dem weiteren Eindringen der Regenfluten zu steuern; aber der träge, störrische Bursche, den ich auf ein drittel Philippino, ein drittel Chinese und ein drittel allerhand taxierte, zündete sich eine frische Zigarette an und erklärte die Nutzlosigkeit aller Bemühungen. Er hatte nur zu recht. Die Fenster waren nicht zu schließen, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gab. Das Philippinenhaus kennt keine Glasfenster der europäischen Art, sondern nur seitlich verschiebbare Laden mit einem quadratischen Netzwerk dünngeschliffener, durchschimmender Austernschalen. Es ist ein schöner Gedanke, zwischen Austernschalen zu ruhen, aber leider waren die Läden vom Regen verquollen, und durch die handbreit klaffenden Spalten hielten Wind und Wetter ihren Einzug. Und wie in diesem Hotel fand ich in allen Häusern, die ich betrat, dieselbe sinnlose Bauart, dieselbe unglaubliche Verwahrlosung, denselben resigniert und faul die Achseln zuckenden Stumpfsinn der Insassen.

Die Nacht kam, der Westmonsun setzte mit verstärkter Kraft ein, rüttelte an der morschen Baracke, daß sie in allen Fugen krachte, und ergoß seine Spritzfluten über mein Lager. Seitdem lauschte ich, mit buchstäblich keinem einzigen trockenen Faden am Leibe, acht Tage lang dieser Musik, dem unaufhörlichen Rauschen des Tropenregens, dem auf grelle Blitze folgenden Donnern, dem Heulen, Prasseln und Pfeifen der entfesselten Elemente. Es war ungeheuerlich, was für Wasserfluten niedergingen. Es regnete, mit ganz geringen Unterbrechungen, Tag und Nacht. Was sag' ich, es regnete? Armseliges Wort! Es goß, es schüttete, es stürzte in Katarakten vom Himmel herab, keine fünf Meter weit vermochte das Auge das trübselige Grau zu durchdringen. Dieser Tropenregen bringt keine Erquickung, seine heißen Dämpfe spotten aller Schutzmaßregeln, dringen in Schränke und Koffer, verwandeln den Inhalt der Zigarrenkiste in eine schmierige Masse, lösen die Gelatine photographischer Films auf, lassen alle Metallteile verrosten, alles Geleimte aus dem Leim gehen, trennen die Sohlen von den Stiefeln, bringen Kleider und Wäsche zum Modern, überziehen Lederfachen mit einer Schimmelkruste und betragen sich mit einem Worte so gemein und nichtsnutzig, so hinterlistig und bübisch, daß der Mensch, seiner Ohnmacht bewußt, jeden Widerstand aufgibt und schließlich vom Ausbruch der Verzweiflung zur jedenfalls gesünderen Taktik des Galgenhumors übergeht.

Die Philippinos sind an Wetterkatastrophen gewöhnt, denn nirgends wüten Sommerregen und Sommerstürme mit solcher Heftigkeit wie auf Luzon. „Sechs Monate Staub, sechs Monate Schlamm", so kennzeichnet

ein Sprichwort der spanischen Ansiedler das Klima. Aber noch niemals, soweit Aufzeichnungen zurückreichen, waren derartige Sturzfluten niedergegangen wie zur Zeit meines Aufenthaltes in Manila; an einem Tage stellte die Wetterwarte eine Regenhöhe von 60 cm innerhalb 24 Stunden fest, die größte jemals registrierte Niederschlagsmenge. Alles war überschwemmt, man fuhr in Kähnen und Badewannen durch die Straßen, die rasenden Wogen des Pasig schwemmten Leichen und Haustrümmer in die Bai, und nachts ward die allgemeine Verwirrung durch völlige Finsternis vermehrt, da das Elektrizitätswerk unter Wasser lag. Bei dem Versuche, mit einer Carromata durch die höher gelegenen Stadtteile zu fahren, wäre es mir um ein Haar übel ergangen. Der Wagen, dem das Wasser bis über die Achse reichte, geriet an einen abschüssigen Damm, stürzte um, und ich lag, von dem vorgeschnallten Schutzleder eingeschlossen und hilflos gemacht, unter Wasser. Wäre es mir nicht geglückt, mit einer verzweifelten Anstrengung den Riemen abzureißen und aus der Umschlingung aufzutauchen, so hätte ich der Welt an einem ihrer unerfreulichsten Plätze Lebewohl sagen müssen.

Genug und übergenug des nassen Jammers! Endlich, nach acht bangen Tagen, stoppte der Regen, und beglückt und erleichtert sahen wir ein paar Fetzen Himmelsbläue durch das greuliche Grau lugen. Ich kam endlich dazu, mir Manila anzusehen und dabei, um Angenehmes mit dem Nützlichen zu verbinden, die Kleider am Leibe trocknen zu lassen. Zahlreiche Tote, 400 eingestürzte Häuser und 19 gescheiterte Schiffe waren das Ergebnis der Katastrophe.

Nein, eine angenehme Stadt ist Manila wirklich nicht, ganz abgesehen von der Feuchtigkeit. Ich sah dort ein paar kalifornische Schiffsgenossen wieder, junge, amerikanische Lehrer, die zwei Monate vorher „mit tausend Masten" und leuchtenden Augen über das große Wasser gezogen waren, um ein paar Jahre lang braune Philippinosprößlinge einzupauken. „Na, wie gefällt Ihnen Manila?" fragte ich ein bißchen boshaft. Verzweifelt resignierte Gebärden waren die Antwort. Offenbar hatten sie schon den ganzen Wortschatz von Verwünschungen erschöpft. Vielleicht bin ich nicht ganz unbefangen, weil ich in keiner anderen Stadt so viel „trouble" durchzumachen hatte wie hier. Mit „trouble" bezeichnet die knappe, summarische Umgangssprache des Amerikaners die ganze Skala von Verdruß und Scherereien aller Art, von der gelinden Aufregung an bis zur schweren Körperverletzung. Ganz so weit ist es zwar nicht mit mir gekommen, aber ich bin nicht in Verlegenheit, welchen Beinamen ich der Stadt Manila verleihen soll; in meinem Gedächtnis wird sie als die Trouble-City fortleben. Niemals auf meinen

Reisen habe ich so viel Unzuverlässigkeit, Dummheit, Faulheit und passiven Widerstand angetroffen wie bei diesem Sammelsurium von Tagalen, Moros, Chinesen, Mestizen, Spaniern und sonstigen Herrschaften in weiß, gelb und braun. Nach meinen Erfahrungen ist eine korrekte, höfliche Auskunft nur von den baumlangen amerikanischen Polizisten zu haben, und sie sind es auch, die den völlig verbiesterten, nicht einmal die Hauptstraßen kennenden Kutschern den Weg weisen. „Ist das nicht eine Stadt von Idioten und faulen Halunken?" fragte ich einen dieser braven Policemen. „Da haben Sie recht, Herr", bestätigte er mit einem Seufzer aus tiefster Seele. Das klingt wie Uebertreibung, nicht wahr? Aber bitte, besuchen Sie Manila, und dann wollen wir uns wieder sprechen.

Auf den zerfallenen Ringmauern und Wällen der Altstadt patrouillieren schlanke U.-S.-Soldaten in Khaki, in den Festungsgräben und Kanälen aber treibt stockiges, fauliges Wasser seine Blasen, von der grünen Pest überwuchert, ein Herd von Moskitos und Fiebermiasmen. Mannshohes Unkraut spreizt sich zwischen den baufälligen Palazzi, deren klaffende Sprünge und Spalten von Erdbeben und den Unbilden des Klimas erzählen. Es sind Symbole einer mehr als 300jährigen spanischen Mißwirtschaft, Symbole all der Irrtümer und Unterlassungssünden einer unbegreiflich kurzsichtigen, träge fortwurstelnden Politik. Etwas besser sieht es in den neueren Vorstädten aus. Am Kai des Pasig pulsiert es von frischem Leben, neben den großen Dampfern drängt sich ein Gewimmel von Seglern, kleinen Flußbooten und Dschunken. Hier haben die Großhändler ihre Quartiere, von hier aus wandern Reis und Zucker, Hanf, Kaffee und Tabak, die Hauptausfuhrprodukte der reichen Inseln, über die ganze Welt. Dahinter aber, im chinesischen Viertel, waltet, immer höflich, immer bescheiden, der bezopfte Kaufmann und lacht sich eins ins Fäustchen; denn sein Weizen blüht überall, seine Anspruchslosigkeit, seine Zufriedenheit mit kleinem Gewinn, sein kluges Anpassen an die Bedürfnisse des Volkes und nicht zuletzt auch seine Redlichkeit häufen Käsch auf Käsch, Taels auf Taels und verleihen ihm, der sich neben den hochmütigen weißen Herren in weiß so klein macht, das geheime stolze Bewußtsein der Sicherheit. Es gibt allein in Manila 30,000 Chinesen, auf den Philippinen insgesamt etwa 50,000, und der gesamte Kleinhandel liegt in ihren Händen.

Obwohl ihm so viel fremdes Blut aus Osten und Westen die Scholle streitig macht, drückt der eingeborene Philippino im Verein mit dem spanischen Halbblut der Stadt Manila immer noch das charakteristische Gepräge auf. Wohlwollende Beurteiler rühmen ihnen Intelligenz und Lerneifer nach, aber ich kann nicht sagen, daß ihre äußere

Erscheinung, wenigstens die der Männer, viel Angenehmes böte. Sie haben kleine Figuren wie die Japaner, zu denen sie zweifellos in einem entfernten verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen, sehen verdrossen und mißtrauisch aus und ganz so, als ob noch ihre Großväter sich in den Baumkronen von Ast zu Ast geschwungen hätten. Ihre Bewegungen sind langsam und schleppend gleich denen ihres Zugtieres, des Wasserbüffels, der in glorreichem Stumpfsinn und majestätischer Ruhe sachte, ganz sachte ein Bein vors andere setzt. Um so erfreulicher muten die Frauen und jungen Mädchen mit ihrer wilden, zigeunerhaften Schönheit an. Sie tragen das Haar aufgelöst, daß es wie ein schwarzer Mantel bis zu den Kniekehlen hinabwallt, und um die Fesseln der rassigen Füße klirren silberne Spangen. Wie bei allen Völkern, deren Frauen die Lasten auf dem Kopfe balancieren, haben die wunderbar ebenmäßigen Gestalten einen stolzen, aufrechten Gang. Die Kleidung der gewöhnlichen Frauen ist sehr einfach und besteht aus Rock und Leibchen von schreiend bunter Farbe; die feineren Tagalinnen bevorzugen Trachten à la Sevillana mit reichen Spitzen, und ihr Hauptprunkstück ist das „Pañuelo", ein um Schultern und Nacken liegendes, bauschiges, spinnfadenzartes Gewebe aus feinster Ananasseide.

Von den sechs Millionen Bewohnern der Philippinen sind nach der neuesten Schätzung etwa eine Million „Wilde", d. h. Eingeborene von primitivster Lebensweise und ohne eine Spur von Schulbildung. Man wird indessen gut tun, diese offizielle Angabe als sehr optimistisch zu betrachten; denn die allermeisten Igorrotes, Moros und Negritos sind vorläufig nicht viel anderes als Wilde, auch wenn sie ihren Namen mit Mühe und Not schreiben können. Der Islam macht große Fortschritte im Archipel, da er den religiösen Bedürfnissen der Eingeborenen besser zu entsprechen scheint als das katholische Christentum, dem die Tagalen in den Städten rein äußerlich angehören, und das sie mit einer Fülle von abergläubischen Vorstellungen durchsetzen.

Es war kein schlechter Bissen, der den Amerikanern in den Mund flog, nachdem Admiral Deweys moderne Schlachtschiffe die veralteten, tapfer in den Tod gehenden spanischen Kreuzer bei Cavite zum Schweigen gebracht hatten. Die Vereinigten Staaten „kauften" Spanien den philippinischen Archipel für 84 Millionen Mark ab; ein hübsches Stück Geld für die bedürftigen Kassen des Reiches, in dem die Sonne nicht mehr aufgehen will, aber doch eine Bagatelle für ein Land von der Größe Italiens mit 6 Millionen Menschen, eines der fruchtbarsten und reichsten Länder der Welt, voll von Schätzen, die erst zum kleinsten Teil gehoben sind. Zum dritten und endgültig entscheidenden Male hat hier

Straße in Jokohama.

Häuser am Kanal in Kioto.

Amerika den Spanier aus seinen Domänen verdrängt. Der erste Akt dieses für das Romanentum höchst schmerzlichen Dramas spielte sich ehemals in den Südstaaten ab, der zweite auf Kuba, der dritte auf den Philippinen.

Betrachtet man den Erwerb der Philippinen vom realpolitischen Standpunkt aus als ein Geschäft wie andere Geschäfte, so steht man vor der Frage: Hat Amerika mit den 84 Millionen Kaufschilling und den vielen weiteren Millionen, die zur Niederwerfung des Philippino-Aufstandes sowie zur Sicherung und Ausnutzung der Inseln hierher wanderten und denen noch viele andere folgen werden, einen unsicheren Wechsel auf die Zukunft gezogen? Die Ansichten darüber lauten sehr verschieden, aber im allgemeinen neigt das amerikanische Volk zu einer optimistischen Auffassung der Verhältnisse. Man verweist auf den hervorragenden politischen Wert des Archipels, der den Amerikanern mit einem Schlage eine große überseeische Kolonie und eine starke Stellung in Ostasien verschaffte, und auf die Produktionsfähigkeit der Inseln, die, obwohl sie noch in ihren Anfängen steckt, jetzt schon derartige Ziffern erreicht hat, daß sie die Höhe des Anlagekapitals durchaus rechtfertigt.

Freilich, leicht wird es den Amerikanern auf den Philippinen nicht gemacht; unzweifelhaft stehen sie noch ernsten, schwer zu lösenden Problemen gegenüber. Ihre erste Aufgabe war, das Land militärisch zu sichern und den unhaltbaren Zuständen, wie sie unter der spanischen Herrschaft blühten, ein für allemal ein Ende zu bereiten. Spaniens Regiment war ja nur nominell, in Wirklichkeit haben die Spanier nichts weiter als Manila und einige andere kleine Küstenplätze besessen, ins Innere trauten sie sich kaum hinein. Das ist jetzt anders geworden, und Amerika hat in den fünf Jahren seit der Besitzergreifung den ersten Punkt seines Programms beinahe vollständig durchgeführt. Die Philippinen sind nun bis in ihre entlegensten Teile mit einem so dichtmaschigen Netze von Wachtstationen überzogen, daß alle Aufstände, wie sie auch heute noch hier und dort vorkommen, schnell im Keim erstickt werden; militärische Spezialtelegraphenlinien verbinden Manila mit allen wichtigen Punkten und gewähren eine vollständige Kontrolle über den Archipel. Aber abgesehen von den lokalen Unruhen der wilden Bergstämme, die der politischen Lage verständnislos gegenüberstehen und nur ihren kriegerischen und räuberischen Instinkten folgen, scheint es überhaupt ausgeschlossen, daß die Philippinos in ihrer Gesamtheit nochmals die Hand gegen die Weißen erheben wollen. Sie sind entwaffnet, und ihre größte Intelligenz, Aguinaldo, hat notgedrungen seinen Frieden mit Amerika gemacht. Seit dem Abzuge der Spanier fehlt es

auch an materiellen Gründen zu neuen Revolten, denn mit der tyrannischen Willkür und der skrupellosen Ausbeutungssucht des früheren Regiments ist es vorbei, die wirtschaftlichen Zustände haben sich bedeutend verbessert, die Löhne der Arbeiterbevölkerung sind in den letzten Jahren fast aufs Fünffache gestiegen, und die Philippinos genießen selbstverständlich alle Rechte und Freiheiten amerikanischer Bürger. Allerdings klingt die Sprache der Tagalenpresse nicht gerade freundlich gegen die neue Herrschaft, aber ihre Gereiztheit ist nur der Rückschlag auf den anmaßenden Chauvinismus eines bedauerlich großen Teils der amerikanischen Presse, der so tut, als ob es für die Völker gar kein höheres Glück gäbe, als in den Bund der U. S. A. aufgenommen zu werden. Auch die Reform der Rechtsverhältnisse und die Neuorganisation des Schulwesens sind mit Energie durchgeführt worden. Weniger befriedigend haben sich die Handelsverhältnisse gestaltet, obwohl Einfuhr und Ausfuhr beträchtliche Steigerungen erfuhren. Im letzten Jahre der spanischen Herrschaft bezifferte sich der Import auf 20 ½, der Export auf 19 ¼ Millionen Dollar, im Jahre 1902 auf 34 ½ bezw. 31 Millionen. Aber allenthalben, sowohl in kaufmännischen Kreisen wie auch in der Presse und den Rechenschaftsberichten der Regierung, wird über Stillstand geklagt; die amerikanischen Unternehmer verhalten sich immer noch abwartend und scheinen gar keine Neigung zu spüren, Geld nach den Philippinen zu tragen. Projekte liegen genug in der Luft; man spricht von Eisenbahnbauten, neuen Dampferlinien, Bergwerken, Plantagen usw., aber der Kehrreim lautet immer: vorläufig noch warten, bis die Verhältnisse besser geworden sind und vor allen Dingen die Arbeiterfrage gelöst ist.

Diese Frage ist in der Tat der Kardinalpunkt aller Entwicklungsfragen im Archipel. Es fehlt dem Lande an Arbeitern, genau so wie es in viel kleinerem Maßstabe auf den Hawaii-Inseln der Fall ist. Sechs Millionen Eingeborene und keine Arbeiter? Das mag erstaunlich klingen, aber so ist es. Weder der Tagale noch der Igorrote, Moro, Negrito und wie sie sonst heißen mögen, leistet nennenswerte Arbeit außer jener, die er zur augenblicklichen Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse unbedingt leisten muß. Er kann sein bißchen Acker bestellen, kann Fische fangen, kleine Handarbeiten machen, in der Stadt als Kutscher oder Diener notdürftig sein Amt verrichten, aber zur Plantagen-, Minen- und Straßenbauarbeit verspürt er nicht die geringste Neigung. Die schönsten Projekte nutzen nichts, wenn es an Händen fehlt. Woher aber fremde Arbeiter nehmen? Weiße, wie Spanier, Portugiesen, Italiener, sind viel zu teuer und bewähren sich im tropischen Klima nicht, auch der Japaner ist bereits zu anspruchsvoll, und so bleiben nur die chinesischen

Kulis übrig, die wunderbar anpassungsfähigen, bedürfnislosen Kulis. Sie würden gern in Scharen kommen, wenn nicht das amerikanische Gesetz ihre Einfuhr verböte. Deshalb werden große Anstrengungen gemacht, um ein Ausnahmegesetz für die Philippinen durchzubringen; es heißt hier biegen oder brechen: entweder Zulassung von Kulis und damit prompte Inangriffnahme der öffentlichen und industriellen Arbeiten oder weiterer Stillstand und Brachliegenlassen eines überreichen Bodens.

Ehe nicht Verkehrswege geschaffen sind, kann an keine systematische Ausnutzung des Innern gedacht werden. Heute gibt es nur eine einzige kurze Eisenbahnstrecke (von Manila nach Dagupan, 190 km) auf den Philippinen, und die befindet sich obendrein in englischen Händen. Die sogenannten Landstraßen sind kümmerliche, in der Regenzeit überschwemmte Pfade, auf denen nur der Wasserbüffel mit seinem Schneckentempo vorwärts kommt. Die Handelsorte außer Manila- und Dagupan sind fast völlig vom großen Verkehr abgeschlossen, da die interinsulare Schiffahrt mit ihren primitiven Fahrzeugen Wochen und Monate braucht, um die Waren nach Manila zu schaffen. Eine Reise ins Innere gestaltet sich zur schwierigen Expedition. Von der kulturfähigen Oberfläche der Inseln ist nach zuverlässiger Schätzung erst ein Zehntel angebaut, neun Zehntel liegen ungenutzt. Wertvolle Mineralien harren der hebenden Hände, und in den riesigen Wäldern gibt es eine Fülle von edlen Hölzern wie Sandel, Kampfer, Teak und Ebenholz.

Auf Hawaii hat der amerikanische Unternehmungsgeist Außerordentliches geleistet, aus Honolulu hat er eine komfortable Stadt mit den modernsten Einrichtungen geschaffen, aber Manila schläft noch den Dornröschenschlaf; hier merkt man nichts von der Fixigkeit, womit der Amerikaner großartige Bauten aus dem Wüstensande von Arizona und Colorado stampft. In den Schaufenstern der Läden spreizt sich bedenklicher Schund, dabei herrscht eine fabelhafte Teuerung. Ich hatte Gelegenheit, mich mit einem verständigen amerikanischen Großhändler, der seit der Besitzergreifung hier arbeitet, über diese Dinge zu unterhalten. „Sie müssen bedenken," sagte er, „welche Erbschaft wir angetreten haben. Mehr als 300 Jahre spanischer Herrschaft sind nicht im Handumdrehen wieder gutzumachen. Was haben die Spanier getan? Sie haben Kirchen gebaut, Klöster begründet und einen mit fast unbegrenzten Machtmitteln ausgestatteten Klerus nach Belieben schalten und sich bereichern lassen. Was haben sie für die Volksbildung getan, was für Handel und Verkehr, was für die Hebung der gesundheitlichen Zustände? Nichts! Ihre kurzsichtige Handelspolitik schloß

die Philippinen von aller Welt ab. So übernahmen wir vor fünf Jahren die Inseln mit einem Menschenmaterial, das erst langsam erzogen werden muß, mit Einrichtungen, die gut genug waren, um schleunigst über Bord geworfen zu werden. Seit jener Zeit hat sich ein großer Umwandlungsprozeß vollzogen. Damals wohnten 4000 Spanier in Manila und ein paar hundert Amerikaner, heute sind es 4000 Amerikaner und nur 2000 Spanier. Kommen Sie in abermals fünf Jahren wieder, und Sie werden eine amerikanische Stadt finden. Sie werden alles finden, was Sie heute vermissen."

Das war einer von den Optimisten, aber es gibt auch Zweifler, die den Erwerb der Philippinen eine verfehlte Spekulation nennen und dafür sind, daß Amerika den Archipel entweder so schnell wie möglich wieder verkauft oder ihn selbständig macht. Sie weisen darauf hin, daß der weiße Ansiedler auf diesem klimatisch höchst ungünstigen Boden niemals für die Dauer festen Fuß fassen kann; schwere Rheumatismen, Fieber, Nervenerschöpfung und Krankheiten der Verdauungsorgane bedrohen den Kolonisten, er wird sich deshalb stets nur vorübergehend dort aufhalten können. Dazu käme die ganz verzweifelte wirtschaftliche Lage, die immer wieder und wieder ungeheure Geldopfer verlangt, ohne daß in absehbarer Zeit an Prosperität zu denken wäre.

Ein Abstecher nach China.

Mit einem Vergnügen ohnegleichen kam ich an Bord des Dampfers, der mich von dem verwünschten Manila fort nach Hongkong führen sollte. Leicht war es mir nicht geworden, die ersehnten Planken zu erreichen; tagelang hatte ich warten müssen, bis es der kleinen Dampffähre möglich wurde, sich durch die rasenden Strudel des Pasig und den hohen Seegang der Bai nach dem Schiffe hin zu wagen. Und auch das Schiff mußte tagelang warten, bis die See sich so weit beruhigte, daß die Ladung aufgenommen werden konnte. Aber nun stand ich endlich auf dem Sonnendeck des Dampfers und empfing aus den Händen der Zollbeamten die Sachen zurück, die sie mir bei meiner Ankunft konfisziert hatten. Das Wetter war abscheulich, der Regen setzte wieder mit aller Kraft ein, und als der Anker gelichtet wurde und die Maschine zu stampfen begann, sah ich noch einmal zu der in greulichstem Grau liegenden Stadt hinüber und dachte: es war mir ja ganz interessant, dich kennen zu lernen, Manila, aber ich spüre nicht die geringste Sehnsucht, diese Bekanntschaft zu erneuern.

Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß ich zur Ueberfahrt nach Hongkong einen der größten amerikanischen Postdampfer benutzen konnte, ein Schiff von 12,000 Tons, und nicht auf die kleinen 3000-Tons-Dampfer der gewöhnlichen Ueberfahrtsroute angewiesen war. Diese sind nämlich sehr flach gebaut, um in den Pasig einlaufen zu können, und gehören deshalb zu den gefürchtetsten Schlingerkasten der Chinasee. Aus den programmäßigen zwei Tagen der Ueberfahrt werden in der schlechten Jahreszeit oft fünf Tage, und wie ich hörte, nehmen sie nur ganz geringe Speisevorräte mit, da es selten vorkommt, daß einer der Passagiere fähig ist zu essen. Unser stattliches Schiff machte sich aus der groben See und den schweren Böen so wenig, daß schon am Morgen des zweiten Tages

die Inseln im Mündungsbecken des Perlflusses auftauchten. An einer langen Kette seltsam geformter, nur mit graugrünem Gestrüpp bewachsener Eilande vorbei erreichten wir in einigen Stunden die Hongkong-Insel. Eine Flußlandschaft von phantastischer Trübseligkeit, alles grau in grau: grau das windgepeitschte Wasser, grau der Himmel, grau die Berge, grau die jämmerlichen chinesischen Fischerdörfchen an den Ufern, grau und schwarz die alten Dschunken, die mit ihren unverhältnismäßig hohen Aufbauten wie Schaukelpferde über die Wellen voltigieren, so daß man meinen sollte, sie müßten sich jeden Augenblick überschlagen.

Das Bild verliert sein starres, melancholisches Gepräge bei der Annäherung an Hongkong. Der Fluß belebt sich mit einer Anzahl großer und kleiner Boote, in denen Männer, Frauen und Kinder alle Hände voll zu tun haben, um bei den stoßweise einsetzenden Böen nicht die Herrschaft über das oft winzige Fahrzeug zu verlieren. An den Ufern tauchen moderne, fabrikartige Gebäude auf, oben auf den steil ansteigenden Bergkämmen werden Befestigungswerke und Signalstationen sichtbar. Plötzlich, nach einer scharfen Wendung, liegt das große Hafenbecken vor uns, ein lärmerfüllter, mit Schiffen aller Art angefüllter Hafen, und am Fuße des hochragenden, fast stets in verdrießliche Nebelschleier gehüllten Pik liegt langgestreckt eine ebenso finster und verdrießlich dreinschauende Stadt. Es ist Hongkong.

Hongkong gehört zu den glänzendsten Kumestaten der englischen Kolonisation. Vor noch nicht 60 Jahren sah es hier gerade so öde aus wie auf irgend einer der Nachbarinseln; heute ist es ein Welthandelsplatz, ein stolzes Dokument abendländischer Tatkraft und Intelligenz. Freilich, man muß gerechterweise zugestehen, daß alle die guten europäischen Eigenschaften allein nicht hingereicht hätten, ein Hongkong zu schaffen, wenn es nicht Chinesenhände gäbe, diese fleißigen, geschickten Hände, die nur des lenkenden Geistes bedürfen, um aus dem Chaos Wunderwerke zu gestalten. Aber dieser Geist war doch Europäergeist, und jeder Europäer, auch der Nichtbrite, hat deshalb dank dem Solidaritätsgefühl der Rasse beim Betreten von Hongkong das erhebende Bewußtsein: hier sitzt Europa, hier hat die Ueberlegenheit der Weißen sich ein gewaltiges Bollwerk begründet.

Erfreulicherweise wird hier, wie fast überall in den englischen Kolonien, der Reisende durch keine Zollinspektion belästigt; ich konnte mich deshalb sofort, halb von sanfter Gewalt geleitet, in mein Hotel begeben. Es liegt ganz nahe am Strande, wie überhaupt alles in Hongkong ganz nahe am Strande liegt, da zwischen ihm und dem steil anklimmenden Pik nur ein schmaler Raum bleibt, so daß die Stadt genötigt

ist, sich bandförmig in der Länge zu entwickeln. Das Hotel gehört zu jenen Riesenkarawanserein, wie sie für den Osten charakteristisch sind: ein hoher, reizloser Steinbau, ganz von einer Verschalung mit loggienartigen Oeffnungen umgeben, die in der trockenen Zeit die Hitze und in der nassen Zeit den Regen abhält. Wie sehr der Regen hier wütet, zeigt ein Blick auf die Häuser; überall sieht man Verwitterung, überall wuchern graue und grünliche Flechten. Das Hotel gilt als das beste an der chinesischen Küste; ich fand es höchst mittelmäßig. Von dem Mangel jeglicher Gemütlichkeit will ich schweigen, denn derartige hochverstiegene Erwartungen darf man in englischen Kolonien nicht hegen, aber ich mußte innerhalb weniger Tage dreimal das Zimmer wechseln, um eine einigermaßen menschenwürdige Unterkunft zu finden. Und das bei außerordentlich hohen Preisen. Mangel an Licht und Luft, Moskitos, nächtlicher Lärm der chinesischen Diener in Korridoren und Höfen — und das alles, nachdem ich mich nach den bösen Tagen in Manila so sehr nach ein wenig Ruhe und Behaglichkeit gesehnt hatte.

Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, wenn ich Hongkong nicht gerade durch rosagefärbte Brillengläser betrachtete, aber auch bei einer besseren Fügung der Verhältnisse hätte ich schwerlich Lust gespürt, mich mehr als ein paar Tage in der Stadt aufzuhalten. Erfreulich war mir in Hongkong nur das eine, daß die deutschen Kaufleute dort eine so wichtige Rolle spielen. Eine nüchterne Handels- und Hafenstadt, weiter nichts, und, abgesehen von dem eigenartigen landschaftlichen Rahmen, ziemlich reizlos. Ein paar moderne Straßen mit Hotels und großen Geschäftsläden, in denen alles zu haben ist vom Hemdknopf an bis zur teuersten Cloisonnévase; dann die Chinesenstadt, aber auch nach modernem Zuschnitt und ohne echt chinesisches Gepräge. Auf den Pik zu steigen, lohnte sich nicht, denn er verhüllte beharrlich sein Haupt. Da ich also nicht gewillt war, die fragwürdigen Reize des ungastlichen Gasthauses und dieser ungemütlichen Stadt länger zu genießen, machte ich mich alsbald nach Kanton auf.

Noch ehe man Kanton sieht, riecht man die Stadt. Es ist dasselbe unbeschreibliche Odeur de Chine, das aus den Zwischendeckluken der Transpacificdampfer dringt und mit den Düften der Veilchenfelder von Parma weder verwandt noch verschwägert ist; jenes Odeur de Chine, das über dem ganzen Himmlischen Reich der Mitte schwebt, ein warnendes Memento: Völker Europas, haltet euch die Nase zu! Aber abgesehen von dieser kleinen Unannehmlichkeit, ist die Fahrt von Hongkong nach Kanton durch das ungeheure Mündungsdelta des Kantonstromes und die Annäherung an die Riesenstadt ein wundervolles Schauspiel. Der

komfortable englische Dampfer legt die Reise in neun Stunden zurück; erst geht es über eine unübersehbar breite, stark bewegte Fläche des lehmfarbigen Stromes, dann durch einen der engeren Nebenarme zwischen grünen, bizarr geformten Bergen hindurch und an Festungswerken vorbei, deren ehrwürdige Bronzekanonen wohl niemand wehe tun werden. Ich war der einzige Passagier erster Klasse auf dem Schiffe, das Zwischendeck dagegen wimmelte von Hunderten von Chinesen. Den Chinesen ist der Zutritt zur ersten Klasse oder in die sonstigen Schiffsräume aufs strengste verboten; wollte es jemand dennoch sich erlauben, so müßte er gewärtig sein, sofort ein paar Unzen Blei in den Leib zu bekommen. Das hat seinen guten Grund, denn nicht umsonst war dieses Gewässer noch vor ganz kurzem der Lieblingstummelplatz der chinesischen Flußpiraten. Zu oft schon haben sie sich in der Verkappung friedlicher Zwischendecker aufs Schiff geschlichen, um dann plötzlich über die kleine Besatzung herzufallen und zu morden und rauben. Deshalb steht auch im Salon eine Anzahl geladener Gewehre für den Notfall. Auch das Schiff, auf dem ich fuhr, war in früheren Jahren schon das Ziel von Angriffen gewesen, aber neuerdings ist dank der verschärften Ueberwachung und barbarischer Strafen das Piratenwesen stark zurückgegangen.

Je näher wir der Stadt kommen, desto mehr belebt sich der Fluß; zahllose, vom Alter geschwärzte Dschunken mit hohem Ueberbau und gezackten Segeln fahren stromauf und stromab, kleine Sampans, von Mann und Weib gerudert, schießen dazwischen hin und her, und schließlich wird die Masse der Fahrzeuge so groß, daß der Kapitän alle Mühe hat, den Dampfer ohne Kollision hindurch zu bugsieren. Im grellen Sonnenbrande eines schönen, endlich einmal regenfreien Tages beginnt am linken Ufer sich ein schwärzliches Häusermeer auszubreiten, ein wahres Dschungel von schmutzigen Holz- und Steinbaracken, hier und dort von einem hohen Speicher oder einem Pagodenturm überragt, alles häßlich im einzelnen, großartig und packend in seiner Massenhaftigkeit. Aber noch habe ich keine Zeit, das Stadtbild näher zu betrachten, mich fesselt ein anderes Bild: das Leben auf dem Wasser. Auf eine Meile Länge liegt Boot an Boot in dutzendfacher Reihe, große Hausboote wie schwimmende Mietskasernen, kleine Einfamilienboote, und auf den Booten wimmelt und wuselt es von Männern, Weibern und Kindern, die aufeinander losschreien, gestikulieren, lachen und zetern. Eine Viertelmillion Menschen soll hier allein auf dem Wasser ihr kärgliches Brot finden. Das Boot ist ihre Wohnung; auf diesen oft so winzigen Fahrzeugen, die nicht einmal einen Kajütenverschlag haben, sondern nur eine kleine Reifenüberdachung, spielt sich ihr ganzes Leben von der Geburt bis zum Tode ab.

Aus einem japaniſchen Garten mit Lilien und Kranichen.

Der Dampfer legt am Kai an. Auch dort wimmelt es von Menschen; sie stehen Kopf an Kopf, sie stoßen und drängen sich, sie scheinen Luft und Leben einander streitig zu machen. Kaum ist die Landungsbrücke gefallen, kommen einige gut gekleidete Chinesen an Bord, um mir, dem einzigen weißen Passagier, Führerdienste anzubieten. Einer überreicht mir seine Visitenkarte; sie lautet auf den Namen Chum-Che und macht mich mit der interessanten Tatsache bekannt, daß ihr Besitzer der dritte Sohn des alten Herrn Chum-Che ist. Er zeigt mir auch ein Büchelchen, in das er sich von seinen Opfern Empfehlungen einschreiben läßt, und deutet ahnungslos auf eine deutsche Zensur des Wortlauts: „Chum-Che weiß gar nichts, ist aber ein guter Kerl." Daraufhin engagiere ich ihn und nenne die Bedingungen: 5 Dollar (10 Mark) für seine Führerdienste nebst 2 Tragstühlen und 6 Kulis. Chum-Che schlägt noch 60 Cent für Tschau-tschau (Essen) der Kulis heraus, dann besteigen wir die Tragstühle, und die Kulis setzen sich mit triumphierendem Gebrüll in Bewegung.

Kanton ist ein Labyrinth häßlicher, übelriechender Gassen, die so eng sind, daß man in den meisten die Häuser rechts und links mit ausgebreiteten Armen zugleich berühren kann. Häufig sind die Gassen mit Glasdächern oder Zeltleinwand überdacht. Das Pflaster ist gut und besteht aus glatten Granitplatten. Es gibt weder Wagen noch Pferde, sie würden durch die engen Straßen gar nicht hindurchkommen; alle Lasten werden durch Manneskraft befördert. Hier drängt und quetscht sich eine unglaubliche Menschenmenge, fast durchgängig Männer, nur wenig Frauen, aber es geht sehr ruhig und anständig zu, viel ruhiger und anständiger als in mancher auf ihre Bildung pochenden Großstadt Europas. Der schlappe, schlürfende Chinesengang verursacht auf dem glatten Pflaster ein eigentümliches Geräusch. Lärm machen nur die Tragkulis, wenn sie sich ihren Weg durch die Menge bahnen; die meinigen tun dies in sehr unsanfter Weise, indem sie jeden, der ihre Rufe überhört und nicht sofort ausweicht, einfach an die Wand drücken, und ich bin erstaunt, daß die Leute sich das ruhig gefallen lassen und uns vergnügt anlächeln, als ob das ganz in der Ordnung wäre. Ueberhaupt finde ich überall nur die größte Höflichkeit und Freundlichkeit und kann mich nicht über die geringste Belästigung oder auch nur einen feindseligen Blick beklagen. In den Häusern reiht sich Laden an Laden, Handwerker und Kaufleute arbeiten in voller Oeffentlichkeit. Sie sind, gleich dem größten Teil des Straßenpublikums, sehr wenig oder bis auf einen Schurz gar nicht bekleidet. Neben den dürren, bronzefarbenen Leibern des gewöhnlichen Volkes spreizen sich die weißen, feisten Körper behäbiger Kaufleute, die fleißig den Fächer spielen lassen und mit dem

unbegrenzten Wohlwollen korpulenter Menschen in die Welt blicken. Dicke Menschen sind immer gemütlich. Von Zeit zu Zeit taucht ein knabenhafter, halbverhungerter Polizist in polizeiwidrig schlapper Haltung auf oder ein Soldat mit vorsintflutlicher Donnerbüchse; sie sehen wie Falstaff-Rekruten aus und flößen mir wenig Vertrauen ein. Sooft wir Halt machen, umringt mich ein Rudel der ungewaschenen kleinen Rangen und streckt mit dem kläglichen Rufe „Tschau-tschau" die Hände aus; ich gebe, soviel ich habe, aber ich müßte einen Sack voll Kupfergeld mitführen, um alle Wünsche befriedigen zu können.

Ich besuchte verschiedene Handwerksbetriebe, die mich interessierten, und sprach zuerst bei einem Spezialisten der sogenannten Federwerkarbeit vor. Sie besteht darin, daß die blauen Federchen des Königsfischervogels in ihre feinsten Fäserchen zerlegt werden, dann werden die Fäserchen mit nadelscharfen Pinzetten ergriffen und eines neben dem andern auf metallene Schmucksachen aufgeklebt, so daß sie schließlich eine Art von blauer, schillernder Email bilden. Das ist eine jener chinesischen Arbeiten, deren unsägliche Mühseligkeit in gar keinem Verhältnis zu dem zweifelhaften ästhetischen Wert und der geringen Bezahlung steht; ein Federwerkarbeiter ist nach wenigen Jahren halbblind. Mein zweiter Besuch galt einem Künstler, der mit spitzem Pinsel auf Reispapier Szenen aus dem chinesischen Leben malt und seine originellen Erzeugnisse um ein billiges verkauft. Ich sah eine ganze Reihe weiterer Kunsthandwerksbetriebe, aber selten fand ich wahrhaft gediegene und vollendete Stücke; das meiste trug den Stempel der Mittelmäßigkeit und konnte keinen Vergleich mit den geschmackvollen Arbeiten der Japaner aushalten. Ich will jedoch damit kein abfälliges Urteil über das chinesische Kunsthandwerk fällen, denn auch in Kanton paßt man sich einfach den Ansprüchen der Durchschnittstouristen mit ihrem Drange nach Billigem und Schlechtem an. Auffällig ist das massenhafte Hervortreten minderwertiger europäischer Fabrikwaren; in manchen Straßen war Laden an Laden allein damit gefüllt.

Chum-Che lenkte unseren Zug zu einigen Haupttempeln, wie dem „Tempel der 500 Genien", dem „Tempel der Schrecken", dem alten Buddhatempel vom Jahre 250 usw. Seine Erläuterungen waren klassisch; wollte ich z. B. das Alter eines Bauwerkes wissen, so sagte er: „O, sehr alt! Sehr, sehr alt!" und seufzte so tief, als ob ihm der Gedanke an irdische Vergänglichkeit schweren Kummer bereitete. Wenn ich auf eine merkwürdige Priestergestalt deutete und fragte, was für ein Mann das wäre, so lautete die Antwort: „Dem müssen Sie 10 Cent geben." Immer, sooft uns jemand in den Weg trat, sagte Chum-Che: „Dem müssen Sie

10 Cent geben." Mir ward es eng um die Brust unter all den Greueln und Abgeschmacktheiten der Tempel, den abscheulichen Fratzen, Masken und karikierten Gebilden, den wüsten Ausgeburten einer orgiastisch überhitzten Phantasie, die, um den Göttern gefällig zu sein, vor keiner Häßlichkeit und Widerwärtigkeit zurückschreckt. Derartige Chinoiserien sind gut genug, um kleine Kinder ins Bett zu jagen und sich wie ein Alp auf die Brust unruhiger Schläfer zu legen. Aber hat es denn unsere ältere christliche Kunst besser getrieben? Hat sie nicht in Höllengreueln und Blutrünstigkeiten geschwelgt? Welch ein Gegensatz zur göttlich-heiteren Kunst der griechischen und römischen „Heiden"! Es fällt noch etwas anderes in diesen weitläufigen Tempelbauten peinlich auf: Verwahrlosung und Mangel an Andacht. Ueberall liegt Staub und Schmutz, und die Haltung der Bonzen und Diener drückt sehr wenig Respekt vor ihrer Umgebung aus.

Nach der Besichtigung des vierten Tempels hatte ich genug und bat Chum-Che, dieses Thema fallen zu lassen und mich zu Stätten schöneren Menschentums zu führen, worauf er mit grausamer Ironie den Weg zum Richtplatz einschlug. Es ist ein sackgassenartiger Platz mitten in der Stadt und sieht an den Tagen, an denen keine Hinrichtung stattfindet, sehr harmlos aus, da alsdann die in der Nähe wohnenden Töpfer ihre Tonwaren auf ihm trocknen lassen. In einem Winkel standen ein paar eiserne Kreuze von unheimlicher Bestimmung: sie dienen zur Vollstreckung jener Todesstrafe, die Ling Chi heißt (Zerstückelung in 1000 Stücke). Während des Boxeraufstandes wurde das Ling Chi zu wiederholten Malen vollzogen. Dieser kleine Platz sah mehr Blut fließen als das blutigste Schlachtfeld der Erde; seit etwa 2000 Jahren rollen jährlich gegen 200 Köpfe in den Sand. So behauptete Chum-Che, aber ich hege glücklicherweise die Ueberzeugung, daß er stark aufgeschnitten hat.

Mit gemischten Empfindungen drängte ich zum Weitergehen; Chum-Che hatte sich jedoch offenbar darauf versteift, mir das Gruseln beizubringen, denn er führte mich noch zum Gefängnis und ließ mich einen Blick auf Hunderte von kettenbeladenen armen Sündern werfen. Auf einer Brücke ferner sah ich Leute stehen, die zur Prangerstrafe verurteilt waren und deren Hals in großen, dicken Brettern steckte, so daß sie sich nicht hinlegen und sich nicht einmal die Fliegen von dem kahlen Schädel scheuchen konnten. Sollte ich denn nichts als Greuel und Jammer zu sehen bekommen? Ach, mir ward bei unserem stundenlangen Hin und Her bald klar, daß es in dieser Stadt und in diesem Lande nichts Schönes gäbe. Kein Sonnenschein in den unsinnig engen, halbüberdeckten Gassen, kein frischer Lufthauch, keine Blumen, keine Bäume, kein rosiges Mädchen-

gesicht, kein harmonisches Kunstwerk, kein Aufjauchzen der Freude, nichts, nichts von alledem, was das Leben lebenswert macht. Nur ein Gewimmel von 2—3 Millionen Menschen, deren erdrückende Mehrzahl in größter Armut lebt und sich mühselig, schwitzend, keuchend das bißchen Reis verdient. China ist kein Land, um arkadische Träume zu spinnen.

Die Mittagstunde war gekommen. Chum-Che begann meinem Frühstückskorbe zärtliche Blicke zu spenden, und die Kulis streckten die Hände aus, um ihr Geld für „Tschau-tschau" zu empfangen. Ich habe zwar häufig schon besser gefrühstückt, aber niemals in einer so eigenartigen Szenerie: im höchsten Stockwerk der „fünfstöckigen Pagode", einem uralten Holzbau außerhalb der Stadtmauer auf einem Hügel. Zu meinen Füßen sah ich die ungeheure Stadt, dahinter, in blauer Ferne verschwimmend, den Kantonfluß mit seiner Schiffswelt. Nach einer kurzen Siesta nahmen die Kulis wieder die Tragstühle auf. Es ist außerordentlich, was diese auf den ersten Blick schwächlich erscheinenden Leute leisten; sie sind unermüdlich. Wieder ging es in das mystische Dunkel der Gassen, bald hinauf, bald hinab, über gewölbte Brücken und auf stille, durch Mauern abgeschlossene Plätze, bis ich, durch den rhythmischen „Gesang" der Kulis förmlich hypnotisiert, dem Kauderwelsch-Kommentare Chum-Ches nicht die geringste Aufmerksamkeit mehr schenkte. Mir ist bloß noch das Examengebäude in Erinnerung, ein Komplex von 12,000 Isolierzellen, in welche die Kandidaten eingesperrt werden, bis sie ihre ganz überflüssige Arbeit vollendet haben. Ich möchte ein paar Tausend gewisser lieber Zeitgenossen darin eingesperrt sehen. Ferner ließ mir Chum-Che keine Ruhe, bis ich mir in einem Kaufmannshause eine moderne Kaffee-Röstmaschine angesehen hatte, wohl in der Meinung, daß wir rückständigen Europäer von dergleichen keine Ahnung besäßen. Der Besitzer der Kaffee-Röstmaschine tat auch wirklich so, als ob ich eigens zu diesem Zwecke nach China gereist wäre, und wollte mir alle Einzelheiten des Röstprozesses zeigen, aber ich schützte plötzliches Unwohlsein vor und konzentrierte mich mit vielen Verbeugungen schleunigst rückwärts.

Froh atmete ich auf, als wir wieder am Fluß anlangten und der Dunstkreis Kantons hinter mir lag. Mein letzter Besuch galt dem kleinen europäischen Settlement auf einer Insel im Fluß. So klein es auch ist, gehört es doch zu den wichtigsten Handelsplätzen Chinas; den Löwenanteil am Handel besitzen die zwölf deutschen Firmen mit einem Jahresumsatz von 60 Millionen Mark, das sind 75 v. H. des gesamten Exports von Kanton. Ueberall in Ostasien blüht der deutsche Handel; in Schanghai gibt es 68 deutsche Firmen mit 120 Millionen Mark

Umsatz (gleich 22 v. H. des Gesamtumsatzes), in Tientsin 29, in Hongkong 9 deutsche Firmen, ferner große Geschäfte in Hankau, Amoy, Peking und Kiautschou. Die Transaktionen der Deutsch-Asiatischen Bank sind von ganz bedeutendem Umfange, und 30 Küsten- und 8 Flußdampfer führen die deutsche Flagge. Diese Ziffern geben einen kleinen Begriff von der Stärke unserer Interessen in China.

Vieles ging mir durch den Kopf, als ich abends mit dem Dampfer nach Hongkong zurückkehrte und zum letzten Male meinen Blick über das Häusermeer und das wimmelnde Volk der Vielzuvielen schweifen ließ. Welche Wege der Entwicklung werden diese ungeheuren Massen einschlagen? Welches Instrument im Völkerkonzert werden sie dereinst spielen? Ja, alles das und manches andere möchten wir wohl noch erleben.

* * *

Von Hongkong fuhr ich mit einem deutschen Reichspostdampfer nach Singapore. Das Wetter war gut, die Gesellschaft angenehm; mindere Freude aber machte mir die Entdeckung, daß das Schiff von oben bis unten von Kakerlaken wimmelte. Nichts widert mich so an wie diese Käfer, die ihren Ursprung einer jener unverständlichen Launen der schöpfenden Urkraft verdanken. Daß dergleichen Ungeziefer sich auf den Schiffen einnistet, ist leider unvermeidlich, aber mit einiger Energie läßt sich seine Ausdehnung in gewissen Schranken halten. An solchem festen Willen wie überhaupt an gründlicher Reinlichkeit schien es auf dem Schiffe durchaus zu fehlen; ich füge aber gleich hinzu, daß es sich hier um einen Ausnahmefall handelte, denn ich fand sonst auf unseren Reichspostdampfern stets stramme Ordnung und große Sauberkeit. Leider begnügten sich die Kakerlaken nicht damit, mir den Aufenthalt in der Kabine unerträglich zu machen, sondern sie bewiesen noch dadurch eine ganz unerwünschte Anhänglichkeit, daß sie meine Koffer mit ihrer Brut erfüllten; infolgedessen schlüpften noch wochenlang nachher immer wieder neue Exemplare dieser lieben Tierchen daraus hervor, obwohl ich die Koffer ausgeklopft und ausgeschwefelt hatte. Um bei der Gelegenheit zu erzählen, was alles sich in die Koffer einschleicht, erwähne ich noch, daß später bei der Ankunft auf Ceylon eine niedliche Eidechse daraus hervorschlängelte, die auf Java oder in Singapore hineingeraten sein muß. Zum Schutz gegen unliebsame Gäste und gegen die vernichtenden Einflüsse der Feuchtigkeit empfiehlt sich für die Tropen die Mitnahme fest schließender Koffer aus Stahlblech.

Bevor ich mich Singapore zuwende, möchte ich als Intermezzo noch einige Glossen einschalten, zu denen mich gewisse in Gesellschaft ostasiatischer Kolonisten angestellte Beobachtungen reizen.

Es wäre sehr hübsch von der modernen Romanliteratur, wenn sie uns statt der ewig interessanten Geschichte, auf welchen Vorder- und Hintertreppen Hans zu seiner Grete gelangt, zur Abwechslung einmal ein neues „Soll und Haben" bescherte, einen deutschen Kaufmannsroman, in dem die Pulse unseres weltüberspannenden Handels und Verkehrs, unserer Pionierarbeiten und großen Würfe schlügen. Dieser Roman müßte uns in einen der exotischen Mittelpunkte des Weltgetriebes führen, nach Hongkong oder Schanghai, nach Jokohama oder Singapore, in den weiten Geschäftskreis eines deutschen Großhändlers, eines von jenen Industriekapitänen, die Kaufmann, Fabrikant, Bankier und Reeder zugleich sind; er müßte ein lebendiges Bild des Lebens „draußen" mit seinen buntscheckig internationalen Gesellschaftstypen, seinen packenden Kontrasten, kühnen Unternehmungen und dunklen Machenschaften entrollen. Und da ein Roman nichts ohne die Jugend und ihre Frühlingsstürme ist, würden Gustav Freytags Gestalten des Musterknaben Anton und des chevaleresk-leichtsinnigen Herrn von Fink darin ihre ebenbürtigen Seitenstücke aus der Sphäre des „jungen Mannes" finden, der von 9—4 Uhr in schneeweißer Hemdsärmeligkeit, mit einem Kragen wie ein Gipsverband, hinterm Pulte thront, sich dann vom Rickschamann nach den Tennisgründen fahren läßt, um später — je nachdem, ob er ein Anton oder ein Fink ist — zu Hause über den Büchern zu sitzen oder sein Tagewerk an der Bar mit dem Ausfüllen einiger „Chits" zu beschließen.

Damit wäre ich glücklich auf den Chit gekommen und zum eigentlichen Anfang meiner Geschichte. Weiß der Leser, was ein Chit ist? Er braucht über seine Unerfahrenheit nicht zu erröten; ich kenne Glückliche, die noch nicht einmal wissen, was es mit den Primawechseln auf sich hat. Der Chit ist ein Stückchen Papier, ein kleines Formular; man füllt es mit irgend einer Bestellung und dem Preise aus und gibt es als Gutschein an Stelle baren Geldes. Famose Einrichtung, denkt der frisch angekommene „junge Mann", wenn ihm der Bartender einen Chit hinschiebt. Und da es keine größeren Schwierigkeiten bereitet, den Chit auf eine Flasche Champagner auszufüllen als auf ein Glas Bier, und der Tag der Rache, an dem die Nennwerte der kleinen Zettel einkassiert werden, noch in weiter Ferne liegt, so trinkt er auch gelegentlich Champagner, schon bloß um für keinen Einfaltspinsel zu gelten, der noch nicht einmal den Unterschied zwischen Sekt und Insekt kennt. Aber nicht nur im Klub und Hotel, auch in den meisten Kaufläden der ostasiatischen Handelszentren blüht das Chitsystem. Es ist ein Pumpsystem großen Umfangs, ein förmliches Aufdrängen von Kredit. Die Vorteile des Kreditgewährers liegen auf

der Hand: die leichtlebige Welt vertut doppelt und dreifach so viel, wenn die lästige Förmlichkeit des Zahlens hinausgeschoben wird.

Viel, viel mehr als im Inlande braucht der junge Kaufmann draußen Charakterfestigkeit und ernstes Wollen, um nicht auf die schiefe Ebene zu geraten. Zu mannigfachen Verlockungen, deren Reiz noch erhöht wird durch die unvermeidliche Eintönigkeit und Begrenztheit des Kolonistenlebens, den Mangel an verfeinerten Genüssen, gesellen sich die Fallstricke einer verhängnisvollen Großmannssucht. Gar seltsame Düfte steigen aus der Welt des Orients auf, schweren Haschischwolken gleich betören sie die Sinne. Mitten im Gewimmel der Gelben und Braunen regiert das kleine Häuflein der Weißen wie ungekrönte Könige, und sie beugen sich, die Vielzuvielen, wenn auch mit heimlich geballter Faust, nicht bloß vor den kaufmännischen Konquistadoren, auch vor ihren Helfern. Der „junge Mann", der zu Hause einer aus dem Haufen war wie hunderttausend andere, sieht sich hier plötzlich zum großen Herrn befördert. Der chinesische Kuli reißt sich für 20 Pfennig Tagelohn sozusagen ein Bein aus, wenn es der große Herr verlangt; die japanische Musmi wirft sich vor ihm buchstäblich auf alle Viere; der indische Diener im roten Turban bittet mit Blicken und Gebärden um Entschuldigung, daß er neben dem Sahib zu atmen wagt. Alles das macht den nicht hinlänglich charakterfesten Europäer nach und nach höchst anspruchsvoll, überhitzt sein Machtbewußtsein und führt ihn zu den Vorstufen jener Exaltiertheit, deren äußersten Grad wir etwas unzart „Tropenkoller" nennen. Selbst bei den sonst so nüchternen und einfachen Holländern auf Java nahm ich später wiederholt wahr, daß weiße Herrschaften sich von eingeborenen Dienern nicht anders als in Kniebeuge bedienen ließen.

Den noch nicht vom exotischen Größenwahnsinn befallenen Reisenden berührt dergleichen ungemein peinlich; ist es doch schon peinlich genug, Menschen die Dienste von Droschkenpferden verrichten zu sehen. Es hält nicht schwer, dem süßen Machtkitzel in Ländern zu frönen, wo es so viel Arme und Dienende, ein so verzwicktes System der Unterwürfigkeiten gibt. Wer zu Hause im Omnibus fuhr, hält sich hier seinen Rickschamann, womöglich mit Vor- und Nachläufer, und tut so, als ob er keine hundert Schritt mehr zu Fuß gehen könnte; wer zu Hause ruhig und verbindlich sprach, der gewöhnt sich einen herrischen Ton an und scheut vor keinem noch so drastischen, aus unseres Herrgotts großem Tierreich herangezogenen Vergleich zurück, um ihn auf die Landeskinder anzuwenden. Er wünscht an allen Ecken und Enden bedient zu werden, und wenn er nur den Arm auszustrecken

braucht, um die Streichholzschachtel zu fassen, so tut er das grundsätzlich nicht, sondern ruft den Boy. Am faulsten sind die Engländer; sie machen sich selbst darüber lustig, zu welcher Meisterschaft sie es in der Kunst gebracht haben, sich bedienen zu lassen. Der Deutsche besitzt im allgemeinen kein ganz so robustes Gewissen wie sein glücklicher Vetter und findet sich nicht so leicht wie dieser in das von keiner Sentimentalität angekränkelte Uebermenschentum.

Alles das und vieles andere wird das vorläufig noch ungeschriebene neue „Soll und Haben" berühren; es wird eine Psychologie des deutschen Ueberseers liefern, der zwar selten solch ein Musterknabe ist wie Freytags Anton, dafür aber tüchtig seinen Mann steht und mit seiner kaufmännischen Ueberlegenheit den Engländern unangenehm einheizt. Um der Wahrheit willen und zum abschreckenden Beispiel wird der Roman auch jene entarteten Landsleute zeichnen, die nach sechsmonatigem Aufenthalte draußen absolut kein Deutsch mehr verstehen. Jeder Weltfahrer hat ja das Mißvergnügen, wahre Prachtexemplare dieser traurigen Spezies anzutreffen, Menschen, die vielleicht sonst ganz tüchtig und ehrenwert sind, aber keine Spur von nationalem Taktgefühl, geschweige nationalem Stolz, besitzen. Einer meiner landsmännischen Reisegenossen, der lange Jahre in den Kolonien gelebt hat, gefiel sich trotz deutlicher Zurechtweisungen immer wieder darin, über Deutschland und deutsche Angelegenheiten und Sitten in einer ebenso hämischen wie albernen und verständnislosen Weise herzuziehen. Und dieser Mann hatte lange Zeit hindurch im Nebenberuf ein hohes reichsdeutsches Amt bekleidet! Genug davon — und da es wahrscheinlich doch noch ein Weilchen dauern wird, bis uns ein Romandichter den neuen deutschen Kaufmannsroman schreibt, kehre ich nach der kleinen Abschweifung zur leibhaftigen Gegenwart zurück.

Singapore! Ja, leibhaftig und intim genug ist dieser Dunstkreis; man sieht, hört, riecht und fühlt ihn zugleich. Ganz wie in Fausts Walpurgisnacht: „Das drängt und stößt, das rutscht und klappert; das zischt und quirlt, das zieht und plappert; das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt, ein wahres Hexenelement", nur daß die schönen, jungen Hexen leider fehlen und durch alte Baubos und Hexeriche ersetzt werden. Kalkutta soll noch heißer sein, diese Versicherung hört man hier immer als süßen Trost; vielleicht ist Kalkutta auch noch unangenehmer, ich weiß es nicht. Ich weiß nur so viel, daß der Gedanke, in Singapore begraben zu werden, etwas Beunruhigendes für mich hätte, denn das Gelichter von Gelben, Braunen und Schokoladenfarbigen in den Straßen gleicht einem ungeheuren Rudel ausgehungerter und pietätloser Hyänen.

Bei der Puppenküche.

Jung-Japan: Soldatenspielende Knaben.

Aber auch lebendig möchte ich in Singapore gerade nur so lange sein, um meine Koffer zur Weiterfahrt packen zu können. Der Regen, der heiß dampfende Regen hat die Straßen in kotige Pfützen verwandelt, der gelbe Morast spritzt unter dem Tripptrapp der Rickschamänner nach rechts und links. Vor den niedrigen, schmutzigen Hütten unter dem vorspringenden Dach hocken Malaien, Bengalen, Siamesen und rösten über qualmendem Feuer allerlei unappetitliche Dinge. Im Stadtviertel hinter meinem Hotel sitzen, in grelle Gewänder gehüllt, Vertreterinnen sämtlicher ost- und südasiatischen Völker reihenweise, hundertweise auf den Hausterrassen und verwirren den ahnungslos hineingeratenen Fremdling mit gellenden Zurufen, über deren Inhalt ich nur auf Vermutungen angewiesen bin.

Man erwarte keine Zerstreuungen von Singapore; sogar das Vergnügen des Photographierens ist bei Zuchthausstrafe verboten, damit nicht ruchbar wird, wie die Engländer diesen Knotenpunkt des Weltverkehrs befestigt haben. Und doch wurde mir ein hochinteressanter und fast ästhetischer Genuß zuteil, nämlich eine malaiisch-bengalische Theatervorstellung. „Siti Johana, das reizende Weib", eine Haupt- und Staatsaktion in 13 Akten und 12 Zwischenspielen — da hat man doch ordentlich etwas für sein Geld. Europäische Dramendichter müssen mit ihren Einfällen sparsamer wirtschaften und hätten aus dem Stoff, den der unbekannte Verfasser der „Siti Johana" verschwenderisch durch die Finger gleiten ließ, leicht ein Dutzend abendfüllender Stücke gemacht. Eine aufregende Begebenheit löste die andere, ein grauenhafter Mord den andern ab; bis zum fünften Akt (nur so lange hielten es meine Nerven aus) zählte ich 14 Tote, darunter 3 von wilden Tieren zerrissene und 2 mit Pfählen zerstampfte, und ganz wie in unseren Opern älteren Stils sangen die Sterbenden immer noch eine Arie, ehe sie den letzten Atemzug taten. Sie sangen mit abscheulich näselnder Stimme, aber die großen Samtaugen der Malaiendamen in den Logen strahlten vor Vergnügen, während die Mäulchen an Zuckerstengeln herumschmatzten, und die chinesischen Kaufleute räkelten sich mit grunzenden Tönen des Wohlbehagens in den Parkettsesseln: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!" — —

Nach kurzem Aufenthalt in Singapore bestieg ich einen Dampfer der Königlich-Holländischen Paketfahrtgesellschaft, um mich nach Java bringen zu lassen. Die Fahrt dauert zwei Tage und führt hart an der flachen Ostküste Sumatras vorbei, zwischen den dort vorgelagerten Inseln hindurch, über eine meistenteils sehr ruhige See. Der Dampfer war nur von mäßiger Größe, aber vortrefflich eingerichtet, mit luftigen, sehr

sauberen Kabinen und einer Verpflegung, deren gute holländische Traditionen vorteilhaft gegen die Ruchlosigkeit der englischen Kolonialküche abstachen. Sehr angenehm berührte mich auch das verbindliche Wesen der holländischen Beamten dieser Gesellschaft, die fast allesamt Deutsch verstehen. Es war mir interessant, mich auf dem Schiffe gleich mit einigen Eigentümlichkeiten des niederländisch-indischen Lebens bekannt machen zu können, z. B. mit der abweichenden Einrichtung der Betten. Der holländische Kolonist gebraucht keine Schlafdecke, sondern ein walzenförmiges Kissen, ungefähr einer stark verlängerten „Schlummerrolle" gleichend; dieses Kissen nimmt er beim Schlafen zwischen die Arme und drückt es an den Leib. Das kommt einem zuerst ungemein komisch und ein bißchen unsinnig vor, aber bald merkt man, daß dieser von den Malaien übernommene Brauch für die Tropen ausgezeichnet ist; denn das Schlafkissen schützt den Unterleib vor Erkältung, ohne die übrigen Körperteile zu belästigen und die Ausdünstung der Poren zu erschweren.

So erwachte ich, mein Schlafkissen zärtlich in den Armen, am Morgen des zweiten Tages bei herrlichstem Wetter auf der Reede von Batavia, vor den Pforten zum Tropenparadiese Java.

Java, das Paradies der Tropen.

„Wenn die Sonn' den Mund auftut, schmeckt der Schlaf noch so gut", heißt es in Eichendorffs „Taugenichts", aber die Tropen wollen dem schönen Laster der Langschläferei kein Daseinsrecht zugestehen; ihr Tag ist ohnehin schon kurz genug und schrumpft nach Abzug der Stunden, in denen die Hitze jede Bewegung hemmt, noch mehr zusammen. Sobald die ersten Sonnenstrahlen das Laubdickicht des Waringinbaumes vor meiner Tür vergolden, fängt Naidu, der javanische Diener, mit den Kaffeetassen zu klappern an, das heißt so viel wie: Stehen Sie gefälligst auf! Bedürfnisloser als Diogenes, hat er in der offenen Veranda auf einer kleinen Bastmatte geschlafen; ich glaube, er würde sich in einem Bette gar nicht wohl fühlen. Naidu bringt mir den ersten Morgentrank landesüblicher Art: eine viertel Tasse kalten, überaus starken Kaffees, auf den er heiße Milch gießt.

Wie köstlich ist die frische Morgenluft! Mit dem würzigen Erdgeruch, dem schweren, süßen Duft der Orchideen weht sie mir die Orchestertöne der befiederten Welt in die Veranda, das drollige Schwatzen der Papageien, das Krächzen boshafter Kakadus, das Zwitschern und Zirpen unzähliger kleiner Vögel und Insekten. Aber auch allerhand Leute, die fast noch früher aufstehen als die Vögel, sind längst munter geworden. Ein chinesischer Barbier bietet seine Dienste an, schon von weitem macht er tiefe Verbeugungen und scheint es selbst nicht fassen zu können, daß er die Dreistigkeit hatte, geboren zu werden. Dann kommt sein Landsmann, der Schneider, und will mir durchaus bis zum Abend einen Waschanzug für 10 Mark liefern; auf meinen Einwand, daß es die Konkurrenz in Singapore um 50 Pfennig billiger macht, erklärt er seine dortigen Kollegen für schmachbeladene Stümper. Kaum hat Naidu den Schneider abgewimmelt, so taucht ein

malaiischer Papageno mit seiner munteren Ware auf; alles billig, sehr billig! Aber ich bin einmal mit einem Papagei gereist und tue es nie wieder. Um mich weiteren Angeboten zu entziehen, greife ich nach Hut und Stock und spaziere am Kanal entlang, der großen Badeanstalt der Eingeborenen, deren äußerste Reinlichkeit manchen Europäer beschämen könnte; zweimal täglich steigen sie ins Wasser, und trotz der Oeffentlichkeit des Verfahrens herrscht dabei ein besserer Ton als in manchem europäischen Luxusbade.

Um die neunte Stunde füllt sich der Speisesaal des Hotels mit Gästen und Pensionären. Die Kaufleute haben zumeist schon ein tüchtiges Stück Arbeit hinter sich und bereiten den Fleischschüsseln und Eierspeisen mit gutem holländischem Appetit eine vernichtende Niederlage. Während sie schnell wieder in ihre Bureaus eilen — denn hier wird stramm gearbeitet, Batavia ist kein Capua — wollen wir uns einem „Dos-à-dos" anvertrauen, einem leichten, flinken Ponywägelchen, um bis zum Einsetzen der größten Tageshitze ein wenig in Batavia herumzukutschieren. Es ist eine ungemein weitläufig angelegte Stadt, eigentlich ein Konglomerat von Städten und Dörfern völlig verschiedenen Charakters auf einem Flächenraum von 15 km Länge und 8 km Breite. Wer zur See ankommt und in den wenig lebhaften Hafen einläuft, sieht zunächst nur einige Docks und Speicher und hat noch 10 km weit mit der Eisenbahn durch ungesundes Küstendschungel zu fahren, bis er sich in der Altstadt befindet. Diese, das Batavia im engeren Sinne, ladet nicht zum Bleiben ein; sie ist ganz dem Handel gewidmet, beherbergt in unansehnlichen, altmodischen Häusern die Kontore der europäischen Firmen und in noch viel unerfreulicheren Baracken die der chinesischen Kaufleute. Der Kolonist hält sich hier nur während der Geschäftsstunden auf, dann fährt er am Kanal entlang, an der endlosen Reihe schmutziger, menschenwimmelnder Handwerker- und Krämerbuden vorbei landeinwärts nach jenem Stadtteile, in dem sich alles häusliche und gesellige Leben, alle Behaglichkeit und aller Luxus konzentrieren: Weltevreden (Wohlzufrieden). Ja, den Namen verdient die Europäerstadt von Batavia in der Tat, denn wer hier im Kranze blühender Gärten eines der blendend weißen Schmuckkästchen von Villen sein eigen nennt, der hat im Würfelspiel des Lebens ein paar gute Pasch geworfen und darf zufrieden sein.

Es gibt keinen angenehmeren Ort im fernen Osten; Singapore, Hongkong und Schanghai sind freilich weltstädtischer, aber bei weitem nicht so schön wie das stille Weltevreden. Mit seinen breiten, sehr sauber gehaltenen Kanalstraßen und Alleen, seinen Rasenplätzen und Hotels im Pavillonstil ähnelt Weltevreden einem großen, parkartig angelegten Kurort.

Religiöse Prozession in Kobe.

Häuser mit Vorbauten am Fluß in Kioto.

Und man findet hier etwas, das den anderen Küstenplätzen mit ihrem vorwiegend englischen Charakter völlig abgeht: Gemütlichkeit und Komfort im öffentlichen Leben. Es wäre unrecht zu sagen, daß unseren britischen Vettern diese Begriffe fremd wären, aber alles Gemütliche beschränkt sich bei ihnen auf die Häuslichkeit; im öffentlichen Leben, auf das der Fremde allein angewiesen ist, geht es trostlos ungemütlich zu. Anders bei den holländischen Kolonisten. Hier gibt es ein behagliches Verweilen bei Speise und Trank, hier gibt es Biergärten mit Biermusik, Kaffeehäuser, Konditoreien und andere nützliche Institute, und fast überall findet der deutsche Reisende eine deutsche Ansprache und freundwillige Gastlichkeit.

Wie überall in den ostasiatischen Küstenplätzen der fesselndste Reiz in den jähen Gegensätzen zwischen abendländischer Kultur und bodenständiger Urwüchsigkeit liegt, so auch hier. Wir brauchen nur in eine der Nebengassen einzubiegen oder ein paar Minuten mit der Dampfstraßenbahn zu fahren, und wir sehen uns in ein javanisches Kampong versetzt, in ein Labyrinth von Hütten aus leichtem Bambusgeflecht zwischen der üppig wuchernden Fülle tropischer Vegetation. Eine Viertelstunde weiter, und wir stehen in einem Chinesenviertel mit der echtesten chinesischen Verwahrlosung. Chinesen sieht man niemals im Kanale baden, für diesen Sport haben sie nicht das geringste Interesse.

Die zweite Nachmittagsstunde bringt jene angenehme Unterbrechung des Tagewerkes, die man hier „Reistafel" nennt, nach einem Gericht, das so heißt und niemals auf dem Mittagstische fehlt. Wäre ich ein Professor der Gastrosophie, so würde ich die gelehrte Literatur mit einem dicken Buch über die Reistafel bereichern, denn der Stoff verdient eine erschöpfende Behandlung. Hier nur in Kürze so viel, daß die Reistafel eine Art Curry ist, aber selbst den sogenannten „großen Curry" Indiens mit seinen 32 gemischten Teilen weit hinter sich zurückläßt. Es ist sicherlich das komplizierteste Gericht der Welt, mit einer Generalidee und einer Spezialidee. Die Grundlage bildet Reis, dazu kommen verschiedene Saucen, Gemüse, Eier, Fische, Geflügel, eine ganze Reihe von gebratenen und gekochten Fleischsorten, Gurkensalat, zahllose Gewürze usw. usw. (Das ist die Generalidee.) Wenn der Gast die Reistafel verlangt — die meisten Holländer essen sie Tag für Tag — tritt ungefähr ein Dutzend Diener an, und jeder präsentiert einige Bestandteile des Gerichts; der Gast trifft daraus eine Zusammenstellung nach seinem Gusto (das ist die Spezialidee), zerkleinert und mischt alles auf einem mächtig gehäuften Teller und löffelt schließlich die ganze Geschichte mit dem großen Löffel aus. Es lohnt sich schon, nach Batavia zu reisen, bloß um einen Holländer seine Reistafel essen zu sehen, aber es gehören starke Nerven dazu.

Den Turban um den Kopf geschlungen, huschen die Diener auf nackten Sohlen geräuschlos hin und her. Sie zeigen Aufmerksamkeit und guten Willen; freilich muß man ein wenig Geduld mit ihnen haben, denn vom Hören des Auftrages bis zur richtigen Ausführung ist bei der Schwierigkeit der Verständigung eine weite Reise. Du verlangst Butter, der Diener bringt dir eine Flasche Pilsner; du siehst dich nach Salz um, er stürzt dienstfertig fort und kehrt mit Senfgurken zurück. Die Kolonisten sprechen mit den Javanern ein vereinfachtes Malaiisch ohne Flexionen und sonstige Schikanen.

Nach dem Essen kommen zwei müde, faule Stunden. Wer nicht ans Geschäft gebunden ist, hält Siesta; für den nicht akklimatisierten Fremden ist sie eine hygienische Notwendigkeit. Der Vieruhrtee bildet das Signal zu neuem Leben, und bald darauf, nach dem herkömmlichen zweiten Bade, eilen die Europäer ins Freie; die schattigen Alleen am Königin- und Waterloo-Platz beleben sich mit eleganten Privatgespannen und minder eleganten Mietwagen und bieten uns Gelegenheit, die fine fleur von Weltevreden zu studieren. Es gibt anmutige Damen in Hülle und Fülle, letztere nicht selten in des Wortes verwegenster Bedeutung. Auch hier fällt sofort ein großer Unterschied zwischen Batavia und den ostasiatischen Fremdenstädten auf: dort das Ueberwiegen jenes taktlosen, prahlerischen Luxus, für den die Amerikanerinnen Propaganda machen, hier vornehmes Maßhalten. Es gibt in Weltevreden großen Wohlstand, aber er richtet sich ganz nach innen, auf schöne Villen und Gärten und reichliche Dienerschaft, mit einem Wort: auf eine komfortable, auf großen Fuß gestellte Häuslichkeit; für kostspieliges Gesellschaftsleben zeigt der Niederländer wenig Neigung. Kürzlich kam mir der Erguß eines englischen Globetrotters zu Gesicht — eines von jenen, die nicht gestatten wollen, daß neben den Sitten der Hydepark-Society noch andere Sitten daseinsberechtigt sind —, worin er sich über die Damen der niederländisch-indischen Gesellschaft und ihre Neigung zum Sichgehenlassen aufhielt. Ich gönne den Engländern in den Kolonien das Vergnügen, sich bei einer Zimmertemperatur von 35 Grad in die feierlichste Kriegsbemalung zu werfen, aber die holländische Toleranz kommt mir vernünftiger und gesünder vor. Man darf sich hier getrost im leichtesten Kostüm bewegen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung schneeweißer Fleckenlosigkeit, und der Frack wird nur bei großen Anlässen aus seiner Verbannung erlöst. Die verheirateten Damen erscheinen selbst bei der „Reistafel" oft im javanischen Sarong, einem fußfreien Negligérock aus buntem Kattun; die frischen, jungen „Meisjes" tragen meist bis zum heiratsfähigen Alter taillenlose, fußfreie Kleider und lassen das aufgelöste

Haar lang herabwallen. Auffallend ist das blühende Aussehen der Kolonisten, besonders der Frauen und Mädchen; das Massengrab der Europäer, wie Batavia früher hieß, scheint jetzt ein ganz gesundes Grab zu sein.

Um 6 Uhr geht die Sonne zur Küste, und eine Viertelstunde später ist es stockdunkel, denn diesen Zonen fehlt die schöne nordische Dämmerung. Zwischen 8 und 9 Uhr wird das Abendessen eingenommen, dann legt man sich bei einer guten Java (die aber in Holland gedreht wird, weil Java aus zollpolitischen Gründen nur Rohtabak liefert) und einem Gläschen der epochemachenden holländischen Schnäpse in einen Schaukelstuhl der Gartenveranda und läßt sich von alten Kolonisten ein paar angenehm gruselige Geschichten aus dem endlosen Atjeh-Kriege oder von Tigern und Schlangen erzählen. Köstlich sind hier die Abende, ganz frei von der erschlaffenden Schwüle der ostasiatischen Küste. An den Mauerwänden huschen schlanke Eidechsen, die „Tjitjaks", hin und her oder starren mit goldglänzenden Aeuglein fasziniert ins grelle Licht der elektrischen Birne; behende kreisende Fledermäuse streifen uns fast mit ihren Flughäuten; aus dem Garten ertönt das Flöten, Krächzen und Miauen der Nachttiere. Merkwürdigerweise genießen die Holländer den Zauber der Tropennacht so gut wie gar nicht, sie gehen früh zu Bett. Schon um die zehnte Abendstunde erlöschen die Glühlichter der Villenterrassen allmählich, nur von der „Harmonie" drüben, dem Klub der vornehmen Kaufmannschaft, tönt noch das Klappern der Billardbälle und Gläserklirren durch die Nacht, und auch in dem hübschen Heim des Deutschen Turnvereins trifft man sicherlich noch ein paar wackere Männer damit beschäftigt, bei einem guten heimischen Gebräu die unwiderruflich letzten zehn Runden anzusagen.

* * *

Nur zwei Tagereisen vom Treffpunkt aller Weltbummler, von Singapore, entfernt, wahrscheinlich das schönste aller Tropenländer, sicherlich das am angenehmsten zu bereisende, und dennoch für den Tourismus fast noch unentdeckt — wie kommt das? Warum flutet der Fremdenstrom immer hartnäckig an Java vorbei? Vielleicht deshalb, weil die Holländer zu ihrem Schaden wenig oder nichts tun, um den Wanderlustigen den Mund wässrig zu machen, vielleicht auch, weil unsere sonst so reiche Reiseliteratur bei Java versagt, denn außer den wissenschaftlichen Arbeiten von Junghuhn, Häckel, Selenka und anderen gibt es meines Wissens nur ein einziges, vor 15 Jahren erschienenes Handbuch, das aber vorwiegend statistischen Inhalts und heute bereits veraltet ist. Wenn erst allgemein bekannt wäre, welche Fülle von Schönem und

Interessantem die Insel bietet, so würde sie bald die Sehnsucht aller Reisenden werden, wie sie heute schon das Mekka der Botaniker ist. Geht nach Java und habt keine Angst, unter Kopfjäger und Kannibalen zu fallen. Auf Sumatra und Borneo zwar weiß man noch den Wert eines schönen Europäerschädels zu schätzen und verleiht ihm gern einen Ehrenplatz auf dem Hausgiebel, aber der Javaner mit seiner sanfteren Gemütsart legt die Mahnung: „Schmücke dein Heim" nicht ganz so drastisch aus. Geht hin, und ihr werdet ein reich entwickeltes, friedliches Kulturland finden, mit einem Netz von Voll- und Kleinbahnen, mit trefflich gehaltenen Straßen, die auch dem Fußgänger, Radfahrer und — ach! — Automobilisten Gelegenheit zum schnellen Vorwärtskommen bieten. Abgesehen von den schwach bevölkerten Gegenden, in denen der Tiger große Verwegenheit zeigt, wie z. B. in der Regentschaft Bantam und im Süden von Preanger, wird auch der allein wandernde Tourist kaum Gefahren begegnen, wenn er sie nicht geradezu sucht. In den Eingeborenen lernt er ein Volk von schüchterner Höflichkeit kennen, mit gewaltigem Respekt vor dem Europäer; niemals wird sich, es sei denn in Fällen allgemeinen Aufruhrs, ein Javaner am Weißen vergreifen. Obwohl ich im Innern der Insel mehr als 100 km zu Fuß zurückgelegt habe, hauptsächlich in einsamer Gebirgsgegend und durch Walddickicht, mit keiner anderen Waffe als einem unschuldigen Bambusröhrchen, weiß ich von keinen aufregenden Zwischenfällen zu berichten. Fast möchte ich sagen: leider, denn es wäre doch zu hübsch, wenn ich das Rencontre mit einem Tiger, einer Pythonschlange, einem Krokodil oder einem rasenden Amokläufer in berückenden Farben ausmalen könnte, aber so muß ich gestehen, daß ich die großen Katzen nicht anders als in Käfigen, die Riesenschlangen und Kaimans bloß in gegerbtem Zustande gesehen habe und daß ich zwar mit Malaienkrisen übers Ohr gehauen wurde, aber nur in der Eigenschaft als Käufer.

Nachdem ich mich schweren Herzens von Batavia losgerissen hatte, begab ich mich zunächst nach dem Städtchen Buitenzorg am Fuße des Gebirges und besuchte den weltberühmten botanischen Garten. Der Leser wird mir dankbar sein, wenn ich ihn mit einer Abhandlung über die Flora von Java verschone, denn erstens haben das gelehrtere Reisende schon besorgt, zweitens wäre es furchtbar langweilig, und drittens würde es mir erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Aber man braucht wirklich nicht viel von Linnés schikanösem System zu wissen, um mit Entzücken im Schatten dieser großartigen Baumwelt zu wandeln. Es ist, in ästhetischer Hinsicht, der glänzendste Vorzug des Gartens von Buitenzorg, daß hier die Wissenschaft nicht verschmähte, sich mit der Kunst zu

Hochwasser im Pasig bei Manila.

Philippino-Familie beim Braten.

vereinigen, und nicht einfach die Bäume und Pflanzen familienweise in Reih und Glied hinstellte, sondern mit auserlesenem Schönheitsgefühl prachtvolle Szenerien schuf, mit Durchblicken auf gezackte Bergketten, auf Teiche, Flüsse, Brücken und Pavillons. Es gibt kaum eine Pflanzengattung der überreichen Flora von Insulinde, die hier nicht durch Prachtexemplare vertreten wäre; da sieht man Palmen aller Arten, wahre Ungeheuer von Farnkräutern, turmhohe Bambusstauden, heilige Waringinbäume, an die der Javaner nicht die Axt zu legen wagt, und Bäume, so überladen mit Schmarotzerpflanzen, daß an manchen nicht weniger als 200 verschiedene Arten wuchern. Auf den Teichen schwimmen die Riesenblätter und weißen Wunderblüten der Victoria regia. Mitten im Park, der übrigens als Versuchszüchterei auch den praktischen Bedürfnissen der Pflanzer dient, liegt der Palast des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien; von hier laufen die Fäden aus, die den weitverzweigten Beamtenapparat der holländischen Kolonien leiten. Davon später einiges mehr.

Die Weiterfahrt von Buitenzorg durchs Gebirge zaubert ein wundervolles Wandelpanorama vors Auge. Wie Riesenkulissen schieben sich rechts und links die Spitzkegel großer Vulkane vor, dazwischen liegen grüne Auen und tiefeingeschnittene Flußbetten, in deren Felsgeröll das Wasser von Kaskade zu Kaskade springt; dann kommen wieder Wälder mit undurchdringlichem Unterholz und Dörfer, von denen man nur die überhängenden Hausgiebel sieht, da sie ganz von lebendem Heckengeflecht umgürtet sind. Ein fleißiger angebautes Land wird man nicht häufig finden; jedes Fleckchen ist für den Reisbau ausgenutzt, diese mühselige Kultur, die so sinnreiche Anlagen verlangt, da die junge Pflanze beständig von strömendem Wasser bespült werden muß. Terrassenförmig ansteigend, klimmen die Reisfelder das Gebirge hinauf, soweit die Humusschicht reicht, und selbst die ganz kleinen Inselchen in den Flußbetten, oft nicht größer als ein Quadratmeter, haben sich nicht der Hacke entziehen können. Aus dem Silberton der bewässerten Felder und dem zarten Grün der keimenden Reisbüschel leuchten gleich planlos hingespritzten Farbflecken die grellbunten Sarongs der Bauern und Bäuerinnen hervor, die nach patriarchalischer Weise sippen- und dörferweise arbeiten; neben ihnen schiebt, ebenso einfältig, gutmütig und unverdrossen wie sein Herr, der Wasserbüffel seinen blauschwarzen, plumpen Rhinozerosleib vorwärts, und hier und dort versucht ein nacktes Bürschlein auf ihm seine Reitkünste, oder es hockt, wie ich es auch in Südspanien sah, ein spechtartiger Vogel auf dem Rücken, um seinen feisten Freund von ungeladenen Gästen zu befreien. Wer die sorgfältig konstruierten Reisfelderterrassen sieht, wird es kaum für möglich halten, daß der Javaner bei ihrer Anlage nur zwei

oder drei primitive Werkzeuge benutzt. Landwirtschaftliche Maschinen sind unbekannt, ihre Einführung wäre auch eine große soziale Gefahr, da es dann für Millionen Hände keine Arbeit mehr gäbe. „Mein Großvater hat es so gemacht, mein Vater hat es so gemacht, warum soll ich es anders machen?“ pflegt der stockkonservative Javaner zu sagen, wenn ihm jemand moderne Anwandlungen beibringen will.

Hoch in den Bergen liegt das Städtchen Sukabumi, auf Deutsch ungefähr: „Sehnsucht der Welt“. Das ist ein bißchen viel behauptet, aber die malaiische Sprache nimmt gern den Mund voll und gefällt sich in poetischen, oft sehr hübschen Umschreibungen; so nennt sie z. B. die Sonne „Himmelsauge“, den Schlüssel „Schloßkind“, das Eis „Steinwasser“, den Champagner „Knallwein“, die Geliebte „Herzensstern“, die Brille „Augenfenster“. In Sukabumi, wie überall im Gebirge, spürt man nichts vom tropischen Uebermaß der Hitze, das Thermometer steigt nicht höher als bei uns im Sommer, und abends kann man gut einen Ueberzieher vertragen. Bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über javanische Hotels. Sie sind fast durchgängig sehr weitläufig im sogenannten Pavillonstil angelegt, das heißt: sie bestehen aus einer Anzahl kleiner Erdgeschoßhäuschen, die sich zwischen Gärten und Spielplätzen wie ein Kranz um das Wirtschaftsgebäude mit seinen Gesellschaftsräumen schlingen. Das System befreit den Gast von all den Unannehmlichkeiten eines engen Zusammenwohnens, gewährt ihm Luft, Licht und Stille, mit einem Schritt ist er im Garten, und wenn er in seiner eigenen Veranda behaglich im Lehnstuhl liegt, kann er sich mühelos in die Rolle eines Villenbesitzers am ersten der bekannten „zwei glücklichen Tage“ hineinträumen. Man zahlt überall 8.50 M. täglich für Wohnung und Verpflegung, also etwa die Hälfte der in Ostasien oder Amerika üblichen Taxe. Trinkgelder sind wenig Sitte. Bei dem geringfügigen Fremdenverkehr Javas werden die Hotels weniger von Reisenden als hauptsächlich von ortsansässigen Pensionären bewohnt, unverheirateten Beamten und Kaufleuten; auch Familien ziehen es häufig vor, im Hotel zu wohnen, da eine eigene, standesgemäß geführte Häuslichkeit übergroße Anforderungen an die Börse stellt. In manches Absonderliche des Kolonistenlebens muß der Fremde sich mit guter Laune schicken, wie z. B. in die ewige „Reistafel“, deren Physik und Metaphysik ich schon schilderte, und in die vollständige Verständnis- und Kopflosigkeit der nur malaiisch sprechenden Dienerschaft. Es wird abends spät gegessen und fast unmittelbar darauf zu Bett gegangen; gegen den poetischen Zauber der Mondreflexe in einer gerechten Mischung von Whisky und Soda macht der Holländer das prosaische Bedenken geltend, daß die Nachtluft Malaria bringt.

Sukabumi liegt in der Preanger Regentschaft, der größten und schönsten Provinz Javas. Die Westjavaner, Sundanesen genannt, sind stattliche Leute; vielleicht könnte man an den Männern zu weibliche, weibische Gesichtszüge tadeln, aber ihre mittelgroßen, schlanken Gestalten sind kraftvoll und schön modelliert, und die Mädchen und jungen Frauen weisen allgemein, wenn sie der Unfug vorzeitiger Heirat (bisweilen schon im 13. Jahre!) nicht schnell zugrunde richtet, ein wundervolles, durch keine Schnürmittel beeinträchtigtes Ebenmaß der Formen und edle Haltung auf. Und ihr Charakter? Darüber kommt der beobachtende Reisende bald ins klare, daß er ein Volk von großen Kindern vor sich hat. Jahrtausendelang das stille, geduldige Werkzeug in der Hand von mehr oder minder despotischen Fürsten, scheint es jede Selbständigkeit des Denkens und Handelns eingebüßt zu haben. Sie sind gewohnt, daß Klügere für sie denken und Stärkere sie leiten, politische Spekulationen liegen ihrem nur aufs allernächste gerichteten Geist völlig fern, und das macht es auch erklärlich, warum 26 Millionen Javaner sich von einer Handvoll Europäer regieren lassen und die loyalsten Bürger sind, solange sie nicht von islamitischen Fanatikern oder mißvergnügten Mitgliedern der Adelskaste aufgestachelt werden. Ein Volk von Ackerbauern, gutmütig und hilfsbereit, zurückhaltend und schüchtern, einfältig, mitleidlos gegen Tiere, ohne jede Spur von Oekonomie und Handelsgeist, ein hilfloses Ausplünderungsobjekt in den Händen der gerissenen Chinesen, stillvergnügt, solange ihre bescheidenen Bedürfnisse Befriedigung finden, blind verwegen und grausam bei Krieg und Aufruhr. Die kleinen Kinder dieser großen Kinder zeigen eine außerordentliche Scheu vor dem Europäer, da die Hadjies (Mekkapilger), deren unheilvoller Einfluß sich vielfach bemerkbar macht, ihnen und den Eltern vor dem bösen Weißen systematisch bange machen. Sooft ich mich auf meiner Wanderung einer Kindergruppe näherte, nahmen sie trotz der freundlichsten Zurufe schleunigst Reißaus, und die ganz kleinen Knirpse, die nicht so schnell laufen können, hoben ein fürchterliches Heulen an.

In Bandung, der Gouvernementsstadt von Preanger, verließ ich die Eisenbahn, um mich dem ursprünglichsten aller Fortbewegungsmittel anzuvertrauen, den heute stark aus der Mode gekommenen Beinen. Unbekümmert um die Vorhaltungen einiger wohlmeinender Leute, die, allerdings mit höflich verschleierten Worten, erhebliche Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit ausdrückten und mich vor Tigern und Räubern warnten, schlug ich den Weg nach Garut ein und wanderte durch eine Landschaft von ausgeprägt vulkanischem Charakter. Die riesigen Ventile ruhen und strömen nur leise, wie im Schlummer, Schwefel- und Wasser-

dämpfe aus, aber wie wenig dem Frieden zu trauen ist, zeigen von Zeit zu Zeit furchtbare Ausbrüche, deren größter, die Krakatau-Katastrophe vor der Westküste im Jahre 1883, noch frisch in unserem Gedächtnis haftet. Heute noch, wenn die Kolonisten davon erzählen, wie der Himmel stundenlang verfinstert war und dichte Aschenmassen einem Wolkenbruch gleich über das Land niedergingen, wie dann die Flutwelle kam und 36,000 Menschen nebst allem Vieh und aller Habe auf einen Ruck fortschwemmte, zittert die Erregung über das Ungeheuerliche, das Zermalmende des Schicksals durch.

Zu Vulkanen zieht es mich mit magischer Gewalt, und gar zu gern hätte ich den hohen Herren der Reihe nach meine Aufwartung gemacht, dem Gedeh, dem Tjikorai, dem Papandajang; aber da man schließlich nicht alle Krater besteigen kann, begnügte ich mich mit dem 2600 m hohen Papandajang, der seit seinem letzten verheerenden Ausbruche von 1772 nur leise brodelt. Eine mehrstündige Wanderung durch die Einsamkeit steriler, äußerst glatter Lavafelder brachte mich nebst meinen Kulis an den Kraterrand, und ich stieg in die unheimliche Werkstätte der unterirdischen Titanen hinab, in ein Labyrinth von Schwefelsäulen, Fumaroles, zischenden und brodelnden Moddergeisern, und ließ dann, halb erstickt wieder oben angelangt, mit Entzücken meine Blicke über das wundervolle Landschaftsbild gleiten, über eine Sinfonie in Grün weithin bis zu dem in dunstiger Ferne verschwimmenden Spiegel des Indischen Ozeans.

Die Dörfer des Gebirges weichen in ihrem Aussehen wenig voneinander ab, ihr Schema ist ziemlich feststehend: ringsherum Gräben und eine undurchdringliche Hecke von Bambus, Dornen- und Schlingpflanzen, die herkömmliche malaiische Verschanzung, die hier längst keinen kriegerischen Zweck mehr hat, aber in Atjeh auf Sumatra, wo sie noch durch Fußangeln, Fallgruben und verborgene Spitzpfähle verstärkt wird, den holländischen Truppen schwere Hindernisse bereitet. Einige Tore in der Hecke führen ins Kampong hinein, eine planlose Zusammenwürfelung von Häusern nebst einem Marktplatz und einer kleinen Moschee.

Die Häuser, besser Hütten zu nennen, sind fast gänzlich aus dem malaiischen Allerweltsmaterial hergestellt, dem Bambus. Was wäre der Javaner ohne Bambus! Der kerzengerade Schaft dieses leichten, aber stahlharten, widerstandsfähigen Rohres liefert ihm Stützpfeiler und Balken, der Bast die Wände und Dächer, aus Bambus flicht und drechselt er so ziemlich alles, was im Hause not tut: zierliche Körbe und Matten, Hüte und Musikinstrumente. Die Hütten stehen auf Pfählen und haben zumeist nur einen einzigen Raum; ein hochragendes Dach mit überhängendem

Spitzgiebel verleiht diesen einfachen Bauten eine starke architektonische Wirkung. Man suche, abgesehen von Schlafbänken und Kleinigkeiten, keine Möbel in den Hütten; das Leben des einfachen Javaners spielt sich, ganz wie in Japan, in hockender Stellung auf dem Fußboden ab. Vor dem Hause steht gewöhnlich noch eine überdachte Altane, auf der die Insassen tagsüber ihre Siesta- und Plauderstündchen verbringen; nirgends fehlt in diesem wasserreichen Lande fließendes Wasser zum Baden und zum Fortspülen des Unrats. Von Haustieren sieht man außer Büffeln und Rindern hauptsächlich Ziegen; Schweine hält der Eingeborene als Mohammedaner nicht, die überläßt er den Chinesen und beehrt die Zopfträger dafür mit dem Titel des biederen Borstenviehs. Auch von Hunden und Katzen will er nichts wissen; die um die Kampongs schleichenden halbverhungerten und scheuen Köter sind versprengte Vettern des auf Java immer noch zahlreich vorkommenden wilden Hundes. Dagegen zeigen die Bauern große Vorliebe für Geflügel aller Art, auch Sing- und Ziervögel. Es gibt kein Haus, vor dessen First nicht ein paar rundgeflochtene Körbe mit Lachtauben, bunten Staren, Finken usw. herabhingen. Die kleinen Mädchen führen auf der Hand Zeisige spazieren, die mit einem langen Faden um den Hals gefesselt sind; auf einen Pfiff fliegt das Tierchen fort, soweit es die Länge des Fadens gestattet, auf ein anderes Zeichen kehrt es zur Hand zurück.

Still und eintönig, auf festgelegten Bahnen zieht das Leben dieser Bauern dahin; alles Denken und Trachten dreht sich um Saat und Ernte, um Hornvieh und Geflügel, ihre Freude ist die Freude an den Kindern, ihre Kurzweil Musik und ein gelegentliches Festmahl, zu dem ein Büffel sein Leben lassen muß, oder eine Vorstellung umherziehender Wajang-Topengs (Schauspieler mit Charaktermasken), ihre Eitelkeit ein schöner Sarong und ein geflammter Kris, ihr Ehrgeiz — ja, was mag wohl ihr Ehrgeiz sein? Ich glaube, dieser Begriff ist ihnen fremd wie so viele andere unserer Begriffe. Der Ehrgeiz stellt sich erst ein, wenn sie einen halbblütigen Sohn im Hause haben, einen Sinjo; der muß die Schule besuchen und unter aller Umständen „Beamter" werden, und sollte er auch 15 Jahre umsonst volontieren, um dann endlich als Assistent-Resident-Schreiber mit dem üppigen Monatsgehalt von 30 Gulden feste Anstellung zu finden. Das Familienleben gilt als gut und friedlich, obwohl es eheliche Liebe im abendländischen Sinne schwerlich gibt und die Begriffe von ehelicher Treue auch höchst dehnbar sein sollen. Von dem Rechte der Vielweiberei, das ihnen der Islam zugesteht, machen nur die Wohlhabenden bisweilen Gebrauch. Die Reichen und Mächtigen müssen es schon aus Repräsentationsgründen tun, ob sie wollen oder nicht;

es ist ein kostspieliges und, wie Kenner behaupten, überdies zweifelhaftes Vergnügen.

Nach unseren Vorstellungen von Recht und Freiheit erscheint das Los der javanischen Frau traurig genug, indessen wird ihr das schwerlich zu Bewußtsein kommen. Oft übermäßig früh verheiratet, nicht etwa aus Liebe, sondern auf Beschluß der Eltern, denen das javanische Kind blindlings gehorcht, wird sie weniger die Gefährtin als die Dienerin des Mannes und die Mutter seiner Kinder. Vor keiner Arbeit darf sie zurückschrecken, und es ist nichts Seltenes, auf der Landstraße den Mann frank und frei dahinschreiten zu sehen, während einige Schritte hinter ihm das Weib die schwere Bürde trägt. Beim Anblick der oft wunderhübschen Mädchen denkt man: Was für schöne Frauen müssen das werden! Aber dann kommt die unvernünftig frühe Mutterschaft, die Erniedrigung zum Lasttier, die schwere Arbeit im Reisfeldsumpf, und so ist es nicht erstaunlich, wenn ein Weib schon mit 30 Jahren welk und „arg wüscht" aussieht, wie man im Schwabenlande sagt. Wo die Weiblichkeit so tief im Kurse steht, können auch gewisse Erscheinungen der Moral nicht wundernehmen, obgleich die Javanen im allgemeinen eine Schicklichkeit und einen Takt bekunden, der manchen Europäer beschämt.

Beim Besuch einiger Dorfhütten, wobei die Unterhaltung sich allerdings auf die Gebärdensprache beschränken mußte, hatte ich Gelegenheit, den Frauen bei ihrer bedeutendsten Hausindustrie zuzusehen, dem „Battiken" oder Bemalen der Sarongs, jener großen Kattuntücher, die sowohl Männern wie auch Frauen als Rock dienen. Ich glaubte anfangs, daß diese Stoffornamente mit dem Webstuhl oder durch Druck hergestellt wären, und sah nun überrascht, daß sie aus emsigen Frauenhänden hervorgingen. Die Frau kauert vor dem aufgespannten weißen Kattun und malt ohne irgend welche Vorlagen, lediglich den im Gedächtnis bewahrten Ueberlieferungen, der künstlerischen Phantasie und einem lebhaften Farbensinne folgend, lustig darauf los. Mit einer Sicherheit, die jeden geschulten Zeichner in Erstaunen setzen würde, führt die freie Hand auf dem Kattun ein kleines Farbgefäß hin und her, aus dessen dünner Spitze die Farbe aussickert, und malt zuerst alle Partien der einen Farbe; dann wird die Malerei mit flüssigem Wachs überzogen, um die Farbe zu fixieren und den Stoff waschbar zu machen, und nach dem Trocknen kommen die Partien der zweiten Farbe an die Reihe, dann die der dritten usw. Die Ornamente sind von der größten Mannigfaltigkeit und ähneln indischen Stickereien. Oft arbeitet die Frau wochenlang an einem Sarong, und doch bekommt man prachtvolle Stücke für wenige Gulden zu kaufen.

Von Preanger reiſte ich durch die üppig fruchtbaren, aber landſchaftlich ziemlich reizloſen Ebenen Zentraljavas nach der Provinz Kadu, um die namhafteſte hiſtoriſche Stätte der Inſel zu beſuchen, die Tempelruinen von Buru-Budur, unweit vom Fuße des Vulkans Merapi. Es iſt gerade kein Vergnügen, ſich von einem ungefederten „Sado" (ſoll heißen: dos-à-dos) durch die Sommerglut endloſer Reisfelder fahren zu laſſen; wer ſich nicht feſt anklammert, riskiert, von der hin und her ſchleudernden Zweiräderkarre hinunterzufallen. Fernab vom Getriebe der großen Verkehrsſtraßen, im tiefſten Frieden grünen Ackerlandes liegt auf einem kleinen Hügel die altersgraue, pyramidenförmige Steinmaſſe des Haupttempels, eines der ehrwürdigſten Baudenkmäler der Hindureligion. Es wurde im Jahre 1835 durch den Deutſchen Hartmann entdeckt, bis dahin war es ganz unter Erde und Vulkanaſche begraben. Aus mächtigen Steinquadern erbaut und mit fünf offenen Galerien terraſſenförmig anſteigend, iſt der Tempel geradezu überſät mit einer Fülle von Skulpturen und Buddha-Bildniſſen. Jedes der mehr als 1500 Reliefs ſtellt eine Szene aus Buddhas Leben oder eine religiöſe Allegorie dar; dazwiſchen ſchlingt ſich von einem Relief zum andern ein reicher Ornamentenſchatz mit Motiven aus der Tier- und Pflanzenwelt.

Zweierlei iſt es, was den Beſchauer packt: die Großartigkeit des Tempelbaus und der erſtaunlich gewiſſenhafte Künſtlerfleiß des Skulpturenſchmuckes. Man bewundert den Reichtum von Phantaſie, der in dieſer Ueberfülle liegt und trotz der Behandlung eines höchſt einſeitigen Themas jede Wiederholung zu vermeiden ſucht. Glücklicherweiſe ſind die Reliefs zum großen Teil noch gut erhalten und laſſen die peinliche Genauigkeit der Meißelführung klar erkennen. Ueber den tieferen Sinn der Steinbilder ſind ſich die Gelehrten nicht recht einig; die Meinungen gehen weit darüber auseinander, inwiefern es ſich hier um ſymboliſche Darſtellungen der höchſt verzwickten buddhiſtiſchen Religionsphiloſophie mit ihren Welten der Wünſche, der Formen und der Wunſchloſigkeit handelt. Man neigt dazu, die Urſprungszeit des Tempels ins achte oder neunte Jahrhundert zu verlegen, aber da Java ſo gut wie gar keine Geſchichtsquellen beſitzt, weiß man nicht das geringſte Genaue darüber. Daß die Skulpturen von der Hand eines einzigen oder einer kleinen Künſtlergemeinde herrühren, erſcheint bei ihrer Maſſenhaftigkeit ausgeſchloſſen; ganze Generationen müſſen daran gearbeitet haben, und da iſt die Einheitlichkeit des Stils um ſo bewunderungswürdiger. Hoffentlich wird dieſes prachtvolle kulturgeſchichtliche Dokument noch ein paar Menſchenalter lang den Erdſtößen und Wettern Trotz bieten.

Als profaner Tempelwächter waltet ein strammer, deutscher Veteran, der im Kriege 1870—71 das Eiserne Kreuz erworben und dann noch 25 Jahre in der holländischen Armee auf Sumatra gedient und gekämpft hat. Es ist ein rauhes, entbehrungsreiches Leben, auf das der wackere Mann zurückblickt, und seinesgleichen trifft man hier so viele. Jene neumodischen Schwärmer bei uns, deren weichem Empfinden jede Mannes-zucht mit ihren unvermeidlichen Härten ein Greuel ist und die es am liebsten sähen, wenn die Unteroffizierstellen mit geprüften Kinder-gärtnerinnen besetzt würden, sollten einmal vergleichende Studien dort draußen auf den vorgeschobenen Posten der Kultur machen. Uebrigens verdient die holländische Regierung das Lob, daß sie zwar hohe An-forderungen an ihr Kolonialheer stellt, aber in musterhafter Weise für die ausgedienten Soldaten sorgt.

Da saß ich nun bei dem alten Landsmann und sprach dem Becher zu, denn als guter Deutscher hat er selbstverständlich einen guten Stoff im Hause, und vor mir ragte, von grünen Palmen umspielt, starr und altersgrau der steinerne Koloß in Sonnenglut und blasses Himmelsblau. Wo sind die Hände, die dich schufen? Wo die Priester, die von deinen Zinnen herab zum Volke sprachen? Wo die Gläubigen, die von weit und breit herströmten, um ihrem Gott zu huldigen? Wo die Gebete und Hymnen, die hier aus Millionen Herzen kamen? . . . Verweht, ver-schollen, verklungen — auch dem Gotte selbst haben sie den Abschied erteilt, von Buddha sind sie zu Mohammed übergegangen. Die Religionen wechseln, Götter werden entthront, aber das kuriose Häuflein der Menschen bleibt sich immer gleich, „sie wissen nur von Kinderwiegen, von Sorgen, Last und Not um Brot". —

Von Buru-Budur lenkte ich meine Schritte weiter nach der gleich-namigen Hauptstadt des Sultanats Djokjakarta. Es war ein seltsamer Aufzug, der mir dort begegnete: voran mit Tschingdera und Bumdera ein lärmendes Musikkorps und tanzende Hanswürste mit fratzenhaften Masken, dann unter der Eskorte eingeborener Polizisten und dem üblichen Ehrengeleite des Pöbels sechs auf Pferde gebundene, zum Hohn mit Blumen geschmückte Männer. Die unglücklichen Helden dieses Schau-spiels waren eingefangene Räuber, und sie wurden so im Triumph, zur Freude aller Guten und zur Abschreckung der Bösen, gleich Menagerie-tieren durch die Straßen geführt. Auch andere Szenen von wenig er-freulicher Art machten mir bald klar, daß der überraschend günstige Ein-druck, den der Fremde von der javanischen Kultur empfängt, einige Ab-schwächung erleidet beim Besuch der „Vorstenlanden", der beiden einzigen noch selbständigen, genauer gesagt, angeblich selbständigen Fürstentümer

Landſchaft auf Java_im Morgennebel. Im Hintergrunde der Vulkan Salak.

Djokjakarta und Surakarta. Um so mehr bietet sich in diesen nur spärlich von europäischen Ansiedlern bewohnten Ländern Gelegenheit, altjavanisches Leben in seiner Ursprünglichkeit zu beobachten.

Nebeneinander im Herzen der Insel gelegen und südlich vom Indischen Ozean bespült, umfassen die beiden Staaten größtenteils Flachland von reicher Fruchtbarkeit, das von dem vollendet schönen Kolossalkegel des Vulkans Merapi und einigen kleineren Gebirgszügen überragt wird. Djokjakarta ist in der weitläufigen Art aller javanischen Städte angelegt, mit breitlinigen, von stattlichen Tamarindenbäumen eingesäumten Straßen; aber Staub und üble Düfte erfüllen die heißflimmernde Luft, und armselig wie seine Behausungen nimmt das Volk sich aus. Mitten in der Stadt liegt hinter Mauern und Wällen eine Stadt und eine ganze Welt für sich, die Residenz des Sultans, der Kraton, und alles Tun und Treiben in Djokjakarta, vom höchsten Würdenträger an bis hinab zum letzten der lumpenumhüllten Parias, steht auf irgendeine Art in Beziehung zum Kraton.

Der Sultan ist in Wahrheit der Vater des Vaterlandes; ihm gehört alles Land, das ganze Volk speist aus seiner Krippe. Er teilt den Bauern die Aecker zu, soweit er sie nicht für eigene Rechnung bewirtschaften läßt oder an Europäer verpachtet. Aber trotz der Fruchtbarkeit des Bodens stehen die fürstlichen Finanzen nicht zum besten, da schlechte Oekonomie und schwere Krisen, besonders die Konkurrenz des ausländischen Zuckers, stark auf die Einnahmen drücken und dem armen Landesvater außerdem der große Troß von Prinzen und Adligen beständig auf der Tasche liegt. Selbst die hohe Jahresrente, die er von Holland als Entschädigung für weggenommenes Grundgebiet erhält, reicht nicht aus, um die vielen Löcher zu stopfen. Serenissimus befindet sich infolgedessen nicht selten in einer Lage, deren Peinlichkeit von unzähligen anderen, minder hochgeborenen Bewohnern dieses irdischen Jammertals lebhaft nachgefühlt werden kann. Die holländische Regierung hilft, soweit es möglich ist; aber nach den Grundsätzen einer mehr praktischen als sentimentalen Do - ut - des - Politik kostet jede neue finanzielle Transaktion dem Sultan ein neues Zugeständnis und ein neues Preisgeben alter Reservatrechte, und so kommt es, daß der holländische Resident von Djokjakarta eine vollständige Kontrolle über alle Regierungsakte des Fürsten ausübt.

Ja, der alte Glanz des Kratons und seiner Insassen ist stark verblaßt; was davon übrig blieb, nimmt sich trübselig aus wie Maskenflitter am grauen Aschermittwochsmorgen. Wohl rollen noch die Equipagen der Prinzen und Adeligen durch die Straßen, aber in bezug auf Eleganz nimmt es jeder Berliner Grunewaldlandauer mit ihnen auf, und wenn

solch ein Herr von vielen Graden über den Vorhof des Kratons schreitet, im Schatten eines ungeheuren, vergoldeten Sonnenschirms, den der Diener über sein Haupt hält, gefolgt von einem halben Dutzend Getreuer, so fällt es nicht schwer, hinter der würdevoll gleichgültigen Haltung den geheimen Kummer chronischer Geldverlegenheit zu ahnen.

Ganz ähnliche Zustände herrschen in dem größeren Nachbarstaate Surakarta, dessen gleichnamige Hauptstadt heute auch mit ihrem zweiten Namen Solo benannt wird. Hier in Solo konzentrieren sich die letzten Reste der alten Herrlichkeit vom Fürstenhause Mataram, das seit dem Mittelalter fast die ganze Insel beherrschte und dann ein Stück ums andere an die Holländische Kompagnie und ihre Nachfolger verlor; hier entfaltet die Adelskaste noch einigen trügerischen Glanz. Das fruchtbare Land ist dicht bevölkert und zählt über eine Million Einwohner, darunter nur 2700 Europäer mit Einschluß des europäischen Militärs. Wie in Djokjakarta gehört auch in Solo dem Sultan — ich kann seinen ellenlangen Namen unmöglich behalten — alles Land mit allen Einkünften; aber auch er würde kein Auskommen finden, wenn nicht die holländische Regierung ihm und den Prinzen eine namhafte Jahresrente zahlte. Der Kraton von Solo ist in seinem Umfange noch großartiger als der von Djokjakarta und steht unter strengstem Verschluß gegen jeden nicht Hineingehörenden, besonders Europäer. Eigentlich sollte nach einem alten Hausgesetz der Mataram der Kraton alle hundert Jahre abgebrochen und an anderer Stelle neu aufgebaut werden; da jedoch die geschwächten Finanzen solchen kostspieligen Späßen nicht hold sind, hat man den Brauch neuerdings stillschweigend fallen lassen.

Der ganze Luxus dieser volkreichen, aber armen Residenz besteht in schönen Alleen und Parkanlagen. In den Gäßchen der Javanerstadt mit ihrer Fülle von malerischen Winkeln waltet die echt javanische Ruhe, während in den Quartieren der Chinesen, Indier und Araber das Getriebe des Kleinhandels wogt und um jedes Fünfcentstück eine mörderische Zungenschlacht entbrennt. Außer dem Volksleben bietet Solo nichts, und die kleine europäische Kolonie, deren weiße Häuschen unter dem Schutze der Kanonen von Fort Vastenburg liegen, kann sich über einen Ueberfluß an weltlichen Zerstreuungen nicht gut beklagen. Ihre Tage rinnen mit gleichmäßiger Verteilung von Arbeit, Essen und Schlaf, hauptsächlich Schlaf, ruhig dahin, und nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, wenn zum Beispiel, wie zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes, Friedenthal kommt, entschließt sich der Holländer, von der süßen Gewohnheit des Daseins abzuweichen und eine Stunde länger aufzubleiben. Friedenthal? Nun ja, „der weltberühmte Pianist mit seinem Bechsteinflügel".

Schon in Neuyork hatte mir ein musikalischer Freund gesagt: „Irgendwo in Polynesien oder Insulinde treffen Sie sicher Albert Friedenthal.“ Und richtig, seit den Philippinen verkündeten mir überall Maueranschläge und Zeitungen als Tagessensation, daß „Friedenthal mit seinem Bechsteinflügel“ da wäre. Dieser wanderlustigste aller Pianisten schreckt selbst vor solchen Gegenden nicht zurück, wo man das Entree mit Kokosnüssen bezahlt.

Die Macht des holländischen Residenten ist groß und hat ein „Sesam, öffne dich!“ auch für die verschlossenen Tore des Kratons, aber der Fremde darf nicht zu viel davon erwarten, kein Wunder aus 1001 Nacht. Ein Labyrinth von Höfen, Gärten und Häusern, für die das Wort Palast zu hochtrabend wäre, ein Gewimmel von Menschen, deren jeder ein Amt oder ein Ämtchen bekleidet. Zehntausend Menschen, welch eine Welt! Muß es uns nicht wie ein ungeheuerlicher Anachronismus vorkommen, daß ein armes, kleines Volk zehntausend Landeskinder hergibt, um den Sultan zu bedienen? Natürlich hätte der Sultan an hundert Dienern völlig genug, wahrscheinlich würde er sich dabei auch viel behaglicher fühlen — aber die Kompliziertheit des orientalischen Bedienungssystems bringt es mit sich, daß auf jede wirkliche Dienstleistung hundert faule Herumlungerer kommen. Von dieser geheiligten Ueberlieferung kann sich der Reisende in den indischen und ostasiatischen Hotels im höheren Grade überzeugen, als ihm lieb ist. Vor lauter Dienern keine Bedienung; viel Kriecherei, aber keine Disziplin. Jeder dieser zahllosen Faulenzer, denen die merkwürdige Gleichgültigkeit der europäischen Kolonisten und ihre Großmannssucht, mit weitschichtiger Dienerschaft zu prahlen, sehr zustatten kommen, hat ein winziges „Ressort“ und stellt sich mit der größten Unverschämtheit taub und blind, wenn die verlangte Dienstleistung nicht in sein Ressort fällt. Soll diese sympathische Gesellschaft mal irgend eine kleine Verrichtung tun, die ein tüchtiger weißer Hausdiener in ein paar Sekunden schweigend erledigt, wie z. B. einen Koffer auf den Wagen heben, so läuft sie schreiend und gestikulierend zusammen, beguckt den Koffer von allen Seiten, und endlich nach einer halben Stunde — steht der Koffer noch genau auf demselben Fleck.

Im Kraton baut sich das Dienstsystem ungefähr nach folgendem Schema auf: A putzt die Stiefel; B hat aufzupassen, daß A die Stiefel putzt; C hat zu kontrollieren, ob B aufpaßt, daß A die Stiefel putzt, und D setzt feierliche Berichte darüber auf, wie C kontrolliert, ob B aufpaßt, daß A die Stiefel putzt. In Europa nennt man das den amtlichen Instanzenweg. Der Sultan lebt in gentiler Langweile still für sich hin, vom Zwange einer Hofetikette bedrückt, die den geringsten seiner Schritte

regelt und die nichtigste Handlung mit einem erstaunlichen Brimborium umgibt. Nur zwei- oder dreimal im Jahre, bei Gelegenheit der großen Hoffeste, bekommt ihn das Volk zu sehen; dann geht es hoch her im Kraton, dann lassen sich die Granden des Landes von ihrem Schneider in fabelhafte Kostüme stecken, dann tönen Tag und Nacht die Klänge des Gamelan, des nationalen Orchesters, dann entfalten die Bedajas, die fürstlichen Tänzerinnen, in steifzeremoniösem Reigen das, was ihnen die Grausamkeit der Jahre an Reizen übrig gelassen hat — denn auch auf Java muß, anscheinend einem unbeugsamen Weltgesetz zufolge, eine Koryphäe des Balletts notwendigerweise uralt sein.

Nein, im allgemeinen amüsiert man sich im Kraton von Djokjakarta und Solo noch weniger als außerhalb seiner Wälle und Gräben, und bei nüchterner Betrachtung wird es bald klar, daß das Leben dieser Fürsten eigentlich nur eine vergoldete Gefangenschaft ist. Noch immer, trotz der langen Fremdherrschaft, blickt der Javaner mit großem Respekt zur Adelskaste auf und betet den Sultan an; sein monarchisches Gefühl bildet einen Bestandteil seiner Religion. Wenn dem Herrscher von Solo eines Tages der törichte Einfall kommen sollte, zur Empörung gegen die Fremden aufzufordern, würde das Volk keinen Augenblick zögern, seinem Rufe zu folgen. Das wissen die Holländer, und sie haben deshalb in aller Stille ein wachsames Auge auf die Hofkreise und die gefährlichen „Hadjies", die Mekkapilger von hoher Abkunft. Die Vastenburg vor dem Eingange zum Kraton ist keine bloße Dekoration, und die europäische Leibwache des Sultans hat noch eine besondere, im Protokoll allerdings nicht angeführte Aufgabe. Daß aber die holländische Regierung den Mataramschen Fürsten ihre Scheinherrschaft läßt, ist klug von ihr, denn es wäre zu gefährlich, dieses ineinander greifende Getriebe von Prinzen, Adeligen und Priestern zu enteignen und die Drachenzähne unauslöschlicher Feindschaft zu säen.

* * *

Der Tag war unerträglich schwül, wie Bleiklumpen hingen die Wolken am Himmel; still und starr, von keinem Lufthauch bewegt, stand das Laub. Ich schlenderte durch die Ruinen des Wasserschlosses in Djokjakarta, eines verwunschenen Schlosses aus grauen Zeiten, wie es traumhafter kein Märchen schildert. Den Namen seines fürstlichen Erbauers hat der Wind verweht, aber ein schrullenhafter Herr muß es gewesen sein. Alles ist auf Ueberraschungen berechnet, alles darauf angelegt, den Besucher zu narren: Türme mit Schneckengängen, die plötzlich in unterirdischen Wasserbecken endigen, Treppen ohne jeden Zweck und keine Treppen, wo man sie braucht, Vexiertüren, Irrgärten, geheimnisvolle

Nischen und überall, in Form von Bädern, Teichen, Brunnen, eine verschwenderische Fülle von Wasser. Längst ist das Schloß zerfallen, durch die eingestürzten Saaldecken flutet das Himmelslicht, die einstigen Gärten haben sich in Dickichte verwandelt, allenthalben im Mauerwerk grünt und blüht es und wiegen Palmen ihre Blätterkronen, und wo einst zur großherrlichen Kurzweil seidenumrauschte Bedajas sich im Reigen drehten, glotzen nun Kröten den Eindringling an und fliehen Schlangen geschwind in die feuchten Mauerspalten. Selten stören menschliche Tritte den tiefen Frieden dieser Einsamkeit; der Eingeborene meidet den Ort, den seine Phantasie mit Unholden belebt.

Hier an einem Teiche machte ich Halt. Keine Spur von Flüssigkeit war zu sehen, denn jene winzige Alge, die sich den Namen Wasserpest gefallen lassen muß, hatte einen dicken Teppich darüber gewebt, grün wie die Patina eines alten Kupferdaches. Rings umher zerfallene Mauern und überschlanke Kokospalmen, darüber die grauen Wolkenfetzen; kein Laut in weiter Runde, jede Vogelstimme verstummt. Da auf einmal löste sich der Regen von den Wolken und fiel in vereinzelten schweren Tropfen auf die rätselhafte grüne Fläche, und wo ein Tropfen aufschlug, öffnete sich für einen Augenblick der Teppich und ließ das Wasser sehen, aber sofort schloß er sich wieder, und konzentrische Ringe kreisten zitternd um die Stelle. Ich weiß nicht, wie es kam — diese starre Ruhe der Natur, das drückende Himmelsgrau, der Wasserteppich, das leise Aufklatschen der Tropfen, die kreisenden Ringe, das Unwirkliche, Spukhafte der Umgebung, alles das löste plötzlich eine unerklärlich erschütternde Stimmung aus. Das kommt so von ungefähr, wie beim Schreiten durch einsame Heide, wenn unversehens mit erschreckendem Schwirren ein Vogel aufsteigt, oder wenn uns bei sommerlicher Wanderung durchs Kornfeld die Luft einen Hauch zuträgt, der irgend einen verschwommenen, leisen Anklang weckt an irgend etwas, man weiß nicht was, das einmal war, man weiß nicht wann — vielleicht das Aufblitzen der Erinnerung an eine vor dem gegenwärtigen Leben durchlaufene Lebensbahn. . .

Am Abend hatten drei schöne Seelen sich wiederum gefunden.

„Wohin wollen wir uns setzen?“ fragte der Doktor. „Auf der Veranda stören wir die Ruhe friedlicher Bürger; Sie wissen ja, hierzulande schläft man entweder noch oder man schläft schon, jedenfalls schläft man.“

„Dort unterm Waringinbaum“, schlug ich vor. „Oder fürchten Sie die Geister? Ich habe heute einen im Tageslicht gesehen. Der tote Sultan vom Wasserschloß läßt sich Ihnen bestens empfehlen und möchte wissen, wie Sie Wassersucht behandeln.“

„Ja, ganz geheuer ist es hier nicht, am wenigsten unterm Waringin. Aber ich denke, mit Old Scotch Whisky besänftigen wir die widerhaarigsten alten Knaster. He, Spada! Spada!"

Der braune Diener, der natürlich auch schon schlief, schreckte aus seiner fragezeichenförmigen Lage empor und nahm die Aufträge entgegen. Wir ließen uns auf die Bank nieder, dicht neben den phantastischen Luftwurzelbündeln jenes Baumes, der in den Augen der Javaner als Wohnort der Verstorbenen ein Gegenstand heiliger Scheu ist. Seine Majestät der Zufall hatte uns drei für ein paar Tage zusammengesellt. Der eine war ein deutscher Doktor, der vor zwölf Jahren in jugendlichem Leichtsinn Handgeld genommen und als holländischer Militärarzt die harte Schule von Atjeh und Borneo durchlaufen hatte, im übrigen der gute deutsche alte Student, von keinem Mißgeschick unterzuducken, ein geschäftiger Geist mit der rechten Mischung von Schalkhaftigkeit und Ernst. Der andere ein holländischer Graukopf, in dessen stahlharte Züge 30 Jahre Indien ihre Runenschrift gemeißelt hatten. Aber da war noch ein vierter, zwar kein Mensch und doch besser als mancher von ihnen: der stachelhaarige Setter des Doktors, ein treues, allzu scharfes Tier mit einer ausgeprägten Abneigung gegen nackte Javanerbeine.

Jäher als in unseren Zonen schlägt in den Tropen das Wetter um. Die Tagesschwüle war nach dem kurzen Regen verflüchtet, köstlich strich die kühle Nachtluft um die Stirn, im Westen jagten ferne, lautlose Wetter ihre gelben Lichter über den Himmel. In dem ungeheuren Laubdache über uns mischte sich leises Fauchen und Girren ins Flüstern und Raunen der Blätter; wie auf Kommando hoben die Heimchen ihr zirpendes Konzert an, um es plötzlich wieder abzubrechen, und von der Veranda her ließ der allgegenwärtige und doch nie sichtbar werdende Hausfreund, die Gecko-Eidechse, von Zeit zu Zeit seinen fünffachen Ruf ertönen.

In solchen Nachtstunden des Südens scheint die gemeine Deutlichkeit der Dinge verschleiert, das Fühlen feiner, das Ohr hellhöriger für Stimmen, die der Tageslärm nicht aufkommen läßt, und wem das Glück hold ist, vor dem lüftet wohl die Maja einen Zipfel ihres Schleiers. Wir waren in den Bannkreis dunkler Rätselfragen gekommen, wir wußten selbst nicht wie; es lag in der Luft. Der Doktor sprach von den seltsamen Handgriffen der javanischen Aerzte und Zauberer, von Beschwörungen, Amuletten, sympathetischen Mitteln, Alraunwurzeln; von Experimenten, denen die nüchterne wissenschaftliche Methode nicht recht beikommen kann. Er ging zu den Problemen der Suggestion über,

zitierte Charcot, Mendelssohn, Eulenburg — ich weiß nicht, wen alles noch. „Kennen Sie den Mangotrick der indischen Fakire? Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie aus einem Mangokern in fünf Minuten ein Baum wuchs. Das heißt natürlich, ich bildete mir ein, es zu sehen, und mit mir standen zwei Dutzend weiterer Zuschauer in demselben Banne. Wissen Sie, daß es manchen Menschen möglich ist, durch Willensübertragung bei anderen Brandwunden hervorzurufen? Das ist eine unumstößliche Tatsache, und wenn Sie von diesem Punkte ausgehen, kommen Sie schrittweise zu immer erstaunlicheren Dingen."

Ich mußte lachen. „Nanu, Doktor, Sie? Ein Spötter und Zweifler von der äußersten Linken, und nun auf einmal unter den Okkultisten?"

Der Doktor wiegte die Stirn in der Hand und sagte leise, wie im Selbstgespräch: „Man muß sich freilich mit Skepsis wappnen, um kühlen Kopf zu behalten. In diesem verdammten Indien ist die Luft mit Spuk durchsetzt, man erlebt zu viel Seltsames, sieht Gespenster im Sonnenschein. Es gibt hier mehr als anderswo rätselhafte Mächte, vor denen unsere Schulweisheit zusammenknickt. Wie erklären Sie sich zum Beispiel den Liebeszauber? Nein, bitte, verziehen Sie nicht die Mundwinkel, ich spreche im vollen Ernst. Wissen Sie, daß die Javaninnen einen unheimlichen Einfluß auf die weißen Ansiedler ausüben können? Man spricht nicht gern davon, aber wenn Sie längere Zeit im Lande lebten und Einblick hinter die Kulissen erhielten, würde ihnen das ‚Cherchez la femme' in einem ganz neuen Licht erscheinen. Habe ich recht, Kontrolleur, oder nicht?" Der Graukopf nahm einen Schluck, sog an der langen Pflanzerzigarre und sagte bedächtig: „Sie haben recht."

Der Doktor war gesprächig geworden. „Es heißt, daß die indischen Fakire Gewalt über den Menschen gewinnen, von dessen Körper sie sich irgend einen Teil verschafften, und sei es auch nur ein Haarbüschel. Es gibt hier genug braune Delilas, die ihren weißen Simsons mit den Locken allen Willen und alle Kraft nehmen. Die Javanin braucht weder besonders schön noch liebenswürdig zu sein und geistreich nun schon ganz und gar nicht: ist ein Weißer ihrem Liebeszauber verfallen, so verschreibt er sich ihr auf Leben und Tod. Er sprengt alle Fesseln der Konvention — was hier im Lande einer weitgehenden Duldsamkeit allerdings nicht viel auf sich hat — er lebt mit der Javanin, wird völlig abhängig von ihr und muß immer wieder zu ihr zurückkehren, wenn er sich in lichten Augenblicken losgerissen hat. Wir erleben es jährlich so und so oft, daß gesellschaftlich und geistig hochstehende Holländer, die dem Banne zu entrinnen glauben, indem sie zwischen sich

und das Weib Meere und Länder legen, plötzlich wieder aus der Heimat nach Java zurückkehren, weil allem Sträuben der Vernunft zum Trotz ein unwiderstehlicher Trieb sie zu dem Weibe drängt. Dieser Vorgang ist so häufig, daß die holländische Sprache dafür einen eigenen Ausdruck hat. Sie lächeln schon wieder und wollen mir gewiß eine, verzeihen Sie, platt-rationalistische Deutung vorsetzen?"

Ich machte eine abwehrende Bewegung und war im Begriff, etwas zu sagen, als Tell auffuhr und knurrend in das Luftwurzeldickicht des Baumes starrte. Wir sahen nichts als den kreisenden Flimmertanz der Leuchtkäfer, wir hörten nichts als den an- und abschwellenden Gesang der Heimchen und den Ruf des Gecko. Naddu, der Diener, schlief auf den Verandafliesen seinen gesunden Javanerschlaf, um den ihn so mancher beneiden könnte, der sich ruhelos auf weichen Daunen wälzt. Der Doktor sagte: „Es ist nichts, Tell phantasiert", und fuhr fort: „Ich will Ihnen zur Illustration des Vorherigen eine Geschichte erzählen, die den Vorzug der Kürze hat. Vor etwa fünf Jahren kam in Surabaya ein Landsmann und Kollege an, ein junger deutscher Arzt, dem man allerlei von den Fleischtöpfen der Aerzte auf Java erzählt hatte. Er war ein netter Mensch, in keiner Hinsicht ein Lumen, aber fleißig und gewissenhaft und wußte sich den Verhältnissen anzupassen, und so hatte er sich nach Jahresfrist eine hübsche Praxis im Hinterlande von Surabaya begründet. Wir waren Bezirksnachbarn und kamen öfters zusammen; ich hatte Gelegenheit, ihn genau zu beobachten, und kann behaupten, daß ich niemals einen kühleren, leidenschaftsloseren Menschen gesehen habe. Das ging zwei Jahre ausgezeichnet, bis auf einmal eine auffällige Veränderung in seinem Wesen eintrat. Er zeigte sich zerstreut, mied meine Gesellschaft, vernachlässigte die Praxis und war oft tagelang nicht zu sehen. Als ich seiner einmal habhaft wurde und ihn unter vier Augen vornahm, fand ich ihn in einem verzweifelten Gemütszustande. Er legte eine Art von Beichte ab und erzählte, eine seiner eingeborenen Patientinnen, ein junges Weib aus dem Nachbardorfe, hätte eine unerklärliche Gewalt über ihn gewonnen, so daß er, der früher nicht den geringsten Geschmack an galanten Abenteuern fand, ihr wider Willen folgen müßte, wohin sie wollte. Mir war der Fall keineswegs neu, und ich riet ihm die resoluteste Lösung an: Verkauf oder Austausch der Praxis, jedenfalls Fortzug in eine andere Gegend der Insel. Ich sagte das ohne innere Ueberzeugung, denn meine stille Diagnose lautete: Hoffnungslos! Und so war es auch. Er blieb, er nahm die Person in sein Haus, sie hatten Kinder, er verspimpelte und verbauerte und verfiel immer mehr in javanische Gewohnheiten. Denn das ist wie ein Naturgesetz: meist

Straße in Batavia-Weltevreden.

Szenerie aus Surakarta.

zieht die Eingeborene den Weißen zu sich hinab, selten hebt der Weiße sie zu sich empor. Vor ein paar Monaten kam es zur Katastrophe. Es trat ein, was ich nicht mehr für möglich gehalten hätte: Er war sich in einem lichten Augenblicke mit Scham und Verzweiflung seiner unwürdigen Lage klar geworden und traf heimlich Anstalten, nach Europa heimzukehren. Es gelang ihm, die Frau für einige Tage aus dem Hause zu entfernen, und er fuhr nach Surabaya, um dort den Dampfer nach Singapore zu besteigen. Es kam nicht dazu. Eine halbe Stunde vor Abfahrt des Dampfers wurde er am Kai erstochen, nach kurzem Wortwechsel von seinem Weibe mit einem Kris erstochen. Das Weib sprang ins Wasser. Bei der Leichenschau fand man auf ihrer Brust eine Kapsel mit Haarbüscheln, die vom Haupte des Ermordeten stammten. Das ist die kurze Geschichte — aber was hat denn der Hund?"

Der Doktor sprang auf, wir hinterher. Tell, der die ganze Zeit über unverwandt, jeden Muskel erstarrt, in das Dunkel der Luftwurzeln geblickt hatte, gab gellend Laut und stürzte ins Dickicht. Ein Zischen, ein wütendes Bellen . . . Naddu war erwacht und kam mit seiner Laterne angelaufen, ihr falbes Licht fiel auf den Setter, der mit geifernder Schnauze über einer zuckenden Schlange stand.

„Eine Python", sagte der Doktor, und unsere hageldichten Stockschläge gaben dem Reptil den Rest. Der Doktor untersuchte die Zähne. „Sie hat ihn nicht gebissen. Gott sei Dank. Gut gepackt, gerade ins Genick. Das ist seine dritte. Brav, Tell!" Und er streichelte den Kopf des Hundes, der vor Erregung zitterte und keuchte.

Eine schön gezeichnete Python, gute zwei Meter lang. „Meine Herren," sagte der Graukopf, „ich schlage vor, die Sitzung auf morgen abend zu vertagen, aber dann einen anderen Platz zu wählen. Diese Waringinbäume haben ein so unangenehmes Talent für Ueberraschungen."

* * *

Da aller Wahrscheinlichkeit nach der Zeitpunkt nicht mehr fern liegt, an dem aus der niederländisch-indischen Frage eine Weltfrage wird, lohnt es sich wohl, einige Betrachtungen über die holländischen Kolonien, ihre Verwaltung und ihre Probleme einzuschalten.

Beim Worte Niederländisch-Indien denken wir fast ausschließlich an Java und einige Küstenstriche Sumatras, und das mit Recht; denn wenn auch Java der Bodenfläche nach nur den fünfzehnten Teil der Gesamtbesitzungen ausmacht, stellt es doch mit seinen 27 Millionen Einwohnern und seinen reichen Erwerbsquellen die 7 Millionen der anderen Inseln und ihre noch geringe Produktionskraft völlig in den Schatten.

Von allen Gebieten Niederländisch-Indiens kann Java allein Anspruch auf den Namen eines friedlichen, durchaus unter holländische Kontrolle gestellten Kulturlandes erheben; auf Sumatra, Borneo, Celebes, Neuguinea und den Molukken hat der Weiße erst streckenweise festen Fuß gefaßt, und die holländische Oberherrschaft besteht in dem überwiegend größten Teil des weiten, vielfach noch gar nicht erforschten Gebietes nur dem Namen nach. Es zeugt von Meisterschaft in der Beschränkung, daß Holland die besten Kräfte seiner Kolonialmacht in Java und einem Teil von Sumatra sammelt, anstatt auf den anderen Inseln eine Geschäftigkeit zu entfalten, die durch die drohende Gefahr der Zersplitterung leicht verhängnisvoll werden könnte.

Dem holländischen Charakter entsprechend, wird der Kurs der indischen Kolonialpolitik durch reifliches, vielleicht ein wenig langsames Erwägen, vorsichtige Zurückhaltung, Widerstreben gegen gewagte Abenteuer, aber stille Hartnäckigkeit in der Verfolgung gesteckter Ziele gekennzeichnet. Das Verwaltungssystem ist streng methodisch, ja, man möchte es fast bureaukratisch nennen, wenn das Wort keinen so unangenehmen Beigeschmack hätte. Ganz im Gegensatz zur englischen Kolonialverwaltung mit ihren „weiten" Anschauungen erstrecken sich die Befugnisse des großen, etwa 5000 Beamte umfassenden Regierungsapparates von Java auf die kleinsten Einzelheiten des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens. Die Ordnung läßt sich nicht gut überbieten; alles ist geregelt, alles ist vorgesehen, für jede auftauchende Frage gibt es einen einschlägigen Paragraphen, für jede Maßregel ein Schema.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Hauptbestandteile dieser komplizierten Maschinerie. Die höchste Behörde wird durch den „Rat von Indien" repräsentiert, eine Körperschaft, die dem Generalgouverneur zur Beratung dienen soll, aber nicht viel mehr als einen dekorativen Hintergrund bedeutet, zur Beruhigung jener stark demokratisch angehauchten Holländer, die einen Gouverneur nicht gern zu mächtig werden sehen. Aber auch ohne den Rat von Indien reicht die Macht des Generalgouverneurs weit genug: er kann in den Kolonien, soweit Eingeborene in Frage kommen, Krieg erklären und Frieden schließen, er genehmigt Todesurteile und begnadigt, er setzt die Beamten ein und ernennt die Offiziere bis zum Oberstenrang. Daraus ergibt sich, welche ungewöhnlich gut unterrichtete Persönlichkeit, maßvoll und tatkräftig zugleich, dieser verantwortungsreiche Posten verlangt. Holland hat in der Tat viel Glück mit seinen Gouverneuren gehabt, Namen wie Daendels und van den Bosch stehen mit goldenen Lettern in den Annalen der Kolonialgeschichte verzeichnet. Von den verschiedenen Abteilungen der Regierung ist die

wichtigste die des Innern, der die Vorstände der javanischen Residentschaften untergeordnet sind. Die Residenten entsprechen in Rang und Befugnissen ungefähr den preußischen Oberpräsidenten. Ihre Arbeitslast ist außerordentlich. Hochgebildete Männer von liebenswürdigen Umgangsformen, sind sie für jedermann zu sprechen, sie müssen sich um alles bekümmern, die nichtigsten Bagatellen erfordern ihre Unterschrift, und zu allen großen und kleinen Arbeiten und den Pflichten der Repräsentation kommt noch in vielen Provinzen, namentlich in den Fürstenländern, das fortwährende Balancieren mit den schwer zu behandelnden javanischen Granden. Unter den Residenten stehen die Assistent-Residenten, unter diesen wiederum die Kontrolleure, in deren Ressort die Steuer-, Ackerbau- und Industrieangelegenheiten fallen. Jede Residentschaft setzt sich aus einer schwankenden Anzahl von Regentschaften mit eingeborenen Vorständen adeliger Herkunft zusammen, jede Regentschaft aus so und so viel Bezirken, an deren Spitze „Wedanas" stehen. Nicht genug damit, gibt es außerdem noch Unterbezirke mit Assistent-Wedanas und in den einzelnen Ortschaften Kommunalhäuptlinge, deren Bestätigung dem Residenten obliegt.

In dieser kurzen Darstellung fällt zweierlei auf: erstens, wie dichtmaschig das Netz des Beamtentums auf Java ist, und dann, in welcher nachdrücklichen Weise die Kolonialregierung die Eingeborenen zum Mitregieren heranzieht. Und damit kommen wir zum Kardinalpunkt der Verwaltungspolitik in Niederländisch-Indien. Worin besteht denn das Geheimnis des Erfolges auf dieser Welt? Doch hauptsächlich in der Kunst, die Menschen dort zu packen, wo sie am leichtesten zu packen sind. Die Holländer haben den Javaner von Einfluß mit sicherem Griff gepackt, nämlich bei seinem leidenschaftlichen Hange, eine Rolle im Staatswesen zu spielen. Nicht etwa, daß er von einem fieberhaften Tätigkeitstriebe beseelt wäre, Gott bewahre, so hoch versteigt sich sein Ehrgeiz nicht! Was er erstrebt, ist eine Sinekure und ein Titel. So ein Miniaturpotentat, ein Tyrann von Mottenburg mit unbeschränkten Vollmachten über ein viertel Dutzend Tintenfässer, welch verlockender Traum! Und dazu der „Pajung", der Ehrenriesensonnenschirm, dessen bunte Streifen dem Volke klar machen, was für ein großes Tier unter dem Schirme wandelt! Die Holländer haben den Sinn der Goethischen Mahnung erfaßt: „Kinder der Klugheit, habet die Narren eben zu Narren, wie sich gebührt", sie verteilen Aemter und Aemtchen und kargen nicht mit Sonnenschirmen in gelb und grün und blau und golden, und mit Titeln, deren Wohlklang über den höchst mangelhaften metallischen Klang hinwegtäuscht.

Die holländische Kolonialregierung ist eine Beamtenhierarchie und kann bei allen guten Eigenschaften doch unmöglich jene Nachteile verleugnen, die tief im System wurzeln, wie z. B. die Ueberlastung der leitenden Stellen mit kleinlicher Arbeit, schleppender Instanzengang, bureaukratische Beengtheit, Hineinmischung in alle möglichen Angelegenheiten der Kolonisten und, was besonders die nichtholländischen Unternehmer angeht, erschwerende Bestimmungen für ausländische Arbeit und Kapitalkraft. „Starke Männer", die das englische Kolonialwesen so zahlreich aufweist, finden hier keine Ellbogenfreiheit, die persönliche Initiative verkümmert in dem Paragraphendickicht, und es fehlt infolgedessen an großen Gesichtspunkten, weitausholenden Würfen. Die Ertragsfähigkeit des Landes hat mit der überschnellen Zunahme der Bevölkerung nicht gleichen Schritt gehalten; das Hauptprodukt, der Reis, reicht selbst bei guten Ernten nur knapp zur Ernährung der Javaner aus, die Ausfuhrprodukte, wie Zucker, Kaffee, Tabak, leiden unter drückender Konkurrenz. Der Industrie fehlt es an Ermutigung; der Staatsetat ist durch Verwaltung, Heer und öffentliche Arbeiten unverhältnismäßig stark belastet. Java befindet sich in einer wirtschaftlichen Krisis, die vorläufig zwar noch nichts Bedrohliches hat, aber baldige Reformen von einschneidender Wirkung verlangt. Das ist nämlich das geradezu Verblüffende, daß diese von der Natur überreich gesegnete nnd mit erstaunlichem Fleiß angebaute Insel den Niederländern nicht nur keine Ueberschüsse bringt, sondern obendrein Geld kostet. Das Budget für 1905 in Höhe von 161 Millionen Gulden (273 Millionen Mark) wies einen Fehlbetrag von 14½ Millionen Gulden auf. Java, diese Perle unter allen Kolonien, und ein Defizit — das mag Trost in Tränen für manchen anderen Staat bedeuten und den Mühlen der Kolonialgegner frisches Wasser zuführen!

Es würde hier zu weit führen, näher auf die Ursachen dieser für die Regierung und die Kolonisten unerfreulichen Tatsache einzugehen. Wer mit den europäischen Kaufleuten und Industriellen auf Java darüber spricht, bekommt etwa folgendes zu hören: „Das Verwaltungssystem ist auf einem toten Punkt angelangt. Wir brauchen schleunige Reformen zur Belebung von Handel und Industrie; es fehlt an Verständnis für große Unternehmungen; ganz veraltete und engherzige Gesetze verhindern geradezu, die noch ungehobenen reichen Naturschätze auszunutzen." Es gibt aber noch einen wichtigen Punkt, der von den holländischen Kolonisten nicht gern berührt wird, und das ist die unumstößliche Tatsache, daß das holländische Kapital allein gar nicht imstande ist, die Industrie von Niederländisch-Indien in wünschenswerter Weise zu fördern;

Aus dem botaniſchen Garten von Buitenzorg, Java.
(Auf dem Teiche Victoria regia.)

aussichtsreiche Unternehmungen bleiben einfach aus dem Grunde im Keime stecken, weil das Anlagekapital viel zu knapp bemessen wird. Das weiß die Regierung so gut, wie die Kolonisten es wissen, und dennoch scheint man sich nicht entschließen zu können, durch eine liberalere Gesetzgebung und größeres Entgegenkommen fremdem Kapital und fremder Arbeit den Weg nach Insulinde verlockend zu machen.

Außer den brennenden Fragen der Verwaltungspolitik und Volkswirtschaft gibt es auf Java noch einige Probleme von sekundärer Bedeutung, die in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den Ursachen der Krisis stehen, nämlich die Mestizen-, Volkserziehungs- und Chinesenfrage. Beginnen wir mit den Chinesen. Seltsam! Man bekommt die Herrschaften in chamois so satt, ach, so furchtbar satt, und immer wieder muß man sich im fernen Osten und in Hinterindien mit ihnen beschäftigen, denn eher ließen sich Keulenschläge ignorieren als ihre Allgegenwart. Auf Java kann man, streng genommen, nicht mehr gut von einer Chinesenfrage sprechen; es ist keine Frage mehr, sondern ein Zustand, mit dem die Javanen sich wohl oder übel abgefunden haben. Die Zahl der himmlischen Söhne wird hier auf 265,000 und in den übrigen Teilen von Niederländisch-Indien auf 225,000 geschätzt. Ihre Vermehrung ist stark, und dazu kommen noch jährlich etwa 4000 neue Einwanderer. Obwohl sie die Zahl der eingewanderten Europäer ums Zehnfache übertreffen, würden sie gegenüber den 27 Millionen Javanen nicht viel bedeuten, wenn es nach der Masse ginge. Aber das klassische Volk der Masse gibt hier merkwürdigerweise nicht quantitativ, sondern qualitativ den Ausschlag. Auf Java spielen sie keine Kuli- und Dienerrollen; dazu mag der Javaner gut sein, sie haben höheren Ehrgeiz. Vom großen Unternehmer und Domänenpächter an bis zum Kleinhändler, der seinen Kram in einer Zigarrenschachtel unterbringt, spielt der Chinese eine Herrscherrolle auf dem Markt. Seine Emporkömmlingslaufbahn hat ein feststehendes Schema: er landet ohne einen Cent, findet Unterschlupf bei dem begüterten Landsmanne, der ihm die Reisekosten vorgeschossen hat, und arbeitet diese in saurer Arbeit ab, wobei ihn der liebe Landsmann wie eine Zitrone auspreßt; dann arbeitet er weiter, bis ein kleines Sümmchen erspart ist, fängt damit irgend einen Pfennigkram an und steigt, hat er erst diesen Punkt erreicht, erstaunlich schnell von Stufe zu Stufe hoch. Ist er kapitalkräftig, so befaßt er sich mit den größten Operationen, wird Plantagenbesitzer, Bodenspekulant und Waldausschlächter. Nun sehen wir auf Java die einzigartige Erscheinung, daß der Staat alle Grundbesitzrechte innehat und das Land nur domänenweise für kürzere oder längere Zeit

verpachtet; ferner verbietet heute das Gesetz dem Chinesen, Landbesitzer zu werden. Aber das müßte ein wunderbares Gesetz sein, dem die geriebenen gelben Herren nicht ein Schnippchen zu schlagen wüßten. Sie arbeiten einfach mit vorgeschobenen Personen und finden Mittel und Wege genug, um ihr Ziel zu erreichen.

Früher schlugen die Javaner, wenn ihnen die wirtschaftliche Uebermacht der verhaßten Gelben (sie nennen sie kurzweg „Schweine") zu arg wurde, gelegentlich ein paar tausend tot; heute denken sie kaum noch daran, sich der Umschlingung zu widersetzen. Zu tief schon hat der Chinese sich ins Land hineingefressen. Die Natur gab dem langsamen, geistig eng begrenzten Javanervolke schlechte Waffen gegen den behenden Mongolen auf den Weg; der gute Chinamann hilft mit kleinen Vorschüssen aus der ewigen Geldverlegenheit, und für einen Vorschuß ist vom Javaner so ziemlich jedes Zugeständnis zu erlangen. Dabei versteht es der Chinese ausgezeichnet, sich mit den Leuten auf einen guten Fuß zu stellen; er ist sanft, höflich, kein brüsker Halsabschneider wie der Araber und auch kein Lügner und Betrüger wie dieser. Das alles wäre nicht so schlimm, wenn der Chinese das Geld, das er aus dem Lande zieht, dem Lande wieder zuführte; aber im Zurückhalten des erworbenen Reichtums, in seiner Habsucht, seinem Geiz, seiner kulturfeindlichen Bedürfnislosigkeit liegt das Parasitäre dieses Volkes. Und dennoch hat der Chinese sich auf Java geradezu unentbehrlich gemacht, zumal die europäischen Geschäftsleute möchten ihn um alles in der Welt nicht missen. Warum? Es klingt paradox, aber ungeachtet seines starren Festhaltens an alten Gewohnheiten hat der Chinese etwas Weltmännisches an sich. Er weiß sich schnell den Verhältnissen anzupassen, und seine feine Witterung und kaufmännische Gewandtheit befähigen ihn, dem europäischen Geschäftsmann höchst wertvolle Dienste zu erweisen. Was ein Malaie in seinem ganzen Leben nicht erfaßt, das lernt er in wenigen Wochen; als Angestellter ist er ein gewissenhafter Buchhalter und Kassierer, als „Compradore" (Vermittler) ein Mann von großer Umsicht; er besorgt alles und macht alles, und immer mit gleichmäßiger Ruhe. Was er auch anfängt, mag es nach westlichen Moralbegriffen gut oder verwerflich sein, das tut er gründlich und korrekt; man kann sich auf ihn verlassen.

Da der Chinese nur die Javaner aussaugt, beunruhigt die Chinesenfrage die Holländer nicht sehr. Viel näher geht ihnen ein anderes Problem, das sozusagen ihrem eigenen Anstoß entspringt: die Mestizenfrage. Diese Frage gibt es in allen alten Kolonialländern, aber Java ist besonders reich mit Halbblut „gesegnet"; auf die 27,000 ansässigen

Europäer kommen ungefähr 20,000 Mischlinge. Die Natur will nicht, daß die weiße Rasse sich in Indien, wie überhaupt fast überall in den Tropen, aus sich selbst heraus erhält; sie belegt die Ehen zwischen den in Indien geborenen Europäern mit Unfruchtbarkeit und gesteht nur der Kreuzung mit eingeborenem Blute Fortdauer zu — allerdings auch dann nur wenig zum Vorteil der weißen Rasse; denn schon bei der ersten Generation überwiegen die Rasseneigenschaften der eingeborenen Mutter, um bei der zweiten und dritten die europäischen Merkmale allmählich ganz zu verdrängen. Aus mannigfachen Gründen, die nicht näher erörtert zu werden brauchen, gehören die Liaisons zwischen unverheirateten Weißen und Javaninnen so zum Alltäglichen, in den Sitten Eingewurzelten, daß die europäische Gesellschaft sich damit abgefunden hat und sie stillschweigend duldet; sogar die Kasernen nehmen in ihrer baulichen Anlage und Einrichtung darauf Rücksicht. Die Personenbeurkundung kennt keine Mestizen, sondern nur Europäer und Inländer, und wenn der holländische Vater das halbblütige Kind anerkennt, gilt dieses als Europäer. Der überwiegend größte Teil der Mestizen nimmt keine beneidenswerte Stellung ein. Die Regierung gibt sich zwar alle Mühe, für sie zu sorgen, ja, sie muß sogar den Vorwurf hören, daß sie darin viel zu weit ginge, und dennoch stehen die Mestizen überall im Wege. Keine rechten Europäer und keine rechten Javaner, von der „Gesellschaft" nicht als voll betrachtet, werden sie hin- und hergeschoben, um endlich in einem unzulänglich besoldeten Aemtchen Unterschlupf zu finden. Fast alle subalternen Posten der Verwaltung sind mit „Sinjos" besetzt. Es gibt ja Sinjos, die es zu hohem Ansehen bringen, aber im allgemeinen sollen ihre Charaktereigenschaften weit hinter der einnehmenden äußeren Erscheinung zurückstehen; man wirft ihnen Trägheit, Anmaßung, Mangel an höherem Streben und sittlichen Idealen vor und ist sich wohl bewußt, daß die immer mehr zunehmende Zahl des Halbbluts und seine neuen Kreuzungen unaufhaltsam die Entartung befördern. In viel glücklicherer Lage als der Sinjo befindet sich das weibliche Halbblut, die „Nona", da sie dank ihrer meist außerordentlichen Schönheit bestimmt auf eine „gute Partie" rechnen darf.

Endlich das dritte Problem: die Volkserziehungsfrage, die ebenfalls ein Schmerzenskind aller Kolonien ist. Zu den stärksten Vorwürfen, die der holländischen Kolonialregierung gemacht werden, gehört der, daß sie bei der Erziehung der Eingeborenen keinen richtigen Weg zu finden wisse und einerseits aus Javanern Simili-Europäer mache, die mit ihrer halben Bildung zwischen zwei Stühlen sitzen, andererseits die so notwendige Berufsschulung vollkommen vernachlässige. Und in der Tat, es

ist überraschend zu sehen, daß es so gut wie gar keine javanischen Handwerker und Techniker gibt; alles Handwerk liegt, wie der Handel, in den Händen der Chinesen. Es wäre mit einem besseren Volksbildungssystem wohl möglich, den Javaner auch auf diesen Gebieten konkurrenzfähig zu machen. Ferner verlangt das Ackerland dringende Verbesserungen. Immer lebhafter ertönen die Klagen über die Aussaugung des Bodens, weil der javanische Dickschädel nicht von der Notwendigkeit des Düngens zu überzeugen ist und überhaupt in unvernünftiger Weise wirtschaftet. Die Ernten werden immer schlechter, dabei wächst die Einwohnerzahl in bedenklicher Weise: sie ist von etwa 4 Millionen um 1830 auf 27 Millionen um 1904 gestiegen, und der Zeitpunkt naht, wo die Insel ihre Einwohner nicht mehr wird ernähren können, wenn nicht Aufklärung und Fachbildung zum Bruch mit dem jetzigen Raubbausystem führen.

Zum Schluß drängt sich die Frage nach der politischen Zukunft von Niederländisch-Indien im allgemeinen und Java im besonderen auf. Gegen die Eingeborenen würden die Holländer sich, wenigstens auf Java, mit Sicherheit behaupten, denn dem Javaner fehlt der Sinn für politische Abenteuer, wie ihm auch der Stachel religiösen Uebereifers fehlt; ihn interessiert nur das Nächstliegende, die Sorge ums tägliche Brot, und es geht ihm unter den Holländern immer noch viel besser, als es ihm unter den despotischen Fürsten ergangen ist. Aber wird Holland gegen andere Mächte seinen Kolonialbestand sichern können? Die größte Bewunderung dessen, was die Holländer im Malaiischen Archipel geleistet haben, vermag nichts an der Tatsache zu ändern, daß sie einem embarras de richesse gegenüberstehen. Weniger wäre mehr. Die Macht der Niederlande, die militärische sowohl wie die produktive, hat gewisse Grenzen, und bei der etwaigen Notwendigkeit einer noch größeren Verteilung der Landesschutz- und Verwaltungskräfte würde die Regierung leicht in die Lage jenes Neumann geraten, von dem der Berliner Volkswitz sagt, er hätte sieben Häuser und keine Schlafstelle. Wenn schon das Budget für Java einen namhaften Fehlbetrag aufweist, so hält es schwer, sich vorzustellen, wie Holland aus eigener Kraft die Kulturerschließung des übrigen ungeheuren Kolonialgebietes ermöglichen will.

Nichts liegt unter solchen Umständen näher als die Frage, ob Holland sich nicht auf dem Wege des Verkaufs eines Teils seines Ueberreichtums entledigen möchte, bevor vielleicht eines Tages Stärkere ihre Hand nach den Inseln ausstrecken. Es scheint in der Tat, als ob man neuerdings in Holland diesem Gedanken nicht mehr so schroff ablehnend

Straße in Surakarta.

Marktſzene in Surakarta, Java:

gegenübersteht wie früher. Am meisten wird ein allzu starkes und selbstbewußtes Japan gefürchtet; aber auch England, das seine Straits-Settlements so gern abrunden würde, bleibt ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Von den bedauerlichen Unterstellungen, in denen sich ein Teil der holländischen Presse gegen das Deutsche Reich gefällt, schweige ich lieber. Vielleicht kommen die Niederlande zu der Ueberzeugung, daß sie Schulter an Schulter mit einer stärkeren Macht stehen müssen, um ihre Kolonien zu behaupten. Aber die holländischen Mühlen mahlen langsam, und das Prophezeien ist ein so undankbares Gewerbe!

Im Innern von Ceylon.

Gleich hinter den Wellenbrechern fängt die Langeweile an in Colombo; sie stimmt die arabischen Kaufleute der City melancholisch, so daß ihnen selbst das Betrügen keinen Spaß mehr macht, und pflanzt sich an fünf trostlosen Riesenkasernen vorbei über den flimmerheißen, von rotem Staub erfüllten Exerzierplatz bis zu einer Allerweltsherberge fort, in der sie im Verein mit verschiedenen anderen Dingen ihren Gipfelpunkt erreicht. Abgesehen von Ham and eggs ist ja die englische Kochkunst schon an sich geeignet, das Gemüt eines sonst ganz heiteren Menschen zu verfinstern, englische Kolonialküche aber bringt den Nichtbriten allmählich zum Ausbruch der Verzweiflung. Dazu paßt es recht stimmungsvoll, wie der Südwestmonsun die Wogen gegen die Strandmauer peitscht, wie ihr zorniges Lied Tag und Nacht braust, ihr salzig-bitterer Dunst Korridore und Säle erfüllt und in Koffern und Schränken üppige Schwammerlingkulturen hervorruft. In den wiegenden Palmenkronen vor den Fenstern nistet eine Legion Krähen von besonders großer Art; ihr unermüdliches Krächzen quält die Nerven und stimmt unsäglich trübe, ihre Frechheit ist grenzenlos. Sobald der singhalesische Diener mit finsterem Blick und ohne Gruß den Morgentee bringt, läßt sich ein Dutzend schwarzer Racker auf dem Brett des offenen Fensters nieder, und wenn ich nur einen Schritt zurücktrete oder den Kopf wegwende, fliegen sie ins Zimmer und stiebitzen, was zu holen ist. Das geht so prompt wie mit verteilten Rollen; der eine stürzt sich auf die gerösteten Brotschnitten, der andere auf den Zucker, ein dritter auf den Honig, andere wieder auf die Butter, die Bananen usw., und da mein schwer geprüfter Magen sich freut, wenn die für ihn bestimmten Genüsse an eine andere Adresse gelangen, nehme ich gern die Gelegenheit wahr, mich wenigstens bei den Krähen beliebt zu machen. Bei den Singhalesen

gelingt es mir weniger, aber das beruht auf Gegenseitigkeit. Ich möchte nicht in den Fehler der Verallgemeinerung verfallen und von den Personen, mit denen der Fremde hauptsächlich in Berührung kommt, Schlüsse auf das ganze Volk ziehen; so viel jedoch glaube ich sagen zu dürfen, daß einem das Uebermaß von Zudringlichkeiten, Uebervorteilungen und Schnorrereien die Insel verleiden kann. Aehnliches habe ich, von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, weder bei den Japanern noch Chinesen oder Javanern gefunden. Dieselben Mißstände trifft man überall in den englischen Kolonien; sie entspringen der Art und Weise, wie der Engländer sich zum Eingeborenen stellt.

Auf jene Reisenden, die geradenwegs von Europa kommen und hier nach langer, öder Seefahrt zum ersten Male Tropenboden betreten, macht Colombo erklärlicherweise starken Eindruck; wer aber, wie ich, soeben drei Viertel des Erdumfanges durchmaß, hat schon zu viele Superlative der Bewunderung verpufft und steht den Dingen etwas kühler gegenüber. Ceylon reicht an Java nicht heran, weder in bezug auf landschaftliche Schönheit noch auf Annehmlichkeiten des Aufenthalts. Ich fand die mir bisher zu Gesicht gekommenen Schilderungen von Colombo höchst überschwenglich, und statt des „bezaubernd süßen Duftes", den ein besonders empfindsamer Reisender dort entdeckt haben will, schlugen mir ganz andere Düfte entgegen. Es tut mir leid, den Singhalesen, die ja entfernte arische Vettern sein sollen, unangenehme Dinge sagen zu müssen, aber ich halte sie und ebenso die Tamilen für eine schmutzige Gesellschaft; in ihren Gassen und Häusern sieht es böse aus. Desto schöner wirken die Landhäuser der Europäer mit ihren wundervollen Gärten und Parkanlagen. Man lebt hier auf großem Fuß; leider wird das gesellschaftliche Treiben durch Damenmangel beeinträchtigt, und daran ist das Klima schuld, das den europäischen Frauen sehr schlecht bekommt.

Natürlich konnte ich es mir nicht versagen, in der City auf den Ladenbummel zu gehen, denn die schönen kunstgewerblichen Stücke des Colombischen Museums hatten meine Begehrlichkeit angefacht. Aber ich fand wenig Ansprechendes, wenig Geschmackvolles; es scheint, als ob der Fremdenstrom geradezu vernichtend auf die einst hochentwickelte Kunstfertigkeit gewirkt hat. Jeder Durchreisende möchte etwas „Apartes" mitnehmen, es soll aber möglichst wenig kosten; infolgedessen hat der Künstler, der früher eigene Ideen besaß, sich längst das Denken abgewöhnt und fabriziert nun Kitsch. Daß der Händler jede plumpe Nachahmung mit heiligen Eiden als garantiert echt und alt anpreist, kann bei Orientalen nicht wundernehmen.

Da Colombo mir so wenig zu bieten hatte, machte ich mich bald in des Wortes wörtlichster Bedeutung aus dem Staube und fuhr mit der Bahn ins Hochland des Innern zur alten singhalesischen Königstadt Kandy. Die Züge sind gut eingerichtet und führen sogar Schlaf- und Speisewagen. Anfangs geht es durch ebenes Land, mit tückischen Fieberkeimen in Sümpfen und Tümpeln, mit armseligen, strohgedeckten Hütten, dann steigt die Bahn in kühnen Kurven zum Gebirge an, und der Wind weht durchs Fenster den ermatteten Gliedern einige Kühlung zu. Teeplantagen, wohin man sieht. Sie mögen sehr nützlich sein, zum Beispiel für Sir Lipton, der einen guten Teil von Ceylon in der Tasche hat, aber sie drohen mit ihrer völligen Reizlosigkeit bald alles Urwüchsige und Schöne der Insel zugrunde zu richten. Es ist traurig zu sehen, wie die herrlichen Wälder niedergelegt und abgebrannt werden, um den langweiligen Plantagen Platz zu machen; ich vermute jedoch, daß weder Herr Lipton noch die anderen Pflanzer sich darüber sentimentalen Gedanken hingeben.

In Kandy erholt man sich von Colombo. Ein enges, üppig bewaldetes Tal, mitten darin ein hübscher See und rings um den See die Villen der Europäer, dahinter die Eingeborenenstadt mit ihren volksbelebten Straßen. Ich will den Leser nicht mit einer Aufzählung der singhalesischen Altertümer langweilen, überdies habe ich das wichtigste Heiligtum, Buddhas Zahn, nicht zu Gesicht bekommen, denn er wird nur den Großen und Gewaltigen der Erde gezeigt, und sogar dem König von Siam hat man ihn zu seinem nicht geringen Aerger vorenthalten — weswegen Seine Majestät die mitgebrachten Geschenke wieder einpacken und nach Siam zurückbefördern ließ. Offen gestanden, flößt mir die Reliquie auch nur mäßiges Interesse ein, ich ziehe ihr die Zähne eines frischen Mädchenmundes entschieden vor. Dafür zeigten mir die Tempelwärter alles andere, was sehenswert ist, zum Beispiel die wunderbar zierlich mit hartem Griffel auf präparierte Palmblätter eingeritzten und kostbar gebundenen heiligen Schriften und die Fresken mit den Darstellungen der Höllenstrafen. Der Maler muß sehr trübe Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht gemacht haben, denn fast alle Strafen betreffen nur die Frauen und ihre Untugenden (es gibt solche, d. h. in Indien). In einem englischen Handbuch über Ceylon steht, man möchte doch die buddhistischen Tempelwächter beileibe nicht durch Anbieten von Trinkgeldern kränken. Das muß ein anderes Ceylon gewesen sein, das der Verfasser besucht und beschrieben hat; hier im Tempel von Kandy wurden Trinkgelder nicht nur nicht abgelehnt, sondern geradezu erpreßt; wohl ein dutzendmal mußte ich in die Tasche greifen, bis mein Kleingeld erschöpft war.

Kandy ist ein Mittelpunkt des internationalen Globetrottertums, aber natürlich mit ausgeprägt englischem Anstrich. In der achten Abendstunde füllt sich der Speisesaal von Queen's Hotel mit einer interessanten Gesellschaft, die eigentlich nur zu dem Zwecke hergekommen zu sein scheint, sich übereinander zu mokieren. Die Engländer sind nach den unbeugsamen Gesetzen ihrer Kleidertyrannei in Frack und Lack gefahren, mit einer Wichtigkeit, als ob sie der Vizekönig von Indien persönlich darum gebeten hätte. Amerikanerinnen rauschen in den Speisesaal, schlank und hochmütig, blasiert und mit taktlosem Luxus überladen, wandelnde Diamantenauslagen, prahlerische Demonstrationen unbegrenzter Zahlungsmöglichkeiten. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr bedauernswerter Vater oder Gatte ernährt sie doch; auf dem Fuße folgt ihnen, wie der Schweif dem Kometen, eine Schar glattrasierter Toggenburger, die wie Lohndiener säuseln und nach einem gnädigen Blick der Gnädigen gieren. Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, wie sich in den Köpfen der singhalesischen Diener diese kuriose Welt malt.

Jedenfalls besser als die künstlichen Blumen dieser gekünstelten Welt gefällt mir die Blütenpracht des botanischen Gartens von Peradeniya, unweit von Kandy. Ich ließ mich vom Oberwärter führen, einem ehrwürdigen Manne mit langem Weißbart und jenem Bäuchlein, das die Singhalesen sich in vorgerückten Jahren zuzulegen pflegen. Er hat ein eigenes, höchst liebenswürdiges System der Botanik, nicht ganz so pedantisch wie das Linnésche. „Sehen Sie diese Blätter, Sahib, gleich Elefantenrüsseln; dort die Blüten wie blutroter Samt, auf den die Sonne scheint. Riechen Sie die Blume hier, duftet sie nicht süß wie Honig? Dort die Lilien, ein Heer von weißen Schwänen. Gehen Sie nicht unter den Upasbaum, Sahib, er bringt Ihnen Unglück!" Ich sah kostbare Orchideen und sog ihren betäubend schweren, schwülen Duft ein; ich beugte mich zur Mimosa pudica hinab, und bei der leisesten Berührung mit der Nagelspitze klappten ihre Blätter zusammen. Am meisten aber fesselten mich die sogenannten fleischfressenden Pflanzen mit ihren unheimlich geformten Riesenblüten; sie haben wirklich etwas Gespenstisches und wecken die Erinnerung an Gruselmärchen aus dem Traumlande der Kindheit.

In Kandy sah ich einen liebenswürdigen Landsmann wieder, Herrn John Hagenbeck aus Colombo, den ich dort schon kennen gelernt hatte. Schwerlich hat ein anderer Mensch den Umgang mit Dickhäutern so aus dem Fundament studiert wie Herr Hagenbeck, deshalb war ich sehr erfreut, von dem bekannten Tierexporteur ein wenig in die Geheimnisse, Umtriebe und Kabalen des Elefantenhandels eingeweiht zu werden. Um

nicht indiskret zu sein, will ich nur soviel verraten, daß die Geschäftsgebräuche der Herren Singhalesen stark an jene Usancen erinnern, die bei einer gewissen Sorte von Pferdehändlern üblich sind; aber der gewitzte Exporteur, der übrigens die Sprache der Singhalesen und Tamilen vollständig beherrscht, kennt seine Pappenheimer und läßt sich so leicht nicht hinters Licht führen. Die Preise unterliegen ganz außerordentlichen Schwankungen, je nach der Beschaffenheit der Tiere und nach dem Verhältnis von Vorrat und Nachfrage. Ein guter Mittelpreis ist 1000 M.; es wurden aber auch bereits Preise bis zu 9230 M. erzielt, und im Jahre 1884 ging eine ganze Herde zu der lächerlichen Bagatelle von 53 M. fürs Stück ab. Dazu kommt für die Exporttiere eine Ausfuhrsteuer von je 260 M. Die Ausfuhr der letzten Jahre war im Vergleich zu früheren Zeiten nur gering, obwohl es nicht an Elefanten fehlt; der augenblickliche Bestand der wilden wird auf etwa 2000 geschätzt, die hauptsächlich das schwer zugängliche Dschungelland des Ostens bevölkern.

Leider bot sich in jener Jahreszeit keine Gelegenheit, dem Einfangen wilder Elefanten in Kraalen — in die man sie durch die raffinierten Verführungskünste zahmer Weibchen lockt — zuzusehen, deshalb mußte ich mich mit den Arbeits- und Luxuselefanten begnügen. Der wohlhabende singhalesische Gutsbesitzer ist durch gewisse Ueberlieferungen förmlich verpflichtet, Luxuselefanten zu halten, und wenn er einmal ein Tier aus irgend einem Grunde verkauft, so bricht, wie mir Herr Hagenbeck erzählte, gewöhnlich die ganze Familie in Tränen aus, weil alle sehr an den Dickhäutern hängen. Die erstaunlichen Leistungen der Arbeitselefanten sind zu häufig geschildert worden, als daß sich Neues darüber sagen ließe; ihre Intelligenz wird höchstens noch von ihrer Gutmütigkeit übertroffen, ja, ich möchte es fast ihre Liebenswürdigkeit nennen. Es ist wunderhübsch, einem Elefanten zuzusehen, wie er Fässer rollt oder Balken zusammenträgt und die kunstgerecht verschrägten Lagen des Stapels kritisch mustert und ausrichtet, und wie er dann, wenn seine Mittagsstunde schlägt, prompt die Arbeit abbricht, mit einem Gefühl für Pünktlichkeit, das man sonst nur den braven Männern des Maurergewerbes nachrühmt. Der Leser wird es vielleicht für Elefantenlatein halten, aber es ist völlige Wahrheit: die Elefanten bei Kandy sind so ans Photographiertwerden gewöhnt, daß sie beim Aufstellen der Camera ganz von selbst die geeigneten Haltungen einnehmen; ihre Posen kommen sogar geradezu gefallsüchtig vor, wie ja auch der Mensch, wenn auch ganz unabsichtlich, vor dem photographischen Objektiv immer ein bißchen Komödie spielt. Uebrigens wird wohl jeden, der sich zum ersten Male

unter einer frei herumſtampfenden Elefantenherde bewegt, ein leiſes Gefühl des Unbehagens anwandeln, der Argwohn, daß er durch ein kleines Mißverſtändnis allzu leicht und ſchnell in ſeine Beſtandteile aufgelöſt werden könnte. Aber die Tiere ſind ungemein gutmütig und menſchenfreundlich, und nur ein einziger von denen, die ich ſah, gab durch Trompeten mit dem Rüſſel kund, daß ihm mein Anblick mißfiel. Das iſt die Aufforderung zum ehrenvollen Rückzug, denn bei dieſen Dickhäutern gehören „Liebe und Trompetenblaſen" keineswegs ſo eng zuſammen wie beim Trompeter von Säkkingen.

In Nuwara Eliya traf ich einen preußiſchen Hauptmann, der nach vier Jahren China auf der Heimreiſe begriffen war und ein paar Wochen auf Ceylon dem Weidwerk widmete. „Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen," erzählte er, „wie herrlich und großartig das Pirſchen im Dſchungel iſt. Das ſchönſte aber iſt, daß man nicht weiß, was einem vor den Lauf kommt, ob Elk, Büffel, Panther oder Elefant." Meine Vermutung, daß er Elefanten mit großkalibriger Büchſe oder Exploſivkugeln ſchöſſe, erwies ſich als irrig. „Ich habe nur meinen Militärkarabiner, weiter nichts. Beſondere Büchſen halte ich für zwecklos, denn ſie nützen gar nichts, wenn der Schuß nicht an der Schläfe zwiſchen Auge und Ohr ſitzt, und für die Stelle genügt auch der Karabiner. Man läßt, wenn irgend möglich, das Tier bis auf fünf Meter herankommen." „Und wenn der Schuß nicht ſitzt?" „Er muß eben ſitzen."

Manchmal aber ſitzt er doch nicht. Vor ein paar Monaten paſſierte es einem engliſchen Sportsmann, daß er, von einem ſinghaleſiſchen Jagdveranſtalter begleitet, im Wald auf einen Rogi ſtieß. Der Rogi (engl. rogue) iſt ein unangenehmer Burſche, ein Elefantenjunggeſell, der ſich aus gewiſſen Gründen von der Herde losreißt und in einer abnormen Gemütsverfaſſung, einer Art von Tollwut, einſam herumtreibt. Während ſonſt auch der wilde Elefant dem Menſchen ohne ſchwere Reizung kaum etwas tut, geht der Rogi ſofort auf jeden wahren oder eingebildeten Feind los; bei einer Begegnung mit ihm gibt es nur eine Loſung: du oder ich. Die Regierung weiß den Charakter des gefährlichen Tieres zu würdigen und ſichert den Erlegern von Rogis Prämien zu. Jener engliſche Sportsmann alſo ſieht ſich wenige Meter von dem Rogi entfernt, ſchlägt an, ſchießt — fehlt und verletzt den Elefanten nur am Rüſſel, ſeinem empfindlichſten Körperteil. Raſend vor Wut ſtürzt der Rogi auf ihn los, und da es in ſolchem Falle kaum eine Möglichkeit der Flucht gibt, zumal im Dickicht nicht, wirft ſich der Schütze inſtinktiv auf den Boden und verhält ſich regungslos. Gleich darauf fühlt er den Elefantenrüſſel an ſeinem

Leibe herumtasten, das Tier beschnüffelt ihn und — läßt ihn liegen, um sich den Singhalesen zu holen, der in sinnloser Angst (die Singhalesen haben die Tapferkeit nicht erfunden) hin und her läuft. Mit ein paar Schritten hat der Rogi den Unglücklichen erreicht und im Nu zu einer unförmlichen Masse verwandelt, dann trottet er weiter; der Schütze aber erhebt sich nach einiger Zeit und tritt unversehrt den Rückzug an.

Ein billiger Sport ist die Elefantenjagd keineswegs. Ein Jagdausflug erfordert bei dem schwierigen Gelände und den mangelhaften Verbindungen in jenen abgelegenen Gegenden zwei bis drei Wochen Zeit; der singhalesische Jagdveranstalter, der die nötigen Auskundschaftungen und Arrangements besorgt, erhält für sich und seine Auslagen täglich 42 M., dazu kommt noch eine Staatsabgabe von 130 M. für jeden Elefanten. Die Erlaubnis zum Abschuß wird immer nur für ein Stück erteilt; es ist sehr anerkennenswert, daß durch solche Maßregeln der sportsmäßigen Vernichtung des edlen Tieres vorgebeugt wird. Oft aber schweifen die Jagdlustigen wochenlang vergeblich umher und bekommen keinen Elefanten zu Gesicht; Zeit und Geld sind dann nutzlos vertan. Der Materialwert der erlegten Tiere ist sehr gering, da der Elefant von Ceylon nur verkümmerte und mitunter fast gar keine Stoßzähne besitzt. Uebrigens erzählt man von den Weddas, den Ureinwohnern der Insel — es gibt ihrer nur noch eine geringe Anzahl, und ich bin in ihre Gegend nicht gekommen — daß sie den Dickhäuter mit geschickten Pfeilschüssen hinters Ohr erlegen, aber die europäischen Elefantenjäger bringen diesen Berichten erhebliche Zweifel entgegen.

Von Kandy führt die Bahn in halbtägiger Fahrt nach Nuwara Eliya hinauf, in so steilem Anstieg und mit so jähen Kurven, wie ich es noch nirgend anderswo gesehen habe. Zu beiden Seiten der Bahn entrollen sich wundervolle Landschaftsbilder, deren Schönheit leider mehr und mehr durch die Teeplantagen zerstört wird. Mit dem Tee auf Ceylon hat es eine eigenartige Bewandtnis. Noch vor drei Jahrzehnten wurde nichts anderes als Kaffee gepflanzt; das Geschäft war blühend, der Jahresumsatz stieg bis auf 25 Millionen Mark, die auf eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Pflanzern entfielen. Da warf sich ein Schimmelpilz auf die Kaffeesträucher und vernichtete in wenigen Jahren alle Ernten, alle Hoffnungen. Die eben noch so glücklichen Pflanzer standen vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch, die zahllosen Plantagenarbeiter vor namenlosem Elend. Aber mit einer Energie, wie sie in der Kolonisationsgeschichte wohl einzig dasteht, entschlossen sich die

Elefanten bei Kandy.

Straßenszene in Kandy, Ceylon.

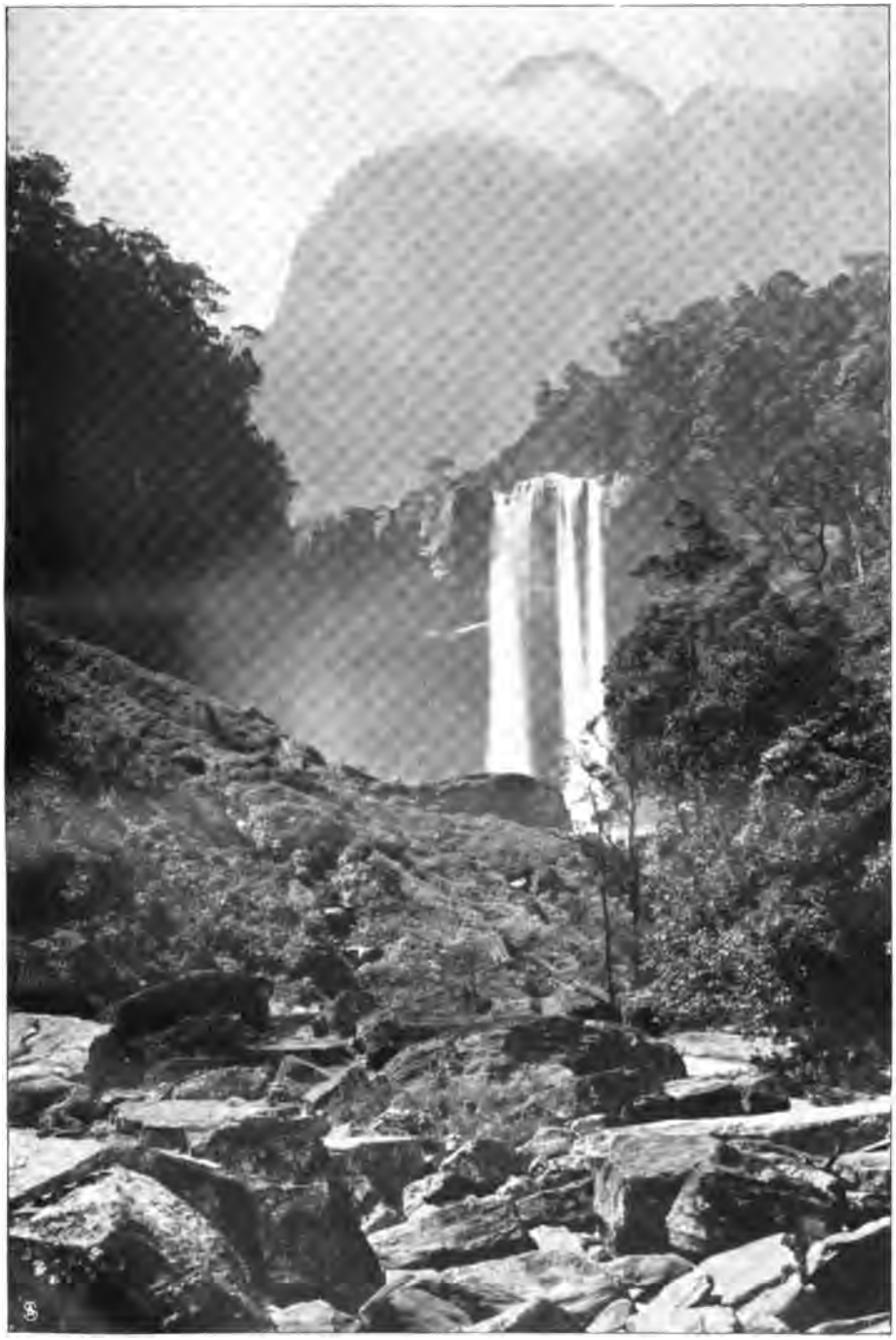
Pflanzer, ihre Kraft nicht weiter im Kampfe mit dem tückischen Schmarotzer zu vergeuden. Sie brachen den Kaffeeanbau radikal ab und gingen, nachdem sie eine kurze Zeit erfolglos mit Cinchona (Chinin) experimentiert hatten, zum Tee über. Seit jener Zeit wird so gut wie gar kein Kaffee mehr angebaut. Den 4000 Morgen Kaffeeplantagen stehen jetzt 385,000 Morgen Teeplantagen gegenüber, und die Teeausfuhr nimmt von Jahr zu Jahr größeren Umfang an. Im Gegensatz zu den mitunter zweifelhaften Machenschaften der chinesischen Teepflanzer soll auf den Ceylontee mehr Sorgfalt und Reinlichkeit verwandt werden.

Nuwara Eliya, das im sprechfaulen Munde des Engländers zu Nurália wird, liegt in einem wasserreichen Hochtal und ist die beliebteste Gesundheitsstation der indischen Europäer. Für das fiebernde Blut, die stockenden Säfte, die mangelhaften Funktionen der Organe, das schwer niedergedrückte Gemüt und alle anderen Gebrechen, mit denen die allerhöchste Obrigkeit das Wandeln unter Palmen bestraft, gibt es Linderung dort oben in der herben, rauhen Luft. Dort, 6200 Fuß über dem Meere, merkt man wenig oder nichts von den Tropen, viel eher würde man sich irgendwo im schwedischen oder schottischen Hochlande wähnen, und erst ein Blick auf die Rhododendrons und Eukalyptusse und die in schmutzig-graue Burnusse gehüllten, fröstelnd mit schlotternden Knien einhertrottenden Tamilen erinnert an Ceylon. Im Hotel warf der Boy ein paar frische Kloben in den Kamin, und knisternd und zischend züngelten die Flammen um ihre Beute. „Habt ihr denn nichts zu lesen?“ fragte ich den Burschen. Der rote Turban nickte, die nackten Sohlen huschten davon, und bald kam er mit einem dicken, englischen Buch zurück. Ich schlug es auf: „Der Wahnsinn und seine Behandlung“. Dieser unbewußte, trübe Humor paßte ausgezeichnet zu der unsagbaren Schwermut der regennassen Landschaft, der windgepeitschten Wolkenfetzen. Mit wahrem Entzücken lief ich durch den Regen und ließ mich bis auf die Haut durchnässen; ich interessierte mich nur für den Regen und die Kälte und kümmerte mich gar nicht um die armseligen Tamilen im Dorfe, weder um die wandernden Sänger, die mit näselnder Stimme Romanzen ableierten und sich dabei die Wange hielten, als ob sie Zahnschmerzen hätten, noch um die Familienidyllen vor den Hütten, die Gruppen von Papa, Mama und den Kleinen, die sich mit rührendem Eifer und anscheinend sehr ausgiebigem Erfolge gegenseitig das Haar durchsuchten.

Es schien mir unmöglich, von Ceylon zu scheiden, ohne dem Adamspik einen Besuch abgestattet zu haben. Zwar ist er nicht der

höchste Berg der Insel, sondern muß diesen Vorrang dem Pedrotellagalla überlassen, aber seine höchst eigenartige Form, die ungefähr an einen Zuckerhut mit abgebröckelter Spitze erinnert, wirkt auf den Kletterlustigen so anziehend, daß er vor Begierde brennt, Knie und Schultern an den Schroffen des granitenen Riesen zu wetzen. Dazu kommt noch ein gewisser mystischer Reiz, denn der Adamspik ist ein heiliger Berg, weil Buddha sich von seiner Spitze zum Himmel erhob und dabei im Felsgestein einen Abdruck seines Fußes in Größe von anderthalb Meter zurückließ. So sagen die Buddhisten, die Mohammedaner dagegen geben den Eindruck als die Fußspur Adams aus; aber ich kann mir nicht denken, daß unser Urahne in seiner paradiesischen Einfachheit auf einem so ungewöhnlich großen Fuß gelebt hat, deshalb neige ich mehr zur Ansicht der Buddhisten. Der Berg ist gar nicht besonders hoch, nur 2250 Meter, und die Besteigung kann keine namhaften Schwierigkeiten bereiten, da buddhistische Priester oben wohnen und häufig Wallfahrer hinaufpilgern. Ich bin auch auf dem Adamspik gewesen, d. h. beinahe, und an diesem fatalen „Beinahe" war außer der Ungunst des Wetters mein Eigensinn schuld. Es ist das gute Recht des Himmels, seine Schleusen zu öffnen, wann es ihm beliebt; aber ich fand es doch ein wenig rücksichtslos, daß er hiervon gerade in den Tagen meines Ausflugs ins Gebirge schrankenlosen Gebrauch machte. Einem Landsmanne, der schon auf dem Adamspik war, verdankte ich ausführliche Angaben über den besten Aufstieg; mir kam diese Route jedoch zu bequem und ausgetreten vor, und mit jener Vorliebe fürs Umständliche, die den Bergfex über das Niveau der Alltäglichkeit erhebt, entschied ich mich für einen anderen Aufstieg nach eigener Idee. Die Idee an sich mag vortrefflich gewesen sein, die Ausführung ließ zu wünschen übrig.

Ich weiß nicht, wie viele Kilometer wir schon marschiert waren, als wir uns bei Anbruch der Nacht zwei Stunden weit von Laksapana befanden. Der Regen hatte seit Mittag aufgehört, und die Hoffnung, auf dem Adamspik das vielgerühmte Schauspiel des Sonnenaufgangs genießen zu können, trieb mich weiter. Nach meiner Berechnung mußten wir gegen 3 Uhr morgens auf dem Gipfel anlangen. Leider ward es mir bald klar, daß hier die Ortskenntnisse des führenden Kulis versagten und er nicht besser Bescheid wußte als die Trägerkuli und ich selbst, der ich nur auf schlechtes Kartenmaterial und einige orakelhafte Auskünfte angewiesen war. Wo bekäme man auch im Orient eine korrekte, zuverlässige Auskunft! Aber es widerstrebte mir, so schnell den Rückzug anzutreten, und wir stolperten beim trüben Schein der Handlaternen auf kaum erkennbaren Pfaden weiter, bergauf und bergab



Landſchaft beim Adamspik, Ceylon.

durch nasses Gras und nasse Wälder und über glitschiges Felsgeröll kleiner Flußläufe, vorbei an meterhohen Termitenhügeln, um die man gern einen weiten Bogen macht, weil die unsympathische Brillenschlange sich dort einzuquartieren liebt; abermals zwei Stunden lang, bis der Regen mit erneuter Kraft einsetzte.

Die Kulis verhehlten ihr Mißvergnügen nicht, sie tuschelten schon seit längerer Zeit miteinander und blieben endlich stehen, um mir mit ein paar Brocken Englisch zu erklären, daß sie nun genug hätten und umkehren wollten. Das war um die elfte Stunde. Ich mochte nicht umkehren, da es mir sehr fraglich schien, ob wir denselben Weg zurück finden würden, allein bleiben wollte ich aber in dieser allzu interessanten Gegend natürlich auch nicht; ich sagte also den Kulis, daß wir die Zeit bis Tagesanbruch an einer geschützten Stelle verbringen und dann, je nach dem Wetter, entweder weiter- oder zurückmarschieren würden. Die Kerle taten, als ob sie mich nicht verständen, und trafen Anstalt, sofort umzukehren. Es gibt nichts so Nützliches auf der Welt wie den guten Ton in allen Lebenslagen; deshalb begann ich im Fortissimo zu schimpfen, in allen möglichen Sprachen, wie mir die Worte gerade in den Mund kamen, und sah mit Vergnügen, daß auch Tamilenherzen dem Zauber der Beredsamkeit nicht unzugänglich sind. Wenigstens der eine Bursche, der Träger, schlug sich nun auf meine Seite und hielt dem Kameraden eine tamilische Standpauke, so daß dieser ganz verdutzt dastand und mit einem nicht eben geistreichen Gesicht bald mich, bald den Träger anstarrte. Auch ein kleines „Phantasiestück in Callots Manier", diese Nachtszene in der Wildnis, beim unsteten Flackerschein der Laternen und strömenden Regen.

Ein überhängender Felsen versprach einigen Schutz. Die Kulis versuchten Feuer anzumachen und plagten sich eine halbe Stunde damit, feuchtes Laub und Gezweig in Brand zu setzen; aber das Ergebnis war ein träges Schwelen, ein beizender Qualm, der mir die Augen zerfraß. Und unaufhörlich, unaufhörlich der müde Plätscherschall des Regens in den Bäumen, sein Klatschen auf den Fels, und vom Gestein und von den Wipfeln rann es kleinen Wasserfällen gleich herab, und der Tümpel vor unserem Schlupfwinkel ward immer größer und größer. Ich stellte die Laternen aus, um ungebetene Gäste zu verscheuchen, und hüllte mich resigniert in den Mantel. Die armen Kerle von Kulis klapperten vor Frost mit allen Gliedern. Heimtückische schmale Blutegel, eine der Insel eigentümliche, ganz kleine Art, hatten bald herausgefunden, daß meine Füße vielleicht neue Sensationen in ihr eintöniges Dasein brächten, und wußten zwischen Strumpf und Gamasche ihren Weg zu finden. Ans

Ausziehen der Stiefel war nicht zu denken, denn ich hätte sie in ihrem völlig durchweichten Zustande nicht wieder anbekommen. Nach wenigen Minuten geschah das Unglaubliche: die Kulis schliefen und schnarchten um die Wette, obwohl sie halb in Sumpf und Wasser lagen. Mir war es unmöglich, ein Auge zu schließen. Ich entdeckte in meiner Tasche noch ein paar trockene Zigarren und rauchte eine nach der anderen, und meine Gedanken wanderten über Kulis, Adamspik und Regenfluten durch die Tropennacht zurück zu mancher anderen durchwachten Nacht, in der ich gewünscht hatte, tausend Meilen weit fort zu sein, irgendwo in einem fernen, fernen Lande. . .

Im Tanz der Stunden kam die sechste, graues Zwielicht kroch durch die Wipfel, der Regen flaute ab, rasch ward es hell. Gleichviel, ob Buddha oder Adam — der Adamspik interessierte mich auf einmal gar nicht mehr; an seiner Stelle stieg vor meinem geistigen Auge ein gut gedeckter Tisch mit Schinken, Eiern und heißem Tee auf, eine gar verführerische Vision. Ich gab also das Signal zur Umkehr, und gegen Mittag erreichten wir wieder glücklich die Station. Die Kulis verlangten dort das Doppelte des vereinbarten Soldes „wegen verdorbener Kleider".

Sie bewiesen mit dieser Begründung mehr Witz, als ich ihnen zugetraut hatte, denn ihre Garderobe bestand aus zwei pensionierten Kartoffelsäcken.

* * *

Acht Tage darauf war Ceylon längst meinen Blicken entschwunden, und die Wogen des Indischen Ozeans tanzten ums Schiff. Es ging nach Hause.

Lange schien es mir zweifelhaft, ob die Schiffsmusik mehr zur Beruhigung der Wellen oder mehr zur Beruhigung der Haie dienen soll, bis der Schiffsarzt erklärte, sie wäre zum Vergnügen der Passagiere da. Dieser Schiffsarzt dachte überhaupt stets das Beste von der Welt und von den Dingen, aber man braucht auch wirklich eine gute Portion Optimismus, um nicht zwischen Bremerhaven und Adelaide und Adelaide und Bremerhaven auf der fruchtlosen Suche nach der entfernten Möglichkeit einer Beschäftigung tiefsinnig zu werden. Seit acht Wochen wartete der liebenswürdige junge Herr täglich und stündlich auf einen Patienten, denn er will die üppige Monatsgage von —dert Mark nicht bloß einnehmen, sondern auch verdienen; aber die Menschen an Bord waren geradezu impertinent gesund oder, wenn ihnen mal etwas fehlte, so boshaft, sich selbst zu kurieren. Das betrübte den guten Doktor, und dennoch kam auch für ihn der Augenblick des Glücks und für uns

andere zugleich ein Sensationchen in die bleierne Langweile. In der Backofenhitze bei Aden geschah es, daß unter den Hühnern, die das von Australien kommende Schiff zum Zwecke der Eierlieferung dort aufgenommen hatte, der Hahn erkrankte und umfiel. Ein Schimmer der Verklärung flog über die Züge des Doktors, und wir alle waren uns der Feierlichkeit des Augenblicks bewußt, als er nach eingehender Untersuchung sagte: „Ueberfressen!" Leider war die Diagnose falsch („natürlich", meinte der Ingenieur), denn der arme Gockel hatte einfach den Sonnenstich bekommen, und nachdem ihm von barmherzigen Samaritern stundenlang Eiswasser auf den Kopf geträufelt war, richtete das Häufchen Unglück sich wieder auf, und der Doktor konnte verkünden: „Er wird seinen Berufspflichten erhalten bleiben." Da ging es wie ein Aufatmen der Erleichterung durchs Schiff, und die Amateure photographierten erst den Hahn und dann den Doktor und schließlich den Doktor mit dem Hahn. Der Geist der Medizin war wieder einmal glänzend rehabilitiert.

Ich konnte dem wackeren Gockel sein Leid recht innig nachfühlen, war ich doch selbst in Colombo in körperlich und geistig stark ramponierter Verfassung an Bord gekrochen und mußte mir noch alle Mühe geben, bis zur Abfahrt des Dampfers meinen Zustand zu verheimlichen, denn man hegt ein so merkwürdiges Vorurteil gegen verdächtige Fieberkranke. Bei einer Temperatur von 38° in die wärmsten Wintersachen gehüllt, lag ich acht Tage lang frostklappernd und teilnahmslos da, während der Monsun, der eigentlich schon ausgeblasen haben sollte, seine letzten Kräfte zu einem wutschnaubenden Finale sammelte und eine Sturzwelle nach der anderen auf den Schaukelkasten prasseln ließ. Der Dampfmaschine war das ganz gleichgültig, sie bumberte ihr ewiges: „In Pasewalk, in Pasewalk, in Pasewalk" . . . aber das Gesicht des Erzbischofs von Hongkong schillerte in allen Farben des Spektrums, und der Küchenchef philosophierte: „Wozu lebt man nun eigentlich und haucht seine Seele in Menüs aus, wenn kein Mensch danach fragt?" Der Kapitän steckte seine Nase in den sprühenden Gischt, schnupperte wie ein Jagdhund (der Seemann r i e c h t das Wetter) und sprach: „Wenn wir nur erst an dem verd . . . Sokotra vorbei wären!" Aber auch Sokotra und Kap Guardafui gingen vorbei, und auf einmal schlief der Monsun ein, und die See wurde glatt wie ein — nein, nicht „glatt wie ein Spiegel", das ist eine dumme Phrase; sie wogte leise mit leichter Dünung. Eine hellgelbe Küste mit seltsam geformten Bergen tauchte zur Rechten auf; wir hielten dicht an Land und sahen die Staubtromben aus dem kahlen Sande aufwirbeln. „Was ist das für ein Land?" fragte mich ein Reisegenosse, einer von jenen harmlosen Weltumseglern, bei

denen der Besitz eines leistungsfähigen Scheckbuchs über die Nebelhaftigkeit ihrer geographischen und sonstigen Begriffe hinweghilft. „Ich habe mich beim Barbier erkundigt, es ist Arabien, die Landschaft Hadramaut", erwiderte ich, und der Harmlose ging zu seinem noch harmloseren Ehegespons und sagte: „Das ist Hadramaut, die Landschaft Arabien."

In einer brutheißen Nacht stoppt die Maschine ihren ewigen Sang von Paſewalk, die Ankerkette rasselt, gelbe Lichter huschen über die phosphoreszierende See — wir liegen vor Aden. Kein Lüftchen regt sich, der Schweiß rieselt von den matten Gliedern. Die ganze Nacht hindurch wird das Schiff von Booten mit arabischen Burschen umschwärmt, die uns Muscheln, Zigaretten und Ansichtskarten verkaufen wollen. Wenn ihr Lärm zu arg wird, läßt sie der Kapitän mit der Feuerspritze traktieren. Im Morgengrauen geht es weiter, mittags erreichen wir die schmale Durchfahrt Bab el Mandeb, das „Tor der Tränen", und kommen an dem nackten Felseneiland von Perim vorbei, wohl der trostlosesten aller kleinen Garnisonen Großbritanniens, mit einer Signalstation des Norddeutschen Lloyd. Wir biegen ins Rote Meer ein.

Das Rote Meer ist natürlich alles andere, nur nicht rot, so wenig wie das Schwarze Meer schwarz und die schöne blaue Donau blau ist. Nirgends auf der Welt wird so viel gelogen wie im Roten Meer. Macht es die Hitze, die hier ja häufig genug die Sinne von Heizern und Zwischendeckern so verwirrt, daß sie über Bord springen? Macht es die Langeweile? Gleichviel, Tatsache ist, daß alle zu lügen anfangen: die Ostasiaten mit und ohne Rheumatismus, Tropenpflanzer mit dem unvermeidlichen Leberleiden und selbst Damen, unter denen sich, nebenbei bemerkt, leider keine befindet, die auf die Wohltat eines gesunden Schlafes störend wirken könnte. Passagiere, die von Colombo bis Perim die ernsthaftesten Leute waren, werden plötzlich von dem Triebe befallen, Tartarinaden zu erzählen. Einer, ein sonst stiller Mann, fängt eine Geschichte an von einem bei Samoa hausenden „Meeraal", der an einem bestimmten Tage zur bestimmten Minute aus dem Wasser auftaucht und zerplatzt, und als man lacht, wird er wild und schwört heftige Eide. Der Kapitän erzählt, wie sein Schiff von einem riesigen Schwertfisch angegriffen wurde. „Meine Herren, Sie werden es nicht glauben, aber er bohrte uns ein Leck von zwei Fuß im Durchmesser; wir mußten die Schotten schließen . . ." Der Eisenwurm, der die Magnetnadel anknabbert, wenn sie nicht täglich mit Insektenpulver eingerieben wird, kann nur noch ganz unschuldigen Gemütern vorgesetzt werden; aber sein Kollege, der intrigante „Eiswurm", der das Eis frißt, findet hier und dort Glauben. Alle diese Geschichten werden mit eherner Stirn erzählt.

Nach vier Tagen fahren wir an dem gewaltigen Gebirgsmassiv des Sinai vorbei, und der Harmlose fragt mich wörtlich: „Wie war denn das? Ist hier nicht mal der Prophet Daniel durchs Rote Meer gegangen?" Also nicht bloß Geographie, sondern auch Religion schwach. Das Fahrwasser wird immer enger, endlich hört es ganz auf, Suez liegt vor uns, eine Oase im gelben, wundervoll leuchtendem Wüstensande. Eine Aerztin kommt an Bord, um den Gesundheitszustand zu prüfen; die aufgestellten Heizer grinsen, aber die Dame überläßt die Untersuchung ihren Assistenten. Dann geht es in den Suezkanal, und während der Dampfer langsam, ganz langsam zwischen dem Sand zur Linken und dem Sand zur Rechten dahinfährt, verschwindet das letzte Stückchen Roten Meeres in den violetten Tinten der Abenddämmerung. Mir wird es enge ums Herz. Als ob uns der Orient die Erinnerung an alles, was schön an ihm ist, auf den Weg ins nordische Wintergrau mitgeben möchte, gießt er eine berauschende Farbenflut über die Wüstenlandschaft und ihre ungeheure, starre Erhabenheit aus.

In Port Said werden Kohlen genommen, wir dürfen an Land. Ganz Port Said lebt von der rosigen Laune der Reisenden, denn es ist ein unbeschreibliches Vergnügen, nach langer Seefahrt wieder auf festem Boden zu lustwandeln. Und da man in solcher Gemütsverfassung keine große Widerstandsfähigkeit besitzt, gibt sich Port Said erfolgreiche Mühe, die Börsen der Fremden zu erleichtern, soweit es die anerkennenswerte Wachsamkeit der ägyptischen Polizei zuläßt. Abends geht es an der Lesseps-statue vorbei ins Mittelmeer hinaus, die weißen Tropenanzüge machen der warmen Kleidung Platz. Kreta, Messina, Neapel — wir sind wieder in Europa und sind bis zur Ausgelassenheit lustig; die langentbehrte herbe Luft bläst ins Blut, mächtig regt sich der Heimatsdrang. Vergessen ist der Orient, als das herrliche Ufer der Riviera mit seinem blühenden Kranz von Städten, Villen und Gärten vor uns liegt; vergessen sind die Tropen, als wir in Genua wieder den alten Kontinent an einer seiner prächtigsten Kulturstätten betreten. Schönheit, alte Kultur, persönliche Eigenart — nein, das können sie uns „rückständigen" Europäern doch nicht so schnell nachmachen, weder die weißen Herren überm großen Heringsteiche noch die gelben Herren im fernen Osten! — —

Meine Reise ist zu Ende. Ich habe 154 Nächte in Gasthäusern, 68 auf dem Schiff und 20 auf der Eisenbahn zugebracht. 128 mal wurde mir Roastbeef vorgesetzt, und ich hasse seitdem die englische Welteroberungspolitik. Meine stärksten Natureindrücke verdanke ich dem Colorado-Cañon und dem Vulkan Kilauea auf Hawaii. Am besten gefallen hat es mir in Japan, aber auch an die landschaftliche Schönheit